Helle

und

dunkle Zeitgenossen.

Von

Wilhelm Chezy.

Drittes Bändchen.

Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.
1864.

Erinnerungen

aus

meinem Leben.

Von

Wilhelm Chezy.

Dolores mis albricias.

Zweites Buch:

Helle und dunkle Zeitgenossen.

Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.
1864.

Helle

und

dunkle Zeitgenossen.

Von

Wilhelm Chezy.

Drittes Bändchen.

Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.
1864.

Vorwort zum zweiten Buch.

„Wer am Wege baut, hat viele Meister", sagt das alte Sprüchlein. Nun aber ist jedes gedruckte Buch ein solcher Bau, und wenn das Buch zeitgenössische Erinnerungen enthält, so steht es schier mehr im Wege als am Wege. Das hat sich abermals an der ersten Abtheilung des vorliegendes Werkes erprobt und wird sich wol auch an der zweiten bewähren, welcher der Verfasser den Wunsch mitgibt, daß sie von Seiten der Lesenden mit derselben Theilnahme aufgenommen werde, welche das erste Buch auszeichnete, und daß die Widersacher auch dießmal sich mit einer wolfeilen Kritik behelfen müssen, die sich an Aeußerlichkeiten hielt, welche mit Schrot und Korn des Buches selbst nichts zu schaffen haben.

Dann wird die vorliegende Bilderreihe von hellen und dunkeln Zeitgenossen mit großem Behagen sich von den Gothaern darüber abkanzeln lassen, daß sie in demselben Verlage erschien, welcher — um von so vielen anderen tüchtigen Werken zu schweigen — den Nachlaß Gfrörers veröffentlichte, jene „Geschichte des XVIII. Jahrhunderts", welche zwar im Lager clericaler Finsterlinge

schweres Aergerniß erregte, doch damit die Feinde nicht versöhnte, sondern im Gegentheil die gehässige Verbitterung steigerte, weil sie vollständig begreifen, wie die geschmähte und verfolgte Kirche ihre Stellung befestigt und ihrer hohen Sendung hienieden in demselben Verhältniß umso mehr gerecht wird, in welchem ihre besten Söhne sich von jenen blinden Eiferern abscheiden, die in den Sendboten des Heilands einen feilen Schwarm von schwarzröckigen Polizeidienern erblicken und die irdische Knechtschaft für den Kaufpreis der himmlischen Erlösung ausgeben.

Nicht minder gelassen wird der Verfasser die Vorwürfe anhören, welchen auch dießmal seine Person nicht entgehen dürfte. Und wenn er auf dieselben hier zurückkommt, so geschieht es nur deßhalb, weil er sich nicht versagen mag, ein Schreiben mitzutheilen, welches ein lieber Freund an ihn gerichtet, der unter den bittern Qualen der letzten Monate seines zu früh geknickten Daseins eine dergestalt kräftige Erquickung in dem Buche fand, daß der Verfasser für die Mühe, es geschrieben zu haben, sich schon reich belohnt erachten würde, wenn es auch sonst niemand gelesen hätte.

Friedrich Hebbel († 13. Dec. 1863) schrieb unter dem 30. Sept. 1863 an Chezy, wie folgt:

Verehrtester Freund! Bei meiner Zurückkunft aus Baden und seinem Schwefelpfuhl, um Ihren Ausdruck zu gebrauchen, fand ich Ihre Lebens-Erinnerungen als gütige Gabe auf meinem Tische vor. Ich habe Ihr Buch gleich gelesen und bin gestern Abend damit fertig geworden, unendlich bedauernd, daß die „Fortsetzung

erst folgt", da ich heute Morgen in der Lectüre gern fortgefahren wäre. Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank! Sie haben einen ganz vortrefflichen Beitrag zur Zeit- und Sittengeschichte geliefert, und wenn man Sie wirklich, wie es nach Ihrer Einleitung scheint, lächerlicher Weise kindlicher Impietät bezichtigen sollte, so kann das nur von Leuten geschehen, welche den Nekrolog für den zweiten Sarg des Menschen halten, in den der letzte Hemd-Zipfel, der vielleicht noch hervorguckte, untergebracht und sorgfältig verschlossen werden muß, damit nur ja nichts übrig bleibe, als das reine, leere, unterscheidungslose Nichts. Der Deutsche möchte das Sonnenlicht und, für seine Person, den Ring des Gyges dabei. Da das nun ein höchst absurdes Gelüst ist, so thut man wol, sich nicht daran zu kehren und ihn so lange als einen Mündigen zu behandeln, bis er wirklich mündig wird. Wer das Bild Ihrer Mutter mit reinen Augen betrachtet, der wird Mitleid empfinden, tiefes Mitlied darüber, daß edle Elemente nicht die harmonische Form fanden und den bittern Zwang der Natur beklagen, der geistige Bucklige schafft, wie leibliche; wem diese Augen fehlen, für den schreiben Sie nicht.

Nochmals den besten Dank. Ich selbst bin seit März nur ein halber Mensch, hause nur noch in Sole, Schwefel und Dampf und muß das kleinste Briefchen als eine Arbeit betrachten.

Ihr herzlich ergebener

Friedrich Hebbel.

Von Hebbel wird im dritten Buche ausführlicher die Rede sein. Der Stoff zu demselben ist großentheils schon zurecht gelegt, einiges davon bereits fertig. Es wird Wiener Zustände und Wandlungen seit 1850 vorführen, also vom großen Felix Schwarzenberg an durch die Zeit, in welcher sein Nachfolger den ursprünglichen hohen Ge-

danken in mißverstandener Auffassung zu Grunde richtete, bis zu Schmerling.

Und dießmal bewahre uns der Himmel gnädig vor dem Geschicke, daß ein Werk, welches der gereiften Einsicht und der Hochherzigkeit des Kaisers seinen verheißungsvollen Ursprung verdankt, vorzeitig den Händen des Staatsmannes entrückt werde, der es zum Ziele zu führen so befähigt erscheint.

Wien, zu Neujahr 1864.

Der Verfasser.

I. München vom Frühjahr 1829 bis zum Herbst 1831.

1.

Mit raschem Anlaufe über das schnellkräftige Schwungbrett wirft sich der Schwimmschüler, des Gurtes und der Leine ledig, kopfüber in die Fluth, taucht tief hinunter in das kühle Naß und übt dann seine kaum erlernte Kunst auf der Oberfläche mit frischer Kraft. Das ist der großen Probe Anbeginn, bei allen Freischwimmern gleich, wenn auch der fernere Verlauf mit den verschiedenen Wechselfällen so ziemlich bei jedem sich anders gestalten mag. Wilhelm Chezy machte den Kopfsprung ohne die mindeste Scheu. Die Blödigkeit hatte er sieben Jahre zuvor, wie seinerzeit erzählt worden, in Berlin abgelegt, die Fertigkeit im letzten Winter zu Wien durch Uebung vervollständigt. Auch dem Lebensalter nach war er kaum Gelbschnabel mehr genug, um unsicheren Schrittes aufzutreten, selbst wenn er das gemächliche Mißgeschick erlebt gehabt hätte, wie schöner Leute Kinder erzogen zu werden, in einer und derselben Stadt aufzuwachsen und nur geordnete Verhältnisse kennen zu lernen. Von solchem „Mißgeschick“ aber hatte er wenig erfahren. Sein Dasein war unstät gewesen wie das eines Zigeuners, sein Körper abgehärtet, sein Sinn gestählt sowol durch die zahllosen Zwischenfälle der wechselvollen Irrfahrten seit zarter Kindheit als auch durch den Widerstand, welchen

er, mehr oder weniger geheim, mit stets klarem Bewußtsein und wachsender Erbitterung den Verhältnissen im Inneren des Wanderzeltes entgegengesetzt hatte, berechtigt im ganzen, wenn auch nicht selten ohne Fug und Recht mit dem Bade das Kind verschüttend. Was ihm in Folge solcher Umstände fehlte, vermißte seine Unerfahrenheit nicht. Dazu kam, daß er, ohne Sorge für das tägliche Brod, sich auch nicht im Traume beifallen ließ, daß ihn jemals derlei bedrängen könnte. Kein Wunder also, wenn die innerliche Befriedigung des Freischwimmers alle anderen Empfindungen in ihm beherrschte.

Zu Linz blieb er, wie billig, einen Tag bei Spaun, dem er ja vielerlei mitzutheilen hatte. Der wackere Freund war sehr zufrieden, ihn einer friedlichen Bestimmung erhalten zu sehen, und billigte den Entschluß, die Rechte statt der Gewalt zu studiren. Die Jurisprudenz, sagte er, sei auch ohne die Absicht, sie zur Melkkuh zu machen, im gegebenen Falle nur umso schätzbarer; sie gebe dem Dichter den ersten Grundstein zu der Unterlage, welche er durch Geschichte und Kenntniß des wirklichen Lebens zu vervollständigen habe. Spaun fühlte bereits das Nahen einer Zeit, welche die Dichter den bisherigen Kreisen immer entschiedener entrücken sollte, um sie auf festen Boden zu stellen.

In Salzburg kam der Reisende Vormittags an und mußte bis zum nächsten Morgen um 6 Uhr verweilen, bevor der bairische Eilwagen ihn beförderte. Man glaubte damals schon sehr rasch zu reisen, und im Verhältniß zu einem kurz zuvor abgelaufenen Zeitraum war dieß auch wirklich der Fall. Ohne die zwanzig Stunden, welche

man in Salzburg verziehen mußte, saß man „nur“ 50 Stunden lang über der Achse, so daß die Fahrt alles in allem nicht mehr als drei Tage und Nächte kostete. Chezy ließ den Verzug sich nicht verdrießen. Er suchte den Berliner Maler Agricola auf, der — um mehrere große Bilder auszuführen und Skizzen zu anderen aufzunehmen — sich für ein paar Jahre in Salzburg festgesetzt hatte. Die Gegend prangte im vollsten Schmucke des frühen Lenzes. Des nächsten Tages langweilige Fahrt wickelte sich verhältnißmäßig noch leidlich ab; ein ausnahmsweise gesprächiger Engländer befand sich im Wagen und fragte angelegentlich nach den Fischen des Berglandes. Der Bescheid nannte außer Forellen und Hechten noch die wolschmeckendsten Zöglinge der grünaugigen Nixen: Reinanken, Aalruppen, Schwarzreiterl, Salblinge 2c. Damit war dem Sohne Albions nicht gedient; er angelte nach den lateinischen Namen, während ihn der Umstand völlig kalt ließ, daß gebratene Reinanken mit Limoniensaft auch den hartnäckigsten Puritaner verleiten könnten, Freitags Fische zu speisen. Da er jedoch keine Befriedigung für seine wissenschaftlichen Anliegen fand, so ließ sich der Ichthyolog schließlich herbei, andere Saiten aufzuziehen. Er hatte „all round the world“ vielerlei gesehen und verstand in seinem gebrochenen Deutsch lebendig zu erzählen. Englische, französische, italienische Brocken mußten freilich mitverschluckt werden. Spät Abends kam der Eilwagen in München an. Die Reisenden wurden sammt ihren Gepäckstücken den dazu bestellten Packern überlassen und in verschiedene Herbergen abgeliefert. Chezy, der in der wildfremden Stadt keinen

Bescheid wußte, mußte sich blindlings fügen. Bädeckers Orakel ruhte damals noch auf den Knieen der Götter. Der Ankömmling wurde in's goldene Kreuz geworfen, wo man sehr vornehm that, aber nichts Rechtes leistete. Es gibt in der Welt nichts unbehaglicheres, als ein Wirthshaus, das sich auf den Gasthof spielt; das Gute von ehedem ist abgestreift, das Bessere aber nirgends zu spüren. Doch derlei unliebsame Mischungen waren in jener Uebergangszeit zu München sehr häufig, auffallend namentlich für den, welcher aus einer Großstadt kam.

Ein geschniegelter und gebügelter Kellner eröffnete dem Gast am nächsten Morgen, daß er sich persönlich bei der Polizeibehörde vorzustellen habe. Die Weisung wurde sofort befolgt. Chezy überreichte seinen Paß dem Fremden-Commissär. „Nix nutz“, sagte der; „den Thorzettel muß ich haben. Warum haben Sie den Paß nicht beim Thore abgegeben?“ — „Weil ihn niemand begehrt hat.“ „Wissen's was? Gehn's zum Karlsthor, das ist nicht weit von hier, da wird Ihnen der Unteroffizier für den Paß einen Thorzettel geben. Nachher reden wir weiter.“ Also geschah es. Dann gab es noch fernere Weitläufigkeiten. Vor allem mußte das Haus Eichthal beglaubigen, daß der Fremde seinen Lebensunterhalt zu bestreiten in der Lage sei. Seinerseits erhob nun der akademische Senat Einwendungen gegen die Zulassung eines Musensohnes, der keine Zeugnisse vom Gymnasium mitbrachte. Diese Schwierigkeit ebnete sich durch die Bemerkung, daß Candidatus als Unterthan eines auswärtigen Staates ja ohnehin in Baiern keinen Anspruch auf eine königliche Anstellung haben würde, auch wenn er die vor-

schriftsmäßigen Zeugnisse besäße. Demnach wurde er zugelassen, auf sein Ehrenwort zu versichern, daß er keiner geheimen Verbindung angehöre noch jemals angehören wolle, worauf er die fälligen Gebühren bezahlen durfte und seine Matrikel erhielt.

Nachdem diese langweiligen Gänge und Widergänge abgethan, verwandte der Fremdling ein paar Tage darauf, Weg und Steg kennen zu lernen und die Kunstschätze in Augenschein zu nehmen. Wer in aller Schnelligkeit recht gründlich dazu gelangen will, in einer Stadt Bescheid zu wissen, kann nichts Besseres thun, als aufs Gerathewol unbegleitet umherzugehen, fleißig auf die Wahrzeichen zu merken und erst dann einen Grundriß zu Rathe zu ziehen. Dieses Kunststück, und zwar mit Hinweglassung des Grundrisses, hatten schon als kleine Buben Wilhelm und Max für ihren Gebrauch in Köln am Rhein erfunden, um es dann zu Aachen, Lüttich, Namur, Berlin, Dresden und Wien mit Erfolg zu üben. In München bewährte es sich abermals; nach zwei Tagen wußte Chezy besser Bescheid als mancher Einheimische. Jetzt ward es Zeit, an eine Unterkunft zu denken. Zweifelsohne konnte Mama Schechner darin guten Rath ertheilen. Ihr Haus bildete die Ecke des Sebastiansplatzes und des Hebammengäßchens, in entlegener Gegend an den Grenzen des (damals noch) öden Angers. Der bereits ortskundige Fremdling fand es ohne Mühe.

2.

Nanette Schechner hatte in ihrer Vaterstadt die künstlerische Laufbahn begonnen, in Wien jedoch (1826) ihren

ersten Aufschwung genommen. Dort waren sie, ihre Mutter und der Bruder Xaver mit Helmina und den Ihren bekannt geworden, um manche fröhliche Stunde mitsammen zu verleben. Nanette (eigentlich Anna) stand in der vollsten Pracht und Blüthe ihrer Kunst. Im täglichen Leben erschien sie als ein freisames Münchener Kind, kräftigen Körperbaues, mit apfelrundem Gesicht von bräunlicher Färbung, eingerahmt von prachtvollem schwarzen Haar. Ein paar dunkle Augen unter dichten Brauen blitzten funkelnd in die Welt hinaus. Eine unverwüstliche Munterkeit zog unablässig die schwellenden Lippen von den blanken Zähnen. Eine Antwort blieb sie nie schuldig, weder im Scherze noch im Ernste, und selbige Antwort hatte immerdar Hand und Fuß. Ueber alles ging ihr ein guter Spaß, aber er mußte kernhaft sein. Ihre herrliche Stimme, ihre musikalische Begabung und ihre echte Kunst der Darstellung waren den Zeitgenossen wolbekannt; für die Nachkommen haben sie natürlich keine Geltung mehr. Doch ist als bleibend merkwürdig ein wunderlicher Widerspruch zu erwähnen: dieselbe kernhafte Münchnerin, welcher derbe Kost und steifes Bier so waidlich mundeten, und die im alltäglichen Verkehr sich als das Vorbild eines sog. kecken Zahnes bewährte, war unrettbar dem Lampenfieber preisgegeben. Sobald sie die Bühne betrat, ward sie von wahrer Galgenangst befallen. Nur allzuoft geschah es, daß sie — während nach einer großartigen Leistung das entzückte Haus in stürmischen Beifall ausbrach — hinter den Coulissen dem Elend eines Neulings zur See unterlag. Und mit der Zeit nahm solcher Jammer zu,

statt durch Gewohnheit und Erfolg sich abzustumpfen; schließlich wuchs die unerklärliche Zaghaftigkeit ihr dergestalt über den Kopf, daß Nanette noch in der Blüthe ihrer Jahre die dramatische Thätigkeit aufgeben mußte, weil die Stimme, obschon durch die weitere Ausbildung noch vorzüglicher geworden, hinter den Lampen endlich ganz und gar versagte, wie es sonst höchstens einer Anfängerin zu geschehen pflegt.

Der Sängerin Vater war seines Zeichens ein Mechaniker, mit vielen Kindern gesegnet. Sein Wohlstand war nie ein glänzender gewesen und endlich zu einem bedenklich niedern Grade gesunken, als eben noch zu rechter Zeit seine Tochter in die Lage kam, ihm wieder aufzuhelfen. Die Mittel zur Ausbildung verdankte das junge Mädchen der kunstsinnigen Königin Karoline. Nanettes Mutter, eine kluge und betriebsame Frau, wußte dafür zu sorgen, daß die so glücklich gewonnene Ausbildung sich verwerthe. Innerhalb weniger Jahre wurde das Haus von Satzschulden befreit. Am häuslichen Herde waltete Wolbehagen nach altbürgerlichem Zuschnitt, dem jener marketenderhafte Anflug nicht fehlte, zu welchem das Münchener Wesen von damals überhaupt sich zu neigen schien, und dem die späte Bekanntschaft der Mama mit dem Reiseleben und der Theaterwirthschaft natürlich keinen Eintrag gethan hatte. Der gesellige Verkehr war der ungezwungenste von der Welt. Man kam und ging Abends wie Tauben zum und vom Schlage. Zur Essenszeit erschien ein Kalbsbraten, die regelmäßige Münchener Nachtkost; wer Lust danach empfand, langte sitzend oder stehend zu. An Bier durfte es selbstverständlich

so wenig fehlen, als etwa zu Neapel in einer Abendgesellschaft an frischem Wasser. In München ist Bier ein Lebenselement. Von Förmlichkeiten und Umständlichkeiten war bei Schechners nirgends eine Spur. Morgenbesuche, Kartenabgeben und dergleichen Firlefanz wurden in diesem urwüchsigen Kreise gründlich verachtet. Womit indessen keineswegs gesagt sein soll, daß Mama Schechner nicht auch ihren kleinen gesellschaftlichen Ehrgeiz hatte. Sie veranstaltete nämlich hie und da eine förmliche Abfütterung, und wer da nicht gehörig seinen Mann stellte, verwirkte unfehlbar ihre Gnade. Ein paar Gäste, denen sie besonders wolwollte, wurden einst bei solchem Anlaß Abends zuvor schon in Beschlag genommen und am nächsten Morgen überwacht, damit sie ja kein zweites Frühstück nähmen. Sie waren Hausgenossen, sogenannte „Zimmerherren" im zweiten Stocke bei dem Gerhart'schen Ehepaar. Der eine hieß Heinrich Ernst; er ist bald darauf ein berühmter Künstler geworden. Vom anderen ist noch etwas einzuschalten, bevor von Heinrich Ernst wie von der Schechner weiter gesprochen wird.

Chezy sah sich ganz mit dem Wolwollen empfangen, das zu treffen er erwartet hatte. Als er sich wegen einer Unterkunft Rathes erholte, sagte Mama Schechner, sie glaube, daß bei der „Madame" Gerhart ein Zimmer frei sei. (Man sagte damals, so weit die deutsche Zunge reichte, noch Madame und Demoiselle, Mademoiselle oder Mamsell; Frau und Jungfer klangen nicht vornehm genug, Fräulein aber zu vornehm für den Mittelstand). Die dienstfertige Mama wälzte ihre zwei Centner auf

den offenen Gang hinaus, wie er in beiden Stockwerken je zwei Flanken des kleinen Hofes beherrschte. Im Zimmer vernahm man, wie sie mit ihrer durchdringenden Stimme den Namen der Vermietherin rief. Die meldete sich ohne Verzug. „Ich habe einen jungen Herrn für Sie," sagte die Hausfrau. „Ist er sauber?" fragte die droben. In Baiern bedeutet wie in Oesterreich sauber so viel als hübsch; die oberdeutschen Mundarten von Pannonien bis zum Peißenberg sind ja bekanntlich eines Ursprunges und klingen so verwandt, daß der Alemanne, Franke und Sachse sie kaum unterscheidet. — Die Antwort lautete: „Freilich. Er wäre schon eine Todsünde werth." Die Gerhart drückte ihr Bedauern aus, daß sie für die nächsten 14 Tage nur die „Chaluppe" zur Verfügung habe; danach werde freilich die große Stube frei. Die s. g. Chaluppe war ein dunkler Schlafwinkel. Der Miether bequemte sich einstweilen damit vorlieb zu nehmen, da ihm angeboten wurde, sich beliebig im Familienzimmer aufzuhalten, wo er den größten Theil des Tages über ungestört bleiben könnte, da Gerhart, der Actuar, in einer Kanzlei arbeitete und die Frau meistens in der Küche zu schaffen hatte. Vormittags war Chezy wenig, Nachmittags gar nicht zu Hause. Das erste seiner Collegien (Maurer, später Staatsrath und Mitglied der „Ottokindischen" Regierung in Hellas) ward in der Früh von 6—8 Uhr gelesen; ein anderes Nachmittags (Puchta) von 4—5. Mehr als diese zwei Vorlesungen hatte der neue Studio nicht belegt. Mit Nachschreiben gab er sich nach den ersten acht Tagen nicht mehr ab, nachdem er innegeworden, daß Mephisto recht hat, wenn er spricht,

daß der Lehrer nichts sage als was im Buch stehe. Die freie Zeit aber benützte er in den ersten Wochen, die Gemäldesammlungen ꝛc. auswendig zu lernen und sich mit den Umgebungen der Stadt bekannt zu machen. So verging die Zeit des Aufenthaltes in der Chaluppe, obschon sie etwas länger währte als bis nach Ablauf der ursprünglich verabredeten 14 Tage.

Der Zimmernachbar war Heinrich Ernst, damals noch nicht 20 Jahre alt, aber bereits ein kunstfertiger Geiger ersten Ranges. Was eine Nessel werden soll, muß früh brennen. Ernst und Chezy, bei der Schechner mitsammen bekannt geworden, behagten einander und verständigten sich dahin, in des Musikers Zimmer zu schlafen, im anderen, dem größeren, zu wohnen. Die beiden betrieben gemeinsam zwei wichtige Angelegenheiten: sie dichteten eine Oper und strebten nach höherer Ausbildung im löblichen Billardspiel. Die Oper hieß das Galgenmännlein und hatte, wie der Name bekundet, das bekannte Märchen zur Grundlage. Ernst hatte, als er zu Ende des Sommers München verließ, die meisten Musikstücke in der Grundweise fertig, namentlich alle Arien, Duette, Terzette ꝛc. sammt den Chören. In Frankfurt verlor er das Textbuch, das nur in der einzigen Urschrift vorhanden war; und so brannte der Schuß von der Pfanne. Die Ausbildung auf dem Billard dagegen kam zu befriedigendem Abschluß. — Frühmorgens trieb Ernst auf der Geige angestrengte Seiltänzerei, woran der Kamerad nur dann Anstoß nahm, wenn zufällig neue Saiten aufgezogen waren und dicht beim Steg eingespielt wurden. Eine solche Uebung soll für den Künstler so vortheilhaft

sein wie für sein Saitenspiel. Ernst verglich sie mit dem Tanzen in schweren Stiefeln, wodurch der Fuß an Leichtigkeit und Sicherheit für jene Stunden gewinnt, worin er leichtbesolt zu hüpfen hat. Doch welche Meisterhand immer auch den Bogen bei der Stegübung führe, der unglückselige Hörer kommt sich vor, als wäre über der Magengrube sein Leib von einer Darmsaite umspannt und als zögen nervige Fäuste diese von beiden Seiten hin und her. In den späteren Vormittagsstunden fanden sich häufig musikalische Besucher ein, bewaffnet mit allerlei bedrohlichem Rüstzeug; doch sah die Sache gefährlicher aus als sie war, da Ernst, abgesehen von der Stegfolter, in der holdseligen Kunst keinen Spaß verstand. Außer ihm durfte keiner bei ihm kratzen. Es gab allerdings vielen Lärm, aber keine Mißtöne, als höchstens beim Stimmen. Schlechte Musik wäre im Hause der großen Sängerin umso übler angebracht gewesen, als das Nest der Nachtigall zugleich ein Nachtigallennest war. Ein paar von Nanettes Schwestern besaßen ebenfalls starke Stimmen von seltenem Wolklange. Weßhalb nichts für ihre Ausbildung geschah, ist mir unbekannt geblieben. Wenn die Mädchen in der Küche oder am Waschtroge das unbenutzte Metall zu ihrem Vergnügen verwendeten, glichen sie nicht übel jungen Bären, die in der Wildniß mit Goldklumpen spielten, als wären es gemeine Wackersteine; nichtsdestoweniger behielt der todte Schatz seinen innern Werth.

In Bezug auf solches Nachtigallenthum war es sicherlich kein unpassender Scherz, wenn die weißen Würste, welche im Schechnerhause wie überall in München mas=

senhaft verzehrt wurden, den Namen der „Mehlwürmer“ erhielten. Die Bezeichnung hatte übrigens noch ihren besonderen Ursprung vom Keferloher Markt her. Dieser Roßmarkt auf der weiten Heide westlich von München am rechten Ufer der grünen Isar war ein Volksfest, wo der Münchener sich in altbaierischer Weise wolsein ließ und namentlich übermäßig brutal war. Mit dem Ausrufe „alles keferloherisch!“ war jede Unzukömmlichkeit entschuldigt, sobald man nur das Feldzeichen des Tages, ein Sträußchen von gemachten Blumen, am Hute trug. Diese Sträußchen waren nicht ganz so theuer als Pariser Kunstblumen; sie kosteten Stück für Stück drei bis sechs Kreuzerlein. Nanette versäumte mit den Ihren nur dann das Fest, wenn sie zufällig nicht in München verweilte. Chezy traf sie dort. Im offenen Wagen wurde eben eine Herzstärkung genommen; sie bestand aus einer ungeheuren Schüssel voll weißer Würste aus dem nächsten der brodelnden Kessel. „Sind die Mehlwürmer gut, Nachtigall?“ fragte hinzutretend der gute Bekannte mit keferloherischer Ungezwungenheit. Die Sängerin langte mit den enthandschuhten Fingern in die Schüssel, holte ein Pärlein heraus und reichte es dem Fragenden mit der lustigen Antwort hin: „Die Zeiserl fressen's aa“. (Zeiserl sagen Oesterreicher und Baiern, Zeisele die Alemannen, Zeisig die Schriftsprache.) Seitdem behielt Chezy unter seinen Freunden den Beinamen, mit welchem er drei Jahrzehnte später seinen Enkel förmlich und feierlich belehnt hat. Die Weißwürste aber hießen fortan Mehlwürmer und gelegentlich wurde ein Neuling belehrt, daß aller Naturgeschichte zum Trotz auch Zeiserl, Finken

und Gimpel dergleichen fräßen, und zwar am liebsten aus Nanettes Hand. Die aber wäre arm geworden, wenn sie alle, die es gern gehabt, so hätte ätzen wollen. Die Zahl der Bewunderer hieß begreiflicher Weise Legion, aber die große Künstlerin war durchaus nicht gefallsüchtig und besaß eine gute Art, den Schmachtlappen zu heilen, wie dem Zudringlichen die Thüre zu weisen. Sie gab sich nicht einmal dazu her, den Beifallklatschern der Tagespresse auch nur einigermaßen schön zu thun.

Hier ist beiläufig anzumerken, daß Nanette im Jahre 1832 oder 33 sich vermälte. Die Mutter soll der Verbindung Schwierigkeiten in den Weg gelegt haben, weil sie, wie es hieß, den Vogel nicht hergeben wollte, der goldene Eier legte. Der Widerstand blieb vergeblich. Eine erste Liebe hatte Nanette demselben ohnehin schon zum Opfer gebracht; jetzt war sie lange genug eine Tochter gewesen, um endlich einmal an sich selbst denken zu dürfen. Ihr Gatte, Herr Waagen, stammte aus Berlin und war ein Bruder des bekannten Kunstschriftstellers. Die Ehe war eine glückliche, gesegnet mit ungefähr einem halben Dutzend von Kindern. Im Kreise der Ihren tröstete sich Nanette für das seltsame Mißgeschick, das sie im Vollbesitze ihrer Kraft aus der künstlerischen Laufbahn warf. Sie starb 1860.

3.

Das war eine lange Abschweifung. Wer es jedoch der Mühe werth gefunden, nach dem ersten Buche dieser Erinnerungen auch das zweite zur Hand zu nehmen, ist an diese Art des Vortrages bereits gewöhnt; und eine

Entschuldigung wäre umso weniger am Platze, als der Verfasser seinen Fehler, insofern er einen solchen begeht, schwerlich vor dem völligen Schlusse einer Arbeit einsehen dürfte, die keine Ueberarbeitung mehr zuläßt. In seiner Verstocktheit geht er sogar bis zur Betheuerung, daß er sich glücklich schätzen würde, wenn seinem Werke kein anderer Mangel anklebte.

Im Bogengange des Bazars an der Westflanke des Hofgartens wurden die Wandgemälde aus der baierischen Geschichte ausgeführt. Cornelius hatte mittelbar seine Schüler mit der Aufgabe betraut, doch nicht etwa die Erfindung ihnen vorgezeichnet, sondern die Künstler dem König vorgeschlagen, damit er selbst sie verwende. Chezy fand dort einen alten Bekannten aus Dresden wieder, den „schwarzen" Hermann; er malte die Erinnerung an den „braven Schweppermann." Ein dankbarer Stoff und in der Zeichnung wacker durchgeführt. Durch Hermann kam Chezy unmittelbar und mehr noch mittelbar mit einer guten Anzahl von Malern in Berührung; mit Hermann selbst verkehrte er nicht übermäßig viel. Der Maler, um sechs Jahre älter, lebte für ihn viel zu ernst, in einem sehr enggezogenen Kreise. Die Zahl der „Künstler", wie man in München ausschließlich die Maler und Bildhauer nannte, war in den paar Jahren seit dem Regierungsantritt des Königs Ludwig schon ziemlich bedeutend geworden und immer noch stark im Steigen begriffen. Die bildende Kunst stand unzweifelhaft in wachsendem Hause, mehr noch sogar als zu Wien Musik und Theater. Auch von der Literatur behauptete man in

München, sie gedeihe und wachse im neuen Athen. Verhältnißmäßig war's vielleicht wahr, doch weiter nicht.

Die Censur war in Baiern unter Max Joseph nicht minder streng gehandhabt worden wie überall und auch dort in Deutschland, wo es zwar Verfassungen auf dem Papier gab, aber eben nur auf dem Papier. Wir wollen selbige Verfassungen übrigens deßhalb nicht unterschätzen, denn in ihnen lagen die Keime einer besseren Zukunft, auch wenn sie einstweilen blos als eine neue Form für den alten Polizeistaat auftreten und theilweise sogar hie und da noch sich gebaren möchten. In Baiern also lag das Gewicht der modernen Staatsallmacht auf Seiten der Krone, und die Amtleute des Königs Max Joseph hielten der Presse unerbittlich den Daumen aufs Auge gedrückt. Das war anders geworden, sobald König Ludwig den Thron bestiegen. Er hatte — wie es gewöhnlich die Thronfolger des 19. Jahrhunderts machen — als Kronprinz sich auf den Freisinnigen gespielt und konnte nun doch nicht weniger thun, als die Presse . . . freigeben? O nein, das that er eben nicht; aber der Censur-Druck wurde in vielen Stücken einstweilen gemildert und der Gründung von neuen Tageblättern keinerlei Schwierigkeit in den Weg gelegt. Zudem war den Baiern ein lang verkanntes Menschenrecht zurückgegeben worden: jedermann, sogar die Beamten nicht ausgenommen, durfte nach Belieben einen Schnurrbart tragen. Der alte König hatte nichts so sehr verabscheut, als den Schnurrbart; es machte ihm Verdruß, daß sein Sohn einen trug, und der hat ihn wahrscheinlich gerade nur aus Widerspruchsgeist getragen. Wenn zu Max Josephs

Zeiten ein Handwerksbursche mit behaarter Oberlefze zu München anlangte, wurde ihm in der Wachstube am Thore zugleich mit dem Passe der Bart abgenommen. So lange König Ludwig regierte, ließ er die Bärte seiner Unterthanen stets ungeschoren und blieb er ein eifriger Beförderer der bildenden Künste; aber bevor er noch ein Jahrzehent hindurch das Scepter geführt, gab er die Presse an Händen und Füßen gebunden und mit festgeschnalltem Maulkorb in die Hände der Polizei zurück.

Von solchem Rückfall war indessen 1829 einstweilen noch keine Rede. Täglich schossen neue Blätter auf. Manche davon erlebten kaum drei Nummern; andere hielten sich etwas länger; wenige hatten wirklichen Erfolg. Das Blatt, welches den Platz beherrschte, war „der Bairische Landbote“. Dieser löschpapierene Bursche sah mit seinem engen groben Drucke hinlänglich plump aus; der Inhalt kennzeichnete ihn vollends als einen rechten Bierlümmel. Abgesehen von den bezahlten Anzeigen, welche den größten Theil des Raumes in Anspruch nahmen, gab es ein paar Hauptrubriken, deren eine „Ausland“ hieß. In dieser wurden die einzelnen Meldungen, der Reihe nach, wie sie der Redacteur in die Hand bekommen und zur Setzerei geschickt, ohneweiters aneinander gezwängt, nicht einmal nach Ländern oder auch nur nach Welttheilen geordnet. Zum Beispiel: „Der Herzog von Meiningen hat den Sommeraufenthalt bezogen. Der Vicekönig von Aegypten gründet eine Schule für Feldscherer. In Bietigheim ist eine arme Taglöhnerin von Drillingen entbunden worden. Die neugeborne Prinzessin von X. hat den Namen Isabella Margaretha Anna

Friederike Pauline Hedwig Bertha Alfonsine Dorothea erhalten. (Warum hat man sie nicht lieber gleich Kalender getauft?) Der Kaiser Dom Pedro läßt Feldmesser in Frankreich anwerben. Der Herzog von Meiningen hat den Hofrath * zum geheimen Hofrath ernannt. Die neugeborne Prinzessin von X. hat blaue Augen und schwarze Haare." So ging es weiter in fortlaufenden Zeilen, bis der Raum mit Nachrichten, untermischt mit derben Späßen, gefüllt war. Der Redacteur, ein Dr. Müller aus Göttingen, kannte sein Publicum und befand sich wol dabei. Er war in München dick und fett geworden und trug im rothen Antlitz eine Purpurnase.

Unter den schöngeistigen Blättern stand „Flora" obenan; man sagte ihr 500 Abnehmer nach, und behauptete, daß sogar Exemplare bis Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Landshut und Weilheim versendet würden. Eigenthümer und Redacteur war ein „Hofrath" Namens Klebe, welcher so freundlich war, einigen kleinen Gedichten Chezy's gastliche Aufnahme zu gewähren und dann ein paar „Novellen" von ihm anzunehmen. Das Verhältniß hatte jedoch keinen Bestand, weil die Ansichten des Redacteurs und des Mitarbeiters in einem wesentlichen Punkte sich spalteten. Klebe meinte, daß ein Anfänger höchlich zufrieden sein müsse, sich nur gedruckt zu sehen, während Chezy mit dem Vorurtheil aufgewachsen war, daß ein Verleger die benutzten Arbeiten, welche er seinerseits ja weiter verkaufe, zu bezahlen habe. Im gegebenen Falle waren die Beiträge für die „Flora" allerdings keines Ehrensoldes werth; doch scheint etwas von sichtbaren Zukunftskeimen in ihnen gelegen zu haben.

Wenigstens setzte das der alte Freiherr von Cotta voraus, welchen der junge Chezy hie und da besuchte. Eines Tages, es war zu Anbeginn des Herbstes, ließ ihn Cotta zu sich bescheiden und sagte, wenn nicht wörtlich so doch dem Sinne nach, er glaube, daß dem Anfänger eine tüchtige Begabung innewohne, die sich zweifelsohne geltend machen werde, wenn auch die Erstlinge noch sehr unscheinbar seien. „Arbeiten Sie nur darauf los," sagte er, „aber einstweilen nicht für meinen Verlag. Wir kommen späterhin schon wieder zusammen. Zur Ermunterung nehmen Sie dieses Handgeld. Wir werden es seinerzeit schon verrechnen." Das Handgeld bestand in einem ganz anständigen Häuflein „Geharnischter", wie man damals noch ziemlich allgemein die Ducaten mit ihrem alten Beinamen nannte, obschon das holländische Gepräge mit den zwei Kriegern in voller Rüstung beiweitem nicht mehr ausschließlich den Markt beherrschte. Auch galt, beiläufig bemerkt, noch vielfach das frühere Herkommen, den Ehrensold in Gold zu erlegen. — Zwei Jahre später machte Chezy dem alten Herrn schriftlich Anerbietungen; dem aber mochte noch nicht die Zeit gekommen scheinen, von der er gesprochen. Er ließ den Antrag unbeantwortet, was zweifelsohne hieß: „Lerne nur noch weiter an anderen Bärten das Messer zu führen." Erst nach seinem Tode kam Chezy mit der Cotta-schen Buchhandlung in Verbindung, wovon an seinem Orte die Rede sein wird; hier ist nur beizufügen, daß der Nachfolger die Rückerstattung der Geharnischten ablehnte. „Tieck schuldet uns viele Tausende," sagte er; „Andere ebenfalls bedeutende Summen, die zusammen-

genommen ein Vermögen bedeuten. Ihre paar Ducaten machen da keinen Unterschied. Wir haben einen dicken Strich durch das ganze Verzeichniß gezogen und uns vorgenommen, in Zukunft keine Vorschüsse mehr zu gewähren. Die Lehre ist zu theuer bezahlt, um unbenutzt zu bleiben."

Die Beziehungen zu Klebe gaben zufällig mittelbaren Anlaß zur Bekanntschaft mit Gottlob Franckh aus Stuttgart und in deren Folge mit Karl Spindler. Ein Kamerad von der Dresdener Kreuzschule her, Karl Krause, der ältere Sohn des kinderreichen Philosophen, hatte beim Redacteur der „Flora" Chezys Handschrift gesehen, dessen Wohnung erfahren und ihn aufgesucht. Krause machte den Schulfreund mit dem Buchhändler bekannt, der ab und zu nach München kam, wohin er, angelockt vom trügerischen Glanze einer „neuen Aera", zu übersiedeln sich vorgenommen.

Franckh, geboren in den ersten zwei oder drei Jahren des laufenden Jahrhunderts, war dem Aussehen und Benehmen nach ein plumper Geselle, feist und schlapp wie ein Mann in den Vierzigen, der schnell gelebt hatte, verwahrlost im Aeußern, träge und fahrlässig in allen Geschäften, bei alledem aber ein wahrhaft genialer Kauz, eine Wetterwolke voll leuchtender Einfälle. Ein solcher Einfall war es, der ihm einige Jahre vorher zu einem bedeutenden Vermögen verholfen; er hatte nämlich eine sog. Kreuzerausgabe Walter Scotts veranstaltet, das heißt: in kleinen Lieferungen zu fabelhaft billigem Preise. Ein zweiter Einfall solcher Art hatte ihn bewogen, den Verfasser des „Bastard" aufzusuchen und sich mit ihm zu

verständigen; doch davon später mehr. Hier genügt zu sagen, daß Spindlers Romane „der Jude“ und „der Jesuit“ den glänzendsten Erfolg gehabt hatten. Jetzt meinte Franckh, die Welt in der Tasche zu haben; wenn man ihn in seiner grobkörnigen und aufschneiderischen Weise reden hörte, so waren bereits im Vergleiche zum Hause Franckh die Firmen Cotta und Brockhaus armselige Kleinhäusler. Er sagte das in minder gewählten Ausdrücken, wie er denn überhaupt in allen Reden die stärkste und grellste Färbung liebte.

Als Krause und sein Begleiter bei Franckh kaum eingetreten waren, brachte ein dienstbarer Geist zwei „Safalati“ und einen kleinen Brodlaib, die er ohne Umstände auf den Tisch warf, wo Schriften, Bücher, Wäsche, ein Stiefelknecht, Kronthaler, Hosenträger und Gott weiß was noch durcheinander lagen. Eine der dicken Würste zerbrach Franckh in seinen Händen, um sie den Besuchern anzubieten; die andere biß er ohneweiters an. Auch das Brod brach er in den Tatzen. Chezy gab ihm ein Gedicht für die „Damenzeitung“. Er wolle es Spindler übersenden, sagte der Verleger, doch stehe er nicht für die Annahme, „denn solches Zeug laufe scheffelweise ein.“ Zufällig jedoch war der Gegenstand des Gedichtes von der Art, wie Spindler sie gern hatte, und da ihm die Form gefiel, ließ er späterhin den Dichter wissen, daß er bei der bevorstehenden Uebersiedlung der Damenzeitung nach München auf dessen Mitarbeiterschaft rechne; eine beigefügte Bemerkung deutete an, daß es sich weniger um Verse als um „ordentliche“ Beiträge handle. Ueber die Walhalla des reimenden Völkleins brach zu jener Zeit

die Götterdämmerung herein, fürwahr nicht zum Nachtheile der rechten Poesie, denn erst nach jenen Tagen sind Lenau, Anastasius Grün, Freiligrath aufgestanden.

Chezy gesellte sich irgend einer Landsmannschaft, doch war er schon nicht mehr grün genug, um Vergnügen am studentischen Treiben alten Schlages zu empfinden. Kaum einmal in der Woche erschien er auf der Kneipe. Da er jedoch seine Beiträge regelmäßig leistete, so legte man ihm nichts in den Weg. Den Fechtboden besuchte er dagegen fleißig. Ein paarmal „contrahirte" er auch, doch gelangte er zu keiner „Paukerei", weil das Ehrengericht jedesmal den Handel beilegte. Es war dies bei den Leitern der Verbindungen damals Grundsatz, nur im alleräußersten Falle das „Losgehen" zu gestatten; die Polizei zeigte sich in dieser Beziehung übermäßig streng, und wenn ein Unglück geschehen wäre, hätten die Vorstände der betreffenden Landsmannschaft schweren Verdruß davon gehabt.

Das Theater blieb nicht unbeachtet, wiewol es kein so wichtiger Gegenstand mehr schien wie ehedem in der Kaiserstadt. München besaß schon damals eines der prachtvollsten Schauspielhäuser in Deutschland und erfreute sich eines echten und rechten Volkstheaters in einer Bretterbude. Im k. Schauspielhause gab es eine trefflich bestellte Oper und ein leidliches Drama. Auf der Schweigerschen Bühne in der Bretterbude gab es täglich zwei Vorstellungen, von 4—6 und von 8—10 Uhr. Nachmittags kamen die Urmünchener, welche noch zeitig genug zu ihrem Trunke gelangen mußten, um nicht durstig schlafen zu gehen; zur Wiederholung stellten sich allerlei

lustige Gesellen ein. Bei Schweiger war's immer voll, im großen Schauspielhause gewöhnlich leer. Die nachmittägliche Zuhörerschaft der Thespisbude kam in allem Ernste, um sich einen Kunstgenuß zu verschaffen, wie er ihrem Bedürfniß eben entsprach; sie schenkte der Darstellung dieselbe aufmerksame Theilnahme, mit welcher eine Schechner von ihren Bewunderern angehört wurde. Jedem Topf sein Deckel! In der späteren Vorstellung bei Schweiger standen die Zuschauer über der Leistung und hatten ihren gnädigen Spaß. Den Darstellerinnen drückte man im Zwischenakt seine Anerkennung durch Zusendungen aus dem „Bieweh" (buffet) neben dem Orchester aus; die Ausgezeichnete trat mit dem Teller vor den Vorhang, bedankte sich mit einem Knix und bezeugte dadurch zugleich, daß vom „Bieweh" der Auftrag redlich ausgeführt worden. Während des Spieles wurde ganz unbefangen geplaudert und gelacht, wol auch ein darstellendes Mitglied durch eine Zwischenfrage unterbrochen. „Herr Steger, ist's wahr, daß Sie vorgestern unpäßlich waren?" fragte etwa eine Stimme von der Galerie, dem vornehmeren Platze. — „O nicht doch", versetzte der Komiker; „es war nur . . ." Rauschender Beifall erstickte die volksthümlichste aller Bezeichnungen für eingebildetes Unwolsein, worauf Einbläser und Darsteller wiederum das Wort nahmen. Auch an anderen Scherzen von mindestens ebenso feinem Schlage fehlte es nicht. Vor den anwesenden „Damen" brauchte man sich keinen Zwang anzuthun; man konnte sicher sein, nicht etwa dort wieder mit ihnen zusammenzutreffen, wohin man im schwarzen oder wenigstens im blauen Fracke ging.

Chezy versäumte nicht, dem Hoftheater-Intendanten, Freiherrn von Poyßl, seine Aufwartung zu machen. Ganz uneigennützig war der Besuch vielleicht nicht. Horschelt hatte ihn Tags zuvor angekündigt. Poyßl belehnte den angehenden Schriftsteller mit dem Rechte freien Eintrittes, und um dem Sohne der Dichterin, wie er sagte, noch eine besondere Aufmerksamkeit zu erweisen, wurde der Kassier ermächtigt, ihn mit einem Sperrsitz zu bedenken, so oft Abends deren etwa übrig geblieben. — Horschelt war Balletmeister, ein Wienerkind; seine Frau eine beliebte Tänzerin. Er gehörte zu den geschicktesten Männern seines Faches. Im Jahre 1830 wurde er, noch keine 35 Jahre alt, Knall und Fall in den Ruhestand versetzt. Der König hatte es so befohlen. Die Ursache blieb ungesagt; doch hieß es, die Frau Horschelt habe sich die Ungnade Sr. Majestät zugezogen. Sie war sehr hübsch und als Gattin von tadellosem Wandel. Horschelt, den Chezy mehrere Jahre zuvor beim dicken Frank in Wien kennen gelernt, war ein lustiger Vogel, der zuweilen gern seinen Eulenspiegelstreich spielte. So hatte er denn nichts Eiligeres zu thun, als den arglosen Fremdling eines Vormittags in den Bockkeller zu führen und ihm drei oder vier Pokale des heimtückischen Gebräus in den leeren Magen zu gießen, so daß dem Betäubten nichts übrig blieb, als heimzugehen und das Mittagessen zu verschlafen.

4.

Der Bock ist ein glattes starkes Bier, das nach altem Herkommen der König nur einmal im Jahre brauen

und im Mai „verleitgeben“ läßt. So lange der Bock fließt, beherrscht er die Stadt. Der alte Bockkeller, damals noch in seiner ursprünglichen Beschaffenheit, lag in einem von offenem Gewässer durchströmten Stadttheile, der seines unheimlichen Aussehens halber nicht selten mit Venedig verglichen wurde. Vor den Gewölben des Kellers zog sich am Rande des Wassers ein offener Vorhof hin. Vom frühesten Morgen bis zur Polizeistunde wimmelte es da von Gästen. Wer trinken wollte, mußte sich eines der pokalartigen Bockgläser verschaffen, was bei dem großen Andrange zuweilen nicht allzu leicht anging. Wollte er das Gefäß ganz sauber haben, so war ihm die Gelegenheit geboten, es auszuschwenken. Mit dem Wasser braucht man in München nicht zu geizen. Von Bedienung war keine Spur; beim Faße kaufte man den Trank. Wer ein Bockglas entführte und sich dabei ertappen ließ, zahlte zur Buße einen Kronthaler; täglich wurden viele von den Gläsern „geschossen“, wie es die Studenten hießen. Das Sinnbild und Wahrzeichen des Kellers war auf einer Steinplatte in halberhabener Arbeit ein junger Rittersmann, den ein Böcklein niederrannte. Den Schauplatz belebten Harfenisten, Rettigweiber und Kessel mit einer besonderen Art von Würsten, die nur zur Bockzeit bereitet wurden und davon den Namen Bockwürste führten.

Die Nichtbedienung, der Wursthandel, das Rettigweib („Raadiweib“ ausgesprochen) waren auch anderwärts zu finden, namentlich im „braunen Hofbräuhaus“, wo der König einen vortrefflichen Tropfen ausschenkte. Wer einen Maßkrug zu erbeuten vermocht hatte, erhielt

beim Zapfen die begehrte Labung. Im Hofe durfte er sich unter dem bedeckten Schupfen niederlassen, insofern er noch Platz fand. Nach Anbruch der Dunkelheit stellte die Verwaltung für je zwei Tische eine Unschlittkerze. Wer keine „Mehlwürmer" speisen mochte, brachte sich etwas vom Mannheimer Koch mit; die Hülle von Papier gab dann den Teller, nach derselben Art wie im Wiener Wurstlprater die Spenden des „Salamuzzi" verspeist werden, nur daß man in Wien sich rühmt, besagte Teller seien von (Bank-) Silber. Die kostbarste Erscheinung war aber die alte Fee mit den Rettigen; die Unbefangenheit, womit sie das Salz aus der Tasche langte und mit ihren schmierigen Fingern auf den unsauberen Tisch hinstapfte, war das sprechendste Zeugniß für die unverwöhnte Kindlichkeit der Zustände. — Wie beim „Kronenbräu" wurde man auch auf den Sommerkellern vor der Stadt getränkt und nicht bedient. In der Halle der Bräuhäuser walteten bereits Kellnerinnen und gab es etwas zu essen; doch mußte man jede Lieferung gleich beim Empfang, sozusagen mit Postnachnahme, bezahlen. Die Kellnerin hatte beim Fasse ebenso „gegen baar" die Waare zu entnehmen. Damit ersparte man Kreide, Tinte und Streit. In den gewöhnlichen Wirtschaften rechnete man wie sonst überall erst zum Schlusse ab.

Unter den Münchener Eigenheiten, welche dem Ankömmling aus Wien am meisten auffielen, seien hier noch einige erwähnt. Im Kaffee bekam man wie außerhalb Oesterreichs überall in Deutschland, auch Bier, Wein und Speisen; seit Einführung der Gewerbefreiheit

kommen derlei Kaffeehäuser auch in Wien auf. — Abends erhielt man von warmen Speisen selten etwas anderes als Kalbsbraten. Wie „Fleisch“ ausschließlich Rindfleisch, so bedeutete „Braten“ eben nur etwas vom unmündigen Rindvieh. — Man gab in der Regel den Kellnerinnen kein Trinkgeld; dem in Wien geschulten Gaste kam das zugute, denn indem er die Gewohnheit vom Donaustrande beibehielt, wurde er umso besser bedient und erhielt immer den frischeren Trunk. — Die Aufwartung wurde, mit Ausnahme der vornehmsten Gasthöfe, allein von Kellnerinnen besorgt. In Wien gab es nur Kellner; die Kellnermädchen waren seit 1775 abgeschafft worden, angeblich zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit, oder besser gesagt: der Sittsamkeit. Beide haben jedoch damit nichts gewonnen, wie sie denn überhaupt nur dadurch befördert werden können, daß man dem weiblichen Geschlechte den ehrlichen Erwerb zugänglich macht, statt ihn zu verrammeln. Der Hunger ist für sich allein ein weit gefährlicherer Kuppler als Putzsucht, Faulheit und eine Legion von alten Veteln zusammengenommen. Von Kellnerinnen aber wird man immerdar besser bedient als von Knaben und Burschen. — In München gab es Kaffeeschenken, die nach dem stadtüblichen Ausdruck: kein Nachtgeschäft hatten. Von Morgens um 5 Uhr bis Mittags standen sie offen. Der Kern ihrer Kundschaft bestand aus Köchinnen, die Morgens — im Winter vor Tagesanbruch — zu Markte gingen, und aus andächtigen Besucherinnen der verschiedenen Frühmessen. Meistens brauchte jede weibliche Kundschaft der Schalen zwei; die andere für einen männlichen Gast. Auch gab es außer

dem großen Schenkzimmer noch abgesonderte Räume für dichtverschleierte Betschwestern und für Herren, denen ein paar übrige Sechser leicht genug durch die behandschuhten Finger glitten. — Die Weinhäuser waren von der sonst mit unerbittlicher Strenge gehandhabten Polizeistunde (11 Uhr) ausgenommen. Man erhielt dort um billiges Geld die wackeren Weine aus der baierischen Rheinpfalz; doch wurde davon verhältnißmäßig wenig getrunken, weil die dünne scharfe Luft der Hochebene sich mit dem Weine nicht so recht verträgt. Wer in München ständig Wein trinkt, setzt seine Lunge in Gefahr, wie die Einheimischen behaupten. — Der altbairische Kopfputz, das Riegelhäubchen, war noch bis zu den Kreisen des wolhabenderen Bürgerstandes hinauf üblich, auch wo die übrige Tracht bereits ganz den französischen Zuschnitt trug. Das Riegelhäubchen bestand aus einem zweispitzigen Geflecht von Gold- oder Silberdraht, von der Größe und Form eines polnischen Judenbartes. Am Hinterhaupte durch einen Metallriegel im Haare festgehalten, verdarb es den Haarwuchs vor der Zeit; aber es stand allerliebst. Ein junges Mädchen mit solchem Schmuck bezeichnete man kurzweg als „ein Riegelhäubchen“; das spätere Alter hieß „eine Riegelhaube“ (sprich: . . . . haub'n). Jetzt erblickt man derlei in München kaum mehr bei der dienenden Klasse. So ist auch das „G'schnür“ verschwunden, — die schweren Silberketten in quergezogenen Reihen auf der Brust. Die Formen des weiblichen Geschlechtes erinnerten in ihrer Art an die satteltiefen Burgunderpferde mit den breiten Hufen; seltsamer Weise jedoch erwies sich die Natur, so freigebig an der Rückseite, so großmüthig

unter dem Gürtel, vorn oberhalb desselben als karge Stiefmutter.

Bei Gelegenheit des Abschiedes von Wien ist gesagt worden, daß unser Jüngling sein Herz auf dem St. Marxer Kirchhofe zurückgelassen. Ich kann getrost hinzufügen, daß ein gutes Stück davon seitdem dort begraben geblieben ist und muthmaßlich bleiben wird, bis der Erzengel, welchen die Muhammedaner Israfil nennen, mit seiner Posaune den jüngsten Tag anbläst. Bei einem noch früheren Anlaße hat der Verfasser darauf hingewiesen, daß wir Dichter mit einer besonderen Sicherheitsklappe versehen sind, wohindurch wir das gefährliche Uebermaß von Dampf ablassen, indem wir unser inneres Weh Gestalten der Einbildungskraft aufladen, die im übrigen weder durch ihr inneres Wesen noch durch die Bedingungen ihres äußerlichen Daseins unserer Eigenthümlichkeit entsprechen. Dabei wurde ein Beispiel angeführt; und dieses bedarf noch einer weiteren Randglosse. Der Dichter verweist darin den trauernden Bräutigam-Witwer für ein gutes Dutzend von Jahren in weiberfeindliche Einsamkeit: mit sich selber jedoch ist er minder strenge umgegangen. Und so fügte sichs denn in den ersten Wochen seines Münchener Aufenthaltes, daß sich der tragischen Begebenheit vom Charfreitag ein komisches Seitenstück gesellte.

Im Begriffe, sich lustwandelnd zum englischen Garten hinauszubegeben, bemerkte er das reizendste Riegelhäubchen, welches ihm bisher noch vorgekommen. Die schlanke Fülle der mittelhohen Gestalt war von einem feinen Gewande nach dem neuesten Schnitt umhüllt.

Braune Locken, sorgsam geringelt, standen vortrefflich zu den regelmäßigen und kräftig gezeichneten Zügen eines frischen Antlitzes von lebhafter Färbung und mit funkelnden Augen. Neben ihr watschelte gleich einer überfeisten Ente eine Frau einher, vermuthlich die Mutter. Der junge Herr ging schier unwillkürlich den beiden nach. Sie verfügten sich ins Hoftheater. Er traf sie an der Kasse, wo sie eben ihre Karten in Empfang nahmen und sich entfernten. „Kann ich den Sitz daneben haben?“ fragte er den Kassier. — „Noch besser“, lächelte dieser; „vor dem Riegelhäubchen“. In der nächsten Minute nahm Chezy die vortheilhafte Stellung in der Reihe vor den beiden zwischen mehreren älteren Frauen ein. Das Feuer konnte er nicht mehr eröffnen, da der Vorhang eben sich hob, doch hatte er nicht unbemerkt gelassen, daß Tochter und Mutter einen jener Blicke gewechselt, die ganze Geschichten zu erzählen wissen. Natürlich hatten sie wahrgenommen, daß er ihnen vom Schrannenplatze her gefolgt war, sonst wären sie ja keine Töchter Eva's gewesen; zweifelsohne war ihnen dergleichen nicht neu, und allen Zeichen nach hatten sie ihren Spaß daran. Im Zwischenakt begrüßte unser Herrlein den Zaun. Leutselig gab die Alte Rede und Antwort. Damals waren, wie früher schon mehrfach erwähnt worden, die Leute im allgemeinen nicht zugeknöpft wie heutzutage, am allerwenigsten aber die freisamen Münchener; an öffentlichen Orten verkehrten Wildfremde mitsammen als wären sie alte Bekannte, und erst in späterer Zeit fiel man (vielleicht auch in München) dergestalt tief in das entgegengesetzte Aeußerste, daß man selbst in einer eingeladenen Gesellschaft nur

diejenigen als vorhanden anerkannte, die eine förmliche Vorstellung von Person zu Person dazu gestempelt. Das Töchterlein ward bald in die Unterhaltung verwickelt und bewirkte im Augenblicke eine vollständige Entzauberung. Ihre unliebliche Stimme, ihre wenig feine Sprache bildeten keine Silberschale, und was darin lag, waren nicht einmal Aepfel, geschweige dann goldene. Eben darum, weil das Mädchen gar so schön, behielt der abstoßende Eindruck den Sieg gegen alle Fülle der Reize. Im nächsten Zwischenakt lief der Entzauberte davon.

Das allerliebste Riegelhäubchen gelangte später zu einer gewissen Berühmtheit. Auf einem Balle fragte ein vornehmer Herr, nachdem er mit dem „Bild ohne Gnade" getanzt: „Gibt es noch mehr so ausgezeichnete Schönheiten in München?" Worauf die liebe Einfalt mit bombenfester Gelassenheit erwiederte: „Mer seind unser sieben." Der König hatte damals die sieben schönsten Mädchen der Stadt für seine Sammlung abbilden lassen.

5.

Die unmittelbaren Umgebungen von München waren im ganzen wenig erquicklich, bevor durch eiserne Gleise die reizendsten Gegenden in leichterreichbare Nähe gerückt wurden; umso dankbarer erkannte man die Wohlthaten an, welche der englische Garten mit seinen Schattengängen und seinen lebendigen Rinnsalen gewährte. Graf Rumford hatte ihn zu Ende des vorigen Jahrhunderts angelegt. Beim Eingange steht irgend ein Marmorbild von antiker Gestalt, dessen Inschrift den Wanderer ermahnt, „harmlos" sich in frischer Luft zu ergehen ꝛc.

Vom ersten Worte der Inschrift hat die Figur den Namen „der Harmlos“ erhalten. — Von Rumford, dem bekannten Erfinder der nach ihm benannten Wolthätigkeits-Suppen, wußte man noch mancherlei zu erzählen, obschon er seit 30 Jahren München verlassen hatte. Der berühmte „Philanthrop“ war ein berüchtigter Geizdrache. Ein Fremder, der ihm vorgestellt wurde, drückte den Wunsch aus, die Anstalten in Augenschein zu nehmen, welche „der Mann von europäischem Rufe“ gegründet. Rumford verhieß, den Cicerone selbst zu machen, und fügte zum Erstaunen der Umstehenden eine Einladung zum Mittagessen hinzu. Der Fremde fand sich zur anberaumten Frist ein. Rumford führte ihn zur Suppenanstalt, zeigte und erklärte alle Einzelheiten, ließ zum Schlusse von der Suppe auftragen und löffelte sein Schüsselchen begierig aus. Aus Höflichkeit mußte der Gast das Beispiel befolgen. Sofort ging's zum Cadettenhause, wo in derselben Weise Fleisch und Kraut (nämlich: Sauerkraut) „gekostet“ wurden. Und das war das Gastmal des Grafen Rumford.

Oben wurde der Ausdruck „Philanthrop“ gebraucht. Das ist nicht etwa wörtlich zu verstehen, denn sonst würde ich, ein abgesagter Widersacher aller Sprachschänderei, frischweg „Menschenfreund“ gesagt haben. Die Philanthropen des vorigen Jahrhunderts bildeten eine eigene Zunft von Rechthabern, die zweifelsohne von der wolwollendsten Meinung beseelt waren, aber alle Grundbedingungen der menschlichen Natur und der bürgerlichen Gesellschaft verkannten. Die Schule, aus welcher die Philanthropen als ein Zweig hervorgegangen, trieb hie

und da in Europa noch andere Aeste und gipfelte in Frankreich, den Lehrbegriff zur alleräußersten Grenze treibend, in Robespierre und seinen rothen Gesellen. Unter solchen Umständen wäre die Uebersetzung des griechischen Kunstausdruckes in ehrliches Deutsch übel am Platze.

Heinrich Ernst wollte nicht von München scheiden, ohne ein Concert gegeben zu haben. In der Gesellschaft hatte er großen Erfolg mit seinem Spiele gehabt und durfte auf eine hübsche Einnahme rechnen; diese jedoch wurde ihm dadurch verkümmert, daß er nicht im Hoftheater spielen durfte, sondern sich mit einem kleineren Saale begnügen mußte. Das Theater war ihm schon so gut wie zugesagt gewesen, als plötzlich die Verheißung in Rauch aufging. Einige Tage vor der unliebsamen Wendung war der Künstler dem König im englischen Garten begegnet und hatte, statt stehen zu bleiben, nur im Vorübergehen leichthin gegrüßt. Diesem Versehen schrieben kleinstädtische Klatschbrüder das Mißgeschick zu. Der König selbst wird freilich die Nichtbeachtung des Herkommens schon beim nächsten Schritt vergessen gehabt haben, wiewol er allerdings ein bitterböses Gesicht dazu machte und den vorschriftswidrigen Gruß unerwidert ließ; aber häufig sind die dienstbaren Geister in solchen Dingen für den Gebieter empfindlich und unversöhnlich. — Jedenfalls hat Ernst damals in München nichts verloren als ein paar hundert Gulden, doch ist er auch ohne sie zum Ziele gelangt.

6.

Der Sommer war zu Ende, die alma mater legte sich schlafen, und wenn der Pandectenreiter auch mit dem Lernen sich nicht übermäßig angestrengt hatte, so wäre er sich doch nicht wie ein richtiger Student vorgekommen, wenn er nicht seine Ferienreise gemacht hätte. Das schien ihm zur „Kleiderordnung" zu gehören. Zudem drang die Mutter in ihn, sie in Gmunden zu besuchen, wo sie einstweilen sich festgesetzt hatte. Er willigte umso lieber ein, als Helmina in Bezug auf die Vergangenheit augenscheinlich ausgetobt hatte. Das lag ganz in ihrer erregbaren und ungestümen Natur. Wenn es je wieder Zerwürfnisse geben sollte, so mußten sie aus neuen Ursachen entstehen; an künftigen Unfrieden jedoch dachte der Sohn keineswegs, weil er in seiner Unerfahrenheit die früheren innerlichen Kriege der Einwirkung äußerlicher und zufälliger Verhältnisse zuschrieb und nicht verstand, daß sie aus der beiderseitigen Gemüthsbeschaffenheit den eigentlichen Ursprung genommen hatten; vor allem aber weil er ein herzliches Einverständniß wünschte. Die Jugend hofft so leicht, wenn sie wünscht, glaubt so gerne, wenn sie hofft, und beschwert sich dann über den Himmel, „der ihr niemals Wort halte".

Nach Gmunden ward in einem Briefe geschrieben: „Morgen reise ich nach Salzburg ab, gehe dann zu Fuß über Mondsee, das ich noch nicht kenne, verfüge mich sofort nach Kammer, um dem Hrn. Grafen Khevenhüller meine Aufwartung zu machen, und nehme schließlich meinen Weg über die Waldberge zum Traunsee." — Kam=

mer, ein Doppelschloß wie Orth bei Gmunden, steht am (beziehungsweise im) Attersee, nicht weit vom Marktflecken Schörfling, und ist Khevenhüllersches Stammgut. Der Graf hatte vor Jahr und Tag den Juvenis durch die zweite oder dritte Hand eingeladen, gelegentlich in Kammer vorzusprechen und, wenn es ihn freue, die Treibjagden mitzumachen. Khevenhüller war ein gemüthlicher Herr, nicht mehr jung, ein Gönner der freien Künste; irgend ein Gedicht Chezy's, das ihm Gott weiß wie in die Hände gerathen, hatte sein besonderes Wolgefallen erworben, vermuthlich, weil es zu seinem Hause in Beziehung stand.

Das Programm ward eingehalten. Von Salzburg ging Chezy Frühmorgens zu Fuße nach Mondsee. Dort nahm er nach Tische einen Einspänner, um nach Kammer zu fahren; der Herbsttag war heiß wie ein Hochsommertag und der Wanderer nach sechsstündigem Marsche in einem Zuge, wenn nicht sehr müde, doch bequem geworden. Sein Pfeifchen schmauchend, fuhr er gemächlich durch die hübsche Gegend hin. Es ist früher von ihm gerühmt worden, daß er dem Laster des Rauchens nicht ergeben gewesen, darum muß jetzt eigens angemerkt werden, daß es ihm zu München gleichsam angeflogen war, er wußte selber kaum wie. Die Tischgenossenschaft war immer nach dem Essen mitsammen zum schwarzen Kaffee gegangen. Einige Tage hintereinander hatte bald der, bald jener dem Nichtraucher eine Cigarre in den Mund gesteckt, der Neuling sie mit Behagen verdampft und endlich sich selber mit nicotischem Kraute, erst gewickeltem, dann geschnittenem, versorgt. Er hatte niemals auch nur

die geringste Unbequemlichkeit beim Rauchen verspürt und war ganz ohne Anrufung des heiligen Ulrich in den dampfenden Orden getreten; weßhalb also mit Recht gesagt werden durfte, daß ihm die Raucherei gleichsam angeflogen sei.

Wie er dergestalt in türkischer Behaglichkeit gegen St. Georgen hinfuhr, sah er von weitem eine dicke kleine Frau und einen jungen Mann des Weges kommen. Die Frau war unverkennbar Helmina. „Die Mutter kommt mir entgegen, das ist recht hübsch von ihr“, zwitscherte „Zeiserl“ vor sich hin. Im Begleiter erkannte er einen Bruder der Pastorin von Goysern; das entscheidende Wahrzeichen war die burschikose lange Pfeife mit ihren Quasten. Der junge Mann hatte, wie zu jener Zeit alle protestantischen Theologen Oesterreichs, eine „deutsche“ Hochschule besucht, was man seiner Außenseite nach anmerkte. — In derselben Minute ließ sich Overbeck vernehmen: „Dort kommt ein junger Mann gefahren, den ich für Ihren Wilhelm halten würde, wenn er nicht eine Pfeife im Gesicht stecken hätte.“ — „Dann kann er's nicht sein“, versetzte die Dichterin; „ich bin, wie ich ja vor zehn Minuten erst bemerkte, glücklich genug gewesen, meine Kleinen vor dieser übeln Angewöhnung zu retten. „Gleich darauf gab's unbändiges Gelächter. Der angeblich Gerettete wies sich als ein Verlorener aus. Im lustigen Auftritt ging Helmina's Verdruß unter, wozu auch ihr Erstaunen, den Sohn zu treffen, nicht wenig beitrug. Sie befand sich nur ganz zufällig in der Gegend und hatte den Brief gar nicht erhalten, der — wie sich späterhin erwies — in München liegen geblieben war, weil

die Magd ihn unfrankirt in den Briefkasten geworfen, da sie nicht pfiffig genug gewesen, ihn zugleich mit dem erhaltenen „Sechserl“ zu unterschlagen. Zu jener Zeit nämlich stand die k. k. Post in keiner Verrechnung mit dem Auslande; man mußte gegenseitig bis zur Grenze frankiren und konnte nicht über die Grenze hinaus einen Brief frei machen.

Das Gefährt wurde zurückgeschickt. Chezy blieb mit der Mutter in Attersee, dem Dörflein am Seegestade, wo Overbeck vor kurzem Pastor geworden war. Eine Schwester führte ihm die Wirthschaft. Zweifelsohne wird er bald darauf geheiratet haben. Ein unbeweibter Pastor mitten im katholischen Lande würde von seiner Gemeinde scheel angesehen worden sein. Am nächsten Tage ging's in einem Einbäuml oder Seelentränker schräg über das Wasser nach Kammer. Der Einbaum ist ein leichtes Fahrzeug, aus einem Eichenstamm gezimmert, schmal und lang, mit einwärts gestellten Flanken. Man kommt damit sehr rasch von der Stelle, aber ein Windstoß wirft es nur allzu leicht um; daher der zweite Name. Der Attersee ist mehr als doppelt so groß wie der Traunsee, weniger malerisch durch seine Umgebungen, aber immerhin noch prächtig genug, an der Südseite vom Schafberge beherrscht, dessen riesige Gestalt aus dem Kreise der Waldberge nur umso stattlicher empor wächst. Unter den oberösterreichischen Seen ist der Attersee der größte; der Chiemsee in Baiern übertrifft ihn an Weite, wie von der oberen Seite her an Großartigkeit der Landschaft.

Im Schlosse Kammer ging's lebendig zu. Den Grafen und seine zweite, verhältnißmäßig noch junge Gema-

lin umgaben vier Kinder aus der ersten Ehe; drei erwachsene Töchter, frisch, munter und sehr hübsch, und ein Sohn von 10—12 Jahren. Als Gäste waren eine Tante der Burgfrau und ein Maler Namens Stange zugegen, ein sehr geschickter Landschafter. Chezy kam grade Recht zu einer Treibjagd, die für den nächsten Tag anberaumt war und verhältnißmäßig glänzend ausfiel. Die Wildbahn befand sich nämlich nicht in preiswürdigem Zustande; aber der junge Schütze wurde als des Grafen einziger Jagdgast aus der Ferne natürlich nicht auf die schlechteren Stände gestellt und erlegte einige Rehböcke nebst etlichen Füchsen. Die Jagdgenossen behaupteten, daß alle Böcke nur deßhalb bei ihm zum Vorschein gekommen, weil sie sich vor dem „Brillenhansl“ am wenigsten gefürchtet; er trug nämlich (erst seit einigen Monaten) eine Brille, und gegen gesattelte Nasen hegen scharfsichtige Jäger meistens ein Vorurtheil der Geringschätzung, weil sie selber durch eine Brille gar nichts sehen und — nach der Menschen hergebrachter Weise — die eigene Beschaffenheit zum Maßstabe für fremde Bedürfnisse nehmen. Seltsamer Weise fehlte der Brillenhansl fast alle Hasen, die ihm zum Schusse kamen, wogegen er mehrere Schnepfen ganz regelrecht herunterholte. So aber ist's ihm zeitlebens ergangen: größere Stücke hat er selten gefehlt, Federwild ziemlich häufig erlegt, bei den Hasen jedoch sehr oft sich den Verdacht zugezogen, daß er „krummes Pulver“ führe oder das Blei im Schrotbeutel gelassen habe. Zum Abschiede verehrte ihm der Graf einen Rehbock, den er und seine Mutter im Laufe der nächsten acht Tage verzehrten, schließlich bedauernd, daß er nicht noch

etliche Schlegel mehr gehabt. Im October wurden noch ein paar Besuche zu Kammer abgestattet.

Helmina hatte das Hochhaus verlassen. Ihre Wohnung befand sich an der Ausmündung der Traun in einer Mühle, die ehedem ein Freihof gewesen. Das Gemach, das sie dem Sohne anwies, war ein alterthümlicher Saal, ungefähr sechs Klafter lang und mehr als halb so breit, mit sechseckigen Scheiben an den vielen kleinen Fenstern von so hoher Brüstung, daß man den Fenstertritt besteigen mußte, um hinauszuschauen. Die Aussicht ging auf den Fluß. Im Hintergrunde des Saales stand ein Kachelofen von riesigen Verhältnissen; hinter ihm war ein Raum für den Großvaterstuhl und ein Tischchen ausgespart. Auf einem Gesims, worauf einst Humpen, Kannen und Krüge geruht haben mochten, standen Chezys Bücher. Wenn er nichts Besseres zu schaffen gehabt hätte, wäre er wol nicht ungern in dieser geräumigen Einsiedelei geblieben. Mit stillem Behagen lauschte er am späten Abend dem Rauschen der Traun, dem Klappern der Mühle und gelegentlich auch dem Tosen der Windsbraut. Sie heulte und pfiff genau so, wie sie achtzehn Jahre zuvor in Heidelberg gethan, und der Lauscher stellte die Frage, wie nach solchem Brautstande dereinst die Ehe ausfallen werde?

Die Dichterin hatte alle ihre Fahrnisse aus Wien beisammen, die „alte Hutzel“ ausgenommen, und die sollte im November eintreffen. Babette konnte nicht länger in der Verbannung ausdauern. Der gesellige Kreis Helmina's war stark zusammengeschrumpft. Außer Pothier, Hörner und Therese Klodi kam beinahe Niemand zu ihr.

Mit Solterer hatte sie sich verfeindet. Die Beamten fürchteten sich vor der Ungnade des Hofrathes und wichen ihr aus. In's obere Kammergut ging sie nicht gerne mehr; bei der Spinnerei war alles Mögliche eher als Seide gesponnen worden und die Volksthümlichkeit der „Frau von Traunkirchen" ebenso unverdient zu Grunde gegangen wie früher erworben worden. Die guten Leute mit lebhafter Einbildungskraft hatten in ihrer Einfalt die übertriebensten Erwartungen an die eigenthümliche Erscheinung geknüpft und sie für eine große Dame von Macht und Einfluß gehalten; nun wälzten sie die Schuld der Täuschung auf den Gegenstand derselben zurück. Doch derlei pflegt ja allen zu widerfahren, auf welche das Volk seine Hoffnung gesetzt, die immerdar — in den größten wie in den kleinsten Verhältnissen — nothwendiger Weise sich betrogen sehen muß, weil sie sich selber zum Narren gemacht hatte. Viele Kronprinzen, Dutzende von Ministern, Tausende von Bürgermeistern und Gemeinderäthen haben das schon erfahren; warum nicht auch eine gutherzige und phantastische Dichterin?

Chezy begab sich ein paar Tage zu Spaun. Es war die letzte Begegnung mit dem werthen Freunde. Sie blieben fortan noch lange in Verkehr, freilich nur durch seltene Briefe, die nach 10 — 12 Jahren endlich ganz aufhörten. Spaun starb 1849, ungefähr sechzigjährig.

Bald nach dem 20. October hielt der junge Herr für angemessen, endlich den Rückweg anzutreten. Helmina begleitete ihn bis Salzburg, und weil das Wetter gar so schön war, blieben sie mehrere Tage in der Oberen Gnigl, einem reizenden Erdenwinkel unfern der Stadt,

wo die zwei Straßen — nach Ischl und nach Völkabruck — sich scheiden. Agricola fand sich fleißig ein, ein angenehmer Gesellschafter und kundiger Führer durch die herrlichen Umgebungen. Er hatte den Sommer über ein Bild vollendet, das gelungenste und zugleich das größte seiner bisherigen Werke, — die Aussicht vom Mönchsberge darstellend. Das Gemälde war von Berlin aus bestellt. Natürlich blieb auch einiger Regen nicht aus; ohne Regen kommt man selten von Salzburg wieder weg, so wenig als von Heidelberg. Ein Reisender, der kein anderes als schlechtes Wetter dort gehabt, traf sieben Jahre darauf seinen Salzburger Gastfreund in weiter Ferne, und seine erste Frage lautete: „Regnet es immer noch bei euch?" Doch das Regenwetter ließ sich ertragen. In der Gnigl gab es ein angenehmes Haus, auch für die bereits langen Abende der schönen Tage eine willkommene Zuflucht. Die Gräfin Lodron war eine der liebenswürdigsten älteren Frauen, die sich finden ließen; Helmina sagte, die Mutter sei jünger als ihre beiden Töchter, von denen die ältere ungefähr vierzig Lenze gezählt haben würde, wenn sie mit so leidiger Rechnerei sich abgegeben.

Im Jahre 1862 feierte die alte Gräfin ihren neunzigsten Geburtstag. Chezy hatte Gelegenheit, durch ihre Großnichte seinen Glückwunsch melden zu lassen, wobei er zu bemerken nicht versäumte, daß sie muthmaßlich den Strichvogel vergessen habe. Die Antwort, mit sicherer Hand geschrieben, bekundete nicht nur, daß sie sich seiner entsinne, sondern auch, daß sie während der 33 Jahre den Schriftsteller nicht ganz aus den Augen verloren,

wenn sie auch von seinen persönlichen Verhältnissen nichts weiter vernommen.

Helmina's Sohn hatte einen Begleiter angeworben, der ihr ein Dorn im Auge war: einen Hühnerhund, noch kein Jahr alt, ungeführt, weiß ohne Abzeichen und von seltener Größe. Khevenhüller hatte ihm denselben... geschenkt ist kaum das rechte Wort; das „Viech" war dem Grafen zur Last geworden, weil es der Hunde schon zu viele im Schlosse gab, und der Gast erwies ihm einen Gefallen, wenn er ihn mitnahm. Die Dichterin machte sich allerlei Bedenken über den Hund und hing damit dem Sohne bereits, wie es der Franzose heißt: an allen Ohren. „Was wirst du dich mit der Bestie schleppen", sagte und wiederholte sie hundertmal mit anderen Worten und immer ausführlicher; „sie frißt dich arm und hindert dich auf Schritt und Tritt". Vergebens wandte er ein, daß in seinem Kosthause für tägliche Gäste das Hundsfutter nicht mehr als monatlich einen Gulden koste; daß er für den Hund, wenn er nur thue, als wolle er ihn nicht weggeben, ohne Mühe zwei Karolin erhalten könne, eher mehr als weniger; und daß schließlich „die Bestie" zu München ihr nicht im Wege sei. In der Gnigl wurden die Einreden immer dringender, namentlich am Vorabend der Abreise. Der Sohn klammerte sich, um nicht die Geduld zu verlieren, mit Gewalt an die Vorstellung, daß er am nächsten Morgen von der Mutter scheiden werde, und zwar allen Zeichen nach für ein ganzes Jahr. Zu Nacht lag Becasse, seiner Gewohnheit nach, vor des Gebieters Bett. Morgens öffnete Helmina die Thüre, um zu sagen, daß es Zeit zum Auf-

stehen sei, worauf sie den Hund an sich lockte und die Thüre wieder schloß. Beim Frühstück fehlte das Thier ganz, wider seine Gewohnheit, und war nicht mehr zu finden, so daß Chezy ohne Hund abreisen mußte. Das gab einen bitterbösen Mißton in seinem Herzen, nicht des Verlustes an und für sich wegen, sondern um der Handlungweise willen. Die Zettelung war mit weißem Zwirn auf dunkelm Grunde genäht. Helmina, die nichts verschweigen konnte, platzte später einmal mit dem Geheimniß heraus, und als ihr Sohn bemerkte, daß sie besser gethan hätte, sich des Heldenstückes nicht zu rühmen, beschuldigte sie ihn der Undankbarkeit.

7.

In München war einiges anders geworden. Im August oder September hatte Franckh, ohne daß bei dem Geschäfte sein Name genannt worden, ein politisches Blatt mit schöngeistiger Beilage gegründet, ein paar Wochen lang täglich tausend Exemplare unentgeltlich vortheilen lassen und durch das für München noch ganz neue Mittel eine hübsche Anzahl von Abnehmern gewonnen. Redacteur und angeblicher Eigenthümer war ein gewisser Bruckbräu, eine Kirchthumberühmtheit, vorzüglich durch schlüpfrige Romane bekannt. Franckh fand bald heraus, daß die Politik nicht das Fach seines Redacteurs sei und sprach in seiner kurzangebundenen Weise die Absetzung desselben aus. Bruckbräu wollte sichs nicht gefallen lassen, und führte, da der Verleger kein Geld mehr hergab, die Zeitung, seine Zeitung auf eigene Rechnung fort, indem er zugleich eine Klage gegen Franckh an-

strengte. Dieser aber gründete seinerseits eine neue Zeitung, „Deutscher Mercur“ betitelt. Karl Krause ward zum Redacteur bestellt; den Namen gab der k. Rath Auerwerk her. Die Redaction erhielt zwei Zimmer in Auerwecks Wohnung, eines zum Arbeiten, das andere zum Schlafen. Krause nahm mit Franckhs Genehmigung den zurückgekehrten Chezy als Stubenburschen zu sich, um durch die unentgeltliche Beherbergung einigermaßen wettzuschlagen, was der Schulkamerad während des Sommers für ihn gethan hatte. Dieser fand die Wiedererstattung annehmbar, gleichwie es sich bei ihm von selber verstanden hatte, auch ohne Aussicht auf Ersatz den Jugendgespielen nicht im Elend stecken zu lassen. Die Jugend weiß das nicht anders; in späteren Jahren pflegen die Verhältnisse von ganz verschiedenen Seiten sich darzustellen, welche der Großmuth wo möglich noch ungünstiger sind als dem Vertrauen, jedenfalls aber die Unbefangenheit der Auffassung beeinträchtigen, sowol im Geben als im Nehmen. — Durch das Zusammenwohnen mit Krause bekam Chezy den ersten Begriff vom Zeitungswesen; freilich einen noch sehr unvollkommenen, wie es, abgesehen von sonstigen Ursachen, schon deßhalb nicht anders sein konnte, weil besagtes Wesen zu München noch in der Kindheit lag, wie heutzutage vielleicht kaum mehr in einer kleinen Kreisstadt abseits vom großen Verkehr. Für eine Zeitung von rechtem Schlage nach jetzigen Begriffen gab es noch keinen Boden, wenn auch Krause der Mann gewesen wäre, eine zu machen. Er war selber noch ein Anfänger, doch verstand er wenigstens mit ordnendem Bedacht den Rothstift und die Pa-

pierscheere zu handhaben; auch brachte er manches unmittelbar aus französischen Blättern und aus Galignanis Messenger. Einem Publikum gegenüber, welchem der Landbote genügte, war der Mercur ein sehr anständiges Blatt, doch lange noch nicht dazu angethan, die Allgemeine Zeitung todtzuschlagen, wie Franckh sich einbildete. Die Allgemeine Zeitung stand in Bezug auf die s. g. Mache auf der Höhe, welche damals in Deutschland überhaupt zu behaupten möglich war, schöpfte aus Quellen, die fürwahr nicht allgemein zugänglich waren, und saß so recht mitten im Kernpunkte des Poststraßennetzes. Chezy aber lernte beim Mercur noch weniger, als er hätte lernen können, erstens weil er seine Aufmerksamkeit nur in sehr beschränktem Maße der Beschäftigung Krauses zuwandte; zweitens weil die politischen Dinge ihm dergestalt noch böhmische Dörfer waren, daß er z. B. von der Bedeutung des Ganges der Dinge in Frankreich (unter Karl X.) auch nicht die leiseste Ahnung verspürte. Sehr natürlich, da er die neuere Geschichte Europa's seit 1648 sozusagen gar nicht kannte und in der älteren noch keinen geistigen Zusammenhang bemerkt hatte, wenn er auch in den Einzelheiten ziemlich genau Bescheid wußte.

Seine Beschäftigung war eine schöngeistige nach damaligem Zuschnitte. Auch in der Kritik hatte er sich bereits im Sommer zuvor versucht, nachdem er — ich weiß nicht mehr, wie? — zu Brockhaus in Beziehungen gekommen war. Die Verbindung dauerte nicht lange. Den Bruch bewirkte eine Besprechung des „letzten Ritters“. Als nämlich diese Dichtung erschien, war Anastasius Grün noch so gut wie unbekannt. Franckh, der Verle-

ger, bedachte Chezy mit einem der ersten Abdrücke, während die Sendungen (via Leipzig) sich noch unterwegs befanden. Entzückt vom Gedicht, schrieb Chezy noch im ersten Feuer nieder, was er empfunden, und schickte den Aufsatz nach Leipzig. Die Redaction sandte ihn mit der Bemerkung zurück, die „Blätter für literarische Unterhaltung“ könnten sich unmöglich zum Lagerplatz für Gefälligkeitsartikel hergeben. Der Beurtheiler wurde geradezu beschuldigt, wenn auch nicht in ganz groben Ausdrücken: eine unverdiente Lobhudelei geschrieben zu haben, um dem Verleger einen Gefallen zu erweisen. Erbittert durch den ungerechten Vorwurf, gab Chezy eine vielleicht etwas zu lebhafte Antwort, die Bemerkung hinzufügend, er werde die Besprechung mit seinem Namen veröffentlichen, um zu zeigen, daß sie keine Lobhudelei enthalte. So geschah es auch. Gegen diese Art der Beweisführung wird hoffentlich nichts einzuwenden sein; ein junger Mann, der einen durch Vater und Mutter zugleich berühmten Namen trägt, wird vor allem darnach streben, sich desselben würdig zu machen, und also ganz gewiß nicht damit anfangen, ihn als Aushängeschild für Gefälligkeits-Artikel zu mißbrauchen. Das Urtheil, welches die „Blätter für literarische Unterhaltung“ als ein bestochenes zurückgewiesen, wurde bald darauf durch die allgemeine Stimme bestätigt. Dergestalt geschah es, daß aus der erfahrenen Kränkung für Chezy die Genugthuung erwuchs, als Herold des neuen Sternes am Dichterhimmel die Zukunft desselben gleichsam unter Bürgschaft verkündet zu haben. Dieser Bürge war keiner von denen, welche nach dem Sprüchworte gewürgt werden. — Neben-

bei sei hier noch bemerkt, daß der Dichter für mich stets Anastasius Grün geblieben ist; denn wenn ich auch im Leben zwei oder dreimal mit dem Grafen Anton Auersperg zusammengetroffen bin, so geschah es nur zufällig und ist dabei nichts gewechselt worden, als die ganz gewöhnliche Scheidemünze von herkömmlichen Redensarten. Was aber die Leipziger betrifft, so erheischt die Billigkeit, eigens anzuerkennen, daß sie eigentlich kein anderer Vorwurf trifft als der: keine Propheten gewesen zu sein, denn sie hatten die gepriesene Dichtung noch gar nicht zu Gesicht bekommen, als ihr Argwohn erregt wurde. Hätte Chezy ein paar Wochen zugewartet, so würden zweifelsohne die Dinge eine ganz andere Gastalt gewonnen haben.

Der „verantwortliche" Auerweck war kein Schriftsteller. Er beschränkte seine Theilnahme an der Zeitung auf die Zusammenstellung der amtlichen Nachrichten, welche gemäß der Preßordnung gebracht werden mußten. Zu mehr hätte er keine Muße gehabt, da er, ein besonders fähiger Kopf, mit Berufsarbeiten überhäuft wurde. Im Umgange war er frohmüthig, aufgeweckt und in seiner altbaierischen Weise liebenswürdig. „Er verdarb keinen Spaß", wie man damals von einem guten Gesellschafter zu sagen pflegte. Chezy gewann an ihm einen guten Freund über die Dauer jener Franckh'schen Herrlichkeit weit hinaus, die mit großem Lärm begann und mißbeliebig genug endete.

Den Anfang zur Uebersiedelung seiner Geschäfte nach der baierischen Hauptstadt hatte Franckh mit dem politischen Blatte gemacht, das er gegründet. Er wollte da-

mit die Allgemeine Zeitung in den Grund bohren. Cotta habe zwar, sagte Saphir, die Gesandten für sich, aber Franckh die Geschickten. Nun sollte die Damenzeitung, welche seit Neujahr 1829 in Stuttgart als Nebenbuhlerin des Morgenblattes erschien, von 1830 an in München herauskommen. Zu diesem Behufe kam Spindler, einstweilen ohne Weib und Kind, in der zweiten Hälfte des Decembers.

8.

Karl Spindler war damals ein Mann von 33 Jahren, etwas zu wolbeleibt, aber sonst von der vortheilhaftesten äußeren Erscheinung. Sein volles Antlitz mit den starken und doch so überaus feinen Zügen; die bräunliche Gesichtsfarbe mit dem frischen Roth der Wangen; die dunkeln Augen mit dem eigenthümlich feurigen Glanz, der nicht funkelte und sprühte, sondern wie geschmolzenes Metall aus dem Hochofen in stetem Strome hervorschoß; die wagerechten Brauen unter der hohen breiten und wie aus Granit gemeißelten Stirn; die reiche Fülle des schwarzen Kraushaares, . . . alles das vereinigte sich, um Kopf und Antlitz mit einem ausgezeichneten Ausdruck zu begaben. Maler und Bildner waren von diesem Ausdruck freudig überrascht. Schaller (aus Wien), damals ein junger Löwe, aber doch schon Löwe, hat in jener Zeit ein gelungenes Brustbild Spindlers in Gyps gegossen, Winterhalter ein Bildniß in halber Figur gemalt, in dessen Ausführung sich neben den Mängeln einer noch gärenden Ausbildung schon die Bürgschaft der künftigen Meisterschaft mit kühner Großartigkeit offenbarte. Nicht

minder als die Künstler fühlten die Frauen den Zauber dieser eigenthümlichen Erscheinung heraus; der Mehrzahl von allen, mit denen er jemals in Berührung kam, blieb Spindler nicht gleichgültig, so daß sie entweder für ihn schwärmten oder ihn tödtlich haßten. Seine eigene Frau hat der Reihe nach die beiden Fegfeuer durchgemacht; doch davon später.

Wie Spindler mit Franckh in Verbindung gekommen, ist oben ganz flüchtig angedeutet worden. Mehr davon zu sagen, dürfte immerhin der Mühe werth scheinen. Der dicke Buchhändler, welcher bei seiner Uebersiedlung nach München den Scheitelpunkt seiner Laufbahn erreicht hatte, verband mit hochfliegendem Schwung des Geistes die ganze Zuversichtlichkeit des Emporkömmlings. Er besaß überhaupt mehr Einbildungskraft als Verstand, mehr Verstand als Vernunft, mehr Dreistigkeit und Trotz als Muth. Der Geist seiner Unternehmungen trug stets einen nordamerikanischen Zuschnitt. Zur Zeit, als er durch die bereits erwähnte Kreuzerausgabe Walter Scotts ziemlich viel Geld gewonnen hatte, fiel ihm ein Roman, „der Bastard“, in die Hand, der, bei Orell, Füßli und Compagnie in Zürich erschienen, einen „gewissen“ Spindler zum Verfasser hatte. Franckh fragte und fragte, bis er Spindlers Aufenthalt herausgebracht. Die Fahndung war ihm schwer genug gemacht worden, denn der Dichter führte ein unstätes Leben, weil seine Frau der Bühne angehörte, welche er für seine Person nicht mehr betrat. Franckh traf den Gesuchten zu Offenbach oder zu Hanau in ziemlich bedrängter Lage und verständigte sich mit ihm über eine erste Bestellung. So entstand „der Jude“.

Dieser Roman war es, welcher Spindlers Ruf eigentlich begründete, weßhalb vielfach geglaubt wurde, derselbe sei vor dem Bastard geschrieben worden. Zugleich hat das Werk durch Ueberschrift und Stoff den weit verbreiteten Irrthum veranlaßt, daß der Verfasser selbst hebräischen Ursprunges sei. Er stammte von alten Christen aus Baiern, doch hatte er von seiner Großmutter her eine Mischung türkischen Blutes geerbt. Sie war als zartes Kindlein bei Erstürmung einer Festung unter einem Geschütz gefunden und von einem kaiserlichen Soldaten mitgenommen worden; vermuthlich gehörte sie einem Janitscharen, Albanesen oder Baschi-Bozuk. Dem Gedächtniß der Ahnfrau zu Ehren sang Spindler gerne das französische Soldatenliedchen „veritable enfant de la balle“, worin die Verse vorkommen: . . . „le hazard plaça mon berceau à la porte d'une capitale qu'on venait prendre d'assaut.“

Dem Juden folgte der Jesuit, nachdem Spindler auf Franckhs Veranlassung nach Stuttgart gezogen war. Der Erfolg des Juden hatte nämlich den Verleger veranlaßt, dem Verfasser eine dauernde Verbindung anzutragen. Die Einzelnheiten des Vertrages weiß ich nicht ganz genau mehr anzugeben, doch ist sicher, daß die bewilligten Summen für jene Zeit im Verhältniß zum Preise der Lebensmittel bedeutend waren. Die Bedingungen werden ungefähr folgende gewesen sein: Franckh erlegte für das ausschließliche Verlagsrecht der gesammelten Werke 18,000 Gulden rhein., abgesehen vom Ehrensold für jede einzelne Arbeit. Für die gesammelten Werke sollte Spindler jährlich zwei Bände bereits gedruckter Erzählungen

liefern. Dann hatte er einen Almanach unter dem Titel „Vergißmeinnicht“ zu schreiben und die „Damenzeitung“ herauszugeben. Die zwei „gesammelten“ Bände wurden zusammen mit 1200 fl., jeder Band neuer Arbeiten, deren Zahl nicht beschränkt war, gleichfalls mit 600 fl., das Taschenbuch mit 1500 fl. bezahlt. Der Inhalt des letzteren reichte gut für zwei Bände der Sammlung und trug demnach im ganzen 2700 fl. Indem Spindler zu München mit höchstens 2000 fl. ganz anständig leben konnte, war das Bedürfniß schon durch die Damenzeitung fast allein gedeckt, da er die Redaction natürlich nicht umsonst führte.

Zur Damenzeitung und zum Mercur hatte Franckh noch ein bestehendes Unterhaltungsblatt „Aurora“ angekauft, das 3—400 ständige Abnehmer zählte, mithin zu den angesehenern auf dem Platze zählte. Zudem war Saphir angeworben, um ein Witzblatt zu gründen. Mit einem Worte: Franckh zündete das Licht an beiden Enden an.

Der Schilderung Franckhs, die bereits gegeben worden, sind noch ein paar Züge beizufügen, doch muß zuvor ausdrücklich bemerkt werden, daß ich dadurch nicht die freundschaftliche Gesinnung verleugnen will, die ich dem Andenken des unglücklichen Mannes bewahre. Wir waren, obschon wir in unseren politischen Gesinnungen durchaus nicht übereinstimmten, insofern ich damals überhaupt schon eine Gesinnung besaß, dennoch recht gute Freunde. Wir haben, alle beide noch mit der Stange im Nebel herumfahrend, heftig gestritten und sogar uns gezankt, aber selbst in seinem heftigsten republikanischen Fieber hat Franckh, als ich ein paar Jahre später wäh-

rend seiner Reise nach Paris am Rheine mit ihm zusammentraf, mir wolwollend die Versicherung gegeben, daß ich, obschon ein unverbesserlicher „Arischtokrat“, dennoch nicht an die Laterne gehenkt werden solle; er wolle mich davor bewahren. Solch guter Wille hat mich nicht ungerührt gelassen, wenn er sich auch lächerlich äußerte. Franckh war in München noch nicht so weit „vorgerückt“. Er war, wie schon erwähnt, dem Aussehen nach ein Fettklumpen und mit einer unüberwindlichen Faulheit behaftet. Sein Mangel an Ordnung und Pünktlichkeit, die schlimmste Eigenschaft für einen Geschäftsmann, hat selbstverständlich viel dazu beigetragen, sein Vermögen in München zu Grunde zu richten, wie einträglich auch einige seiner Unternehmungen ausfielen. Die unbeholfene Gestalt, einem abgeronnenen Lichtstümpchen vergleichbar, das talgige Gesicht, die mehr als nur verwahrlosten Zähne, der selbstgefällige Ausdruck in den groben Zügen, die breitmaulige Sprechweise von urschwäbischer Art, die rohe Gefräßigkeit und die plumpe Sinnlichkeit haben damals reichlichen Stoff zu jenen unbarmherzigen Scherzen gegeben, welche Franckh durch sein rücksichtloses Benehmen stets herausforderte. Spindlers derber Freimuth, Horschelts zweischneidige Bosheit, Saphirs unerbittlicher Witz haben ihm nicht wenig zu schaffen gemacht, ohne ihn jedoch aus dem alten Gleise zu bringen. Von seinen ferneren Schicksalen wird noch die Rede sein.

Zu den jüngsten Mitgliedern des Kreises, der sich um die Franckhschen Hauptleute bildete, gehörte Chezy. Spindler erkor ihn alsbald zu seinem Fähnrich. Der günstige Eindruck, welchen der Beitrag für die Damen-

zeitung hervorgebracht, wurde durch die Persönlichkeit nicht verwischt, obschon (oder weil?) der junge Mensch nicht viel redete. Es dauerte keine vier Wochen, so waren Spindler und Chezy gute Freunde, um danach kurzweg Freunde zu werden, trotz des bedeutenden Unterschiedes des Alters in einem Lebensabschnitte, worin zehn Jahre noch wie ein ganzes Meer zwischen zwei Menschen liegen. Sie haben auch nicht Brüderschaft getrunken, was damals gar zu allgemein und gemein war, sondern mit hellen Sinnen bei lichtem Sonnenschein sich Du genannt. Ihre Namen standen somit nicht auf den Kerbhölzern jenes moralischen Katzenjammers, der nach einer Reihe durchgemachter Gelage selbst dann nicht ausbleibt, wenn der Magen keinerlei Beschwerden verspürt. Man hat dazumal wol nicht flotter gelebt als heutzutage, doch unter anderen Formen; namentlich gehörte noch das scharfe Trinken zum Banket, obschon man bereits in der Gesittung weit genug fortgeschritten war, sich nicht mehr unter den Tisch zu „saufen“. Wenn man sich zu einem Abendschmause versammelte, zechte man gewöhnlich bis gegen Tagesanbruch fort, ging aber dann in der Regel auf seinen eigenen Füßen heim.

Vor Spindlers Ankunft hatte Chezy in der Aurora seine Sporen als Feuilletonist verdient. Ein Hofschauspieler Heigel, der mit einer Beurtheilung nicht zufrieden war, legte Berufung an die Gewalt ein und packte eines Abends den „Splitterrichter“, um ihn eines Besseren zu belehren, auf der Straße an. Heigel war ein großer starker Mann von 40—45 Jahren, so daß der Vortheil nicht auf Seiten des Angegriffenen schien; der

aber benutzte seine jugendliche Gelenkigkeit und warf vermittelst eines Fußtrittes in die Herzgrube den Gegner auf das Pflaster. Nächsten Tages schickte Chezy zwei Zeugen zu Heigel, der sich vernehmen ließ: „Meine Herren, ich bin Offizier gewesen und habe meinen Muth gegen Russen und Franzosen erprobt. Ich würde auch jetzt nicht anstehen, ein paar Kugeln mit Ihrem Auftraggeber zu wechseln, wenn ich ihn wirklich beleidigt hätte. Aber ich habe ihn nur statt eines anderen aus Versehen angepackt. Er war gar nicht gemeint. Dazu hat er seine Genugthuung für den Mißgriff durch den Fußtritt genommen, der mich so unsanft niederwarf. Ich glaube demnach nicht losgehen zu sollen. Sollte man mich weiter belästigen, so werde ich den Schutz der Polizei anrufen.“ So blieb denn dem Beleidigten keine Wahl, als statt mit Pulver und Blei, seine Genugthuung mit Tinte und Druckerschwärze zu nehmen. Dieser Heigel ist nicht mit seinem Bruder Max Cäsar, dem seinerzeit bekannten Abenteurer, zu verwechseln.

Unter dem Kriegsnamen Julius Aquila führte Chezy das Feuilleton der Damenzeitung. Viel ausgerichtet hat er nicht damit. Die Hauptschuld lag natürlich in ihm selber. Für eine solche Aufgabe fehlte ihm vor allem die reife Tüchtigkeit. Spindler war zwar leidlich mit ihm zufrieden, aber das Publicum blieb gleichgültig. Freilich zeigten sich auch die Umstände nichts weniger als günstig; die Münchener hatten (damals wenigstens) nur Sinn für die derbste Kost, so daß die ganze Damenzeitung für sie gleichsam nicht vorhanden war. Und was die auswärtigen Leser betraf, so wurde deren Gunst durch

die Nachlässigkeit der Verlagshandlung in wahrhaft schmählicher Weise muthwillig verscherzt. Nie wurden die Nummern zu rechter Zeit befördert, nie die Bestellungen ordentlich und ohne Lücken ausgeführt. Wie nachtheilig solche Fahrlässigkeit des Verlegers selbst auf die beliebteste Zeitschrift einwirken kann, hat späterhin auch August Lewald mit seiner „Europa“ erfahren, wie seinerzeit erzählt werden soll.

Spindler arbeitete an einem Roman, „der Invalide.“ Er ist damit bekanntlich auf den Strand gelaufen, doch fürwahr nicht, weil die Dichtung irgend eines der Vorzüge entbehrt hätte, welche dem Juden die Bahn gebrochen, den Jesuiten getragen, dem Bastard zu nachträglicher Anerkennung verholfen hatten, sondern ganz einfach darum, weil sie mit ihrer Napoleon'schen Färbung wie Senf nach Tische kam. Byron, welcher den Corsen wieder in die Mode gebracht, war schon selber aus der Mode; und wenn Zedlitz mit seinen Todtenkränzen noch zu Ende des Jahres 1827 trotz des Weihrauches, welchen er auf dem Grabe von St. Helena angezündet, durchgegriffen, so war er eben noch vor Thoresschluß gekommen und hatte, wolgemerkt, nicht als Anhänger, sondern als ritterlicher Feind von dem todten Helden gesungen. Lord Byron zeigte sich mißvergnügt über seine Landsleute, die unverschämt genug gewesen, sich so wenig als die Deutschen bei Waterloo schlagen zu lassen; Zedlitz dagegen sagte: „In Waffen bin ich gegen ihn gestanden, drum mocht' ich ihn nicht schmäh'n, da er in Banden.“ — Uebrigens hatte Spindler seine Bewunderung für Napoleon I. nicht etwa aus zweiter Hand überkom-

men. Sie war mit ihm aufgewachsen, weil er, obschon nicht in Frankreich geboren, so doch unter den corsischen Adlern erzogen worden, nämlich zu Straßburg, in der ursprünglich allerdings deutschen Stadt, deren Bewohner jedoch seit 1789 eine ganz entschieden französische Gesinnung angenommen hatten.

Geboren war Spindler am 16. October 1796 auf deutscher Erde, zu Breslau, wo sein Vater Kapellmeister oder etwas dergleichen war, ein tüchtiger Musiker, der sehr bald nach der Geburt seines Söhnleins nach Straßburg als Organist (Musikdirektor beim Münster) berufen ward, woselbst er auch bis zu seinem Tode geblieben ist. Der kleine Karl wurde also deutsch-französisch erzogen und wuchs in Napoleon'scher Luft auf. Der Vater Spindler besaß kein Vermögen, aber ein reichliches Einkommen, sein gut besoldetes Amt ließ ihm Muße, Musikunterricht zu ertheilen, und er war als Lehrer sehr gesucht. Mit der Erziehung seines Stammhalters scheint er sich nicht viel bemüht zu haben, abgesehen von der Unterweisung in der Musik. Die eigentliche Sorge blieb der Mutter allein; aber Mütter sind schwach, besonders wenn sie nur ein einziges Kind besitzen. Kein Wunder also, wenn der heißblütige Knabe ein wilder Bursche ward und gelegentlich wol auch dumme Streiche machte. Die Erinnerung an einen solchen ist in spätern Jahren, als Spindlers Name berühmt geworden, in die Oeffentlichkeit gedrungen; natürlich entstellt. Die Sache ist die: Karlchen und ein Schulkamerad, Bürschlein von 14—15 Jahren, hatten auf einem Lottozettel eine Ziffer verwandelt. Sie hielten das für einen der erlaub-

ten Kunstgriffe, wie ihnen deren beim Knöpfespiel 2c. unter den Gassenbuben tagtäglich vorkamen. Karl wurde dafür in Untersuchung gezogen und vom Gericht losgesprochen, weil er ohne Unterscheidungsvermögen gehandelt habe. Ebenso ohne Unterscheidungsvermögen hatte er im Vaterhause eine Unbescheidenheit begangen, die von der Mutter glücklich vertuscht wurde. Als er später zu Vermögen gelangte, versäumte er nicht, nachträglich einige Pflaster auf die alte Wunde zu streichen. Inzwischen war das Söhnlein der allzudienstfertigen Magd unter das Kriegsvolk gegangen. Nach Ablauf seiner Dienstzeit sollte weiter für den Burschen gesorgt werden; der aber war ungeschickt genug, sich in Algerien von den Kabylen todtschlagen zu lassen.

Nachdem Spindler seine Schulen durchlaufen, kam er zu einem berühmten Rechtsanwalt in die Lehre, verfiel bald darauf der Aushebung und wurde eingereiht, seiner Kurzsichtigkeit halber jedoch nicht zum Dienste in Reihe und Glied berufen, sondern zur Schreiberei verwendet. . . Und hier befindet sich eine Lücke in den Mittheilungen, doch steht zu vermuthen, daß der junge Soldat sofort nach dem Friedensschluß in aller Ordnung des blauen Rockes ledig wurde. Er verließ die linke Rheinseite, — wie es scheint, nicht im vollsten Einverständniß mit seinem Vater, aber jedenfalls mit obrigkeitlicher Bewilligung. Einige Zeit hindurch lebte er theils zu Augsburg, theils bei seinem Oheim Spindler, der Pfarrer in Zusmarshausen war. In Augsburg gerieth er unter die Schauspieler. Einen Theil dieses abenteuerlichen Zwischenstückes in seinem Leben hat er unter dem

Titel: „Mein Theaterlauf, von Max Hufnagl," selbst beschrieben. Als fahrender Comödiant kam er weit herum, bis „wo die Welt mit Brettern vernagelt ist", nämlich für solche Leute, zu denen Spindler damals zählte. Auf dem äußersten Gränzpunkte, Hermannstadt in Siebenbürgen, lernte er seine nachmalige Frau kennen. Diese Irrfahrten waren eines künftigen Meisters Wanderjahre. Inmitten des Theaterlebens regte sich in ihm zuerst der schaffende Geist. Er schrieb mehrere Schauspiele, von denen eines, „der Gang in's feindliche Lager", später von ihm zu einer Erzählung umgegossen ward, aus welcher die Birch-Pfeiffer ihrerseits wiederum ein Drama verfertigte.

Spindler fühlte bald heraus, daß er als Schriftsteller wie als Persönlichkeit einen anderen Beruf habe als den zum Drama. Nach mehreren kleinen Versuchen, worunter die Straßburger Geschichte „das Blümchen Wunderhold" nicht unbeachtet blieb, ging er an den „Bastard". Das tägliche Brod verdiente seine Frau; er verwendete indessen seine Zeit als Saatkorn. Er brauchte nicht mehr als sechs Wochen, um die drei starken Bände des Romans fertig zu bringen; ein Abschreiber hätte die Handschrift in dieser Frist schwerlich abgeschrieben. Doch mit dem Schreiben allein war es damals für den noch unbekannten Dichter nicht abgethan. Es galt, einen Verleger zu finden, und ein solcher wollte sich nicht auftreiben lassen. Ueberall wies man das Werk zurück, einmal sogar unter dem Vorwande der Unsittlichkeit. Der entmuthigte Dichter war drauf und dran, die Handschrift ins Feuer zu werfen. Noch ein letzter Versuch wurde gewagt. Persön-

lich bekannt mit einem Theilhaber der berühmten Firma Orell, Füßli und Compagnie in Zürich, wandte er sich an diesen und stellte ihm seine bedrängte Lage vor. Das Buch wurde angenommen und mit 200 fl. bezahlt. Der Bastard hatte keinen großen Erfolg, aber er „ging“, so daß der biedere Verleger sich bewogen fand, aus freien Stücken den Verfasser mit einer Nachzahlung — ich glaube von 300 fl. — zu überraschen. Auch gab, wie schon erwähnt worden, der Bastard mittelbar den Anlaß zu seines Vaters irdischem Glück.

Aus diesen Andeutungen dürfte sich ungefähr ergeben, welchen Gang der Ausbildung in Spindler der schaffende Geist genommen, besonders wenn noch hinzugefügt wird, daß er von schöngeistigen Erzeugnissen fast gar nichts las. Die Werke, mit denen er seine Muße hinbrachte, waren geschichtlichen Inhaltes und Reisebeschreibungen. So verdankte er seine Ausbildung dem Leben, der Natur und der Geschichte. Walter Scott kannte er nur dem Namen nach, und so war es reiner Zufall, wenn im Juden einige Saiten anklangen, die auch im Ivanhoe nicht unberührt geblieben; diese Töne gingen aus der Natur der Sache selbst hervor. Von Byron hatte er nie eine Zeile gelesen. Vermuthlich wird jetzt vollkommen klar sein, daß der Invalide mit seinen Napoleon'schen Neigungen nicht von Eindrücken aus Büchern herrührte. Wären solche Wirkungen an ihn herangetreten, so würde wahrscheinlich ein Buch ungeschrieben geblieben sein, das, weil zu spät gekommen, viel zu früh durch das Sieb der Danaiden fiel.

Zu Ende des Winters ging Spindler nach Stutt-

gart, um den Umzug seiner Haushaltung zu bewerkstelligen. Die Redaction der Damenzeitung übertrug er dem Fähnrich. Im Mai oder Juni kam er zurück nach München. Die Familie Spindlers bestand aus Frau, Schwiegermutter und Kind, einem kleinen Mädchen, das von vier oder fünf Geschwistern allein übrig geblieben. Spindlers Mutter war bei ihm in Stuttgart gestorben. Die Frau war nicht mehr hübsch. Eine kleine kugelrunde Gestalt mit blatternarbigem Gesicht, sah sie wie eine Schwester ihrer leidlich wolerhaltenen Mutter aus, und zwar nicht wie die hübschere Schwester. Aber angenehm und liebenswürdig war sie; und wie es gewisse Krankheiten gibt, deren Vorboten mit einem wolthuenden Kitzel auftreten, so kündigte sich bei ihr die künftige Störung in den Verrichtungen des Geistes durch einen gewissen kecken Anstrich an, der überaus gefiel, weil er nirgends noch die Grenze übersprang.

Spindler führte in München eine einförmig behagliche Lebensweise. Den Vormittag widmete er der Arbeit. Er hielt sich, weil er damals an Augenschwäche litt, einen Schreiber, dessen flinke Hand dem Strom der Rede nachzukommen alle mögliche Mühe hatte. Wenn die Sache besonders eilig war, griff er selber zur Feder. Drei oder viermal ist wol auch einer der jungen Freunde für den Schreiber eingetreten, was dem Dichter eine besondere Erleichterung gewährte, weil er dabei nicht nöthig hatte, die Zeichensetzung auszusprechen, und sogar, statt manches zu wiederholen, oft ein Wort oder einen ganzen Satz nur anzuklingen brauchte. Die strenge Arbeit ging ununterbrochen bis ein Uhr fort, manchmal auch ein Viertelstünd-

chen darüber, höchst selten mehr. Damit war das Tagewerk geschlossen. Das Mittagessen mußte immer sehr gut bereitet sein, sonst wurde gebrummt, wozu es aber — nebenbei bemerkt — selten kam. Die Frau war eine vorzügliche Hausfrau, die Schwiegermutter eine Kochkünstlerin ersten Ranges, und beide verstanden sich die Köchin nach der Hand zu ziehen. Nun müßt ihr euch aber nicht etwa einbilden, daß hier von einer überfeinerten Kocherei die Rede sei. Der dicke Mann besaß einen derben Hunger, einen gesunden Geschmack, und liebte es, sich an einem Gericht tüchtig satt zu essen. Saftiges Fleisch, fette Mehlspeisen, urwüchsige Speckknödl, Griesknödl mit einem gelben „Stern“ (in Oesterreich „Kern“ geheißen) und ähnliche österreichisch-baierische Herrlichkeiten bildeten die Tagesordnung, in deren Wechselreigen, wie sich von selbst versteht, das edle Sauerkraut mit seinem Hofstaat eine große Rolle spielte.

Nach Tische ward immer ein Spaziergang gemacht, dessen Ausdehnung sich nach Jahreszeit und Witterung richtete; wenn es irgend anging, mußte die Bewegung wenigstens zwei bis drei Stunden dauern. Zur schönen Jahreszeit, insofern in München davon die Rede sein kann, fand sich der kleine Kreis meistens im grünen Baum am Isarstrande zusammen. Die Wirthin war eine berühmte Schönheit echt baierischen Schlags; wer gern Speckknödl aß, mußte sie bewundern. Vielleicht war sie nicht besonders geistreich, aber sie besaß Verstand genug, immer das allerbeste Bier auszuschenken. Man könnte vielleicht auch die Vermuthung aufstellen, der Wirth habe das mit Vorbedacht so angeordnet, damit es nicht heiße,

die Leute kämen nur wegen der Frau Hitzlsperger; doch dagegen läßt sich einwenden, daß die Frau eben so anerkannt ehrbar als schön war, und allenfallsige Zudringlichkeiten keinem räthlich schienen, der sich den vierschrötigen Herrn Hitzlsperger auch nur halbwegs angesehen. Wenn er Abends mit halb spöttischem, halb leutseligem Lächeln unter seine Gäste trat, um die Neuigkeit zu melden, daß es elf Uhr geschlagen habe, nahm er sich nicht viel anders aus, als der Hercules im Burghofe zu Wien. „Elf Uhr“ heißt nämlich zu München die Polizeistunde, die damals streng eingehalten wurde, zum großen Nachtheil der allgemeinen Arbeit, weil die Leute, um genug trinken zu können, schon um vier oder fünf Uhr zum Bier gingen, statt um sieben Uhr Feierabend zu machen. Die Polizeistunde ist ebenfalls einer von den Zöpfen, welche gleich dem Zunftzwang und den Wuchergesetzen die Uebel vergrößeren, denen sie vorbeugen wollen. — Im Winter pflegte Spindler gewöhnlich schon um fünf Uhr beim Pschorr (oder sonst in eine Brauerei) einzufallen, um an der Bierquelle die Stunde abzuwarten, zu welcher sich die Bekannten da oder dort versammelten. Nicht alle wollten oder konnten den Feierabend so früh beginnen wie er, der in einer Stunde mehr arbeitete als andere in dreien, und dessen Lage bereits so gesichert war, daß er sich's nach seiner Art bequem machen durfte. Im ersten Winter füllte die Spätabende der Besuch einer geschlossenen Gesellschaft, die sich auf Saphirs Veranlassung zusammengefunden, später jedoch auseinander rann. Die hauptsächlichsten Spaß- und Spottvögel dieser lustigen Tafelrunde waren Saphir und Horschelt, der schwarze

Peter aber Franckh, gewöhnlich der „Feind" genannt, mit welchem Ehrentitel Verleger und Kunsthändler bekanntlich sehr oft bedacht werden. Spindler schrieb das Wort in seinen Briefen an Chezy, so oft es einen solchen bedeutete, regelmäßig: „Fid".

9.

Mit Spindler kam im Sommer August Zoller aus Stuttgart, schon seit längerer Zeit zu den Franckh'schen Völkern gehörig, ein junger Mann von etwa 27 Jahren, klein von Wuchs, beweglich, etwas rasch und barsch von Wesen. Nicht nur deßhalb nannte ihn Spindler seinen „Borstwisch," sondern auch wegen der Ueberfülle seines struppigen schwarzen Haares. In seiner Heimatstadt hatte Zoller mit seiner scharfen Feder sich vielfach gefürchtet gemacht. Er besaß ein unbestechliches Urtheil und führte die Waffen des Spottes mit unerbittlicher Geschicklichkeit, wenn er auch nicht mit jener kleinen Münze des Witzes versehen war, wie z. B. Saphir sie fortwährend aus den Aermeln schüttelte. Zoller hatte viel gelernt, Reisen durch Belgien, Frankreich, England gemacht und war mehrerer Sprachen mächtig. Ein paar Jahre nach dem Münchener Abstecher kehrte er nach Stuttgart zurück, wo er sich an Lewalds Europa betheiligte, später mit dem aus dem Kerker entlassenen Franckh in Verbindung trat, in welcher nach dessen baldigem Tode er mit der Buchhandlung verblieb, bis diese zu Grunde ging und ihn, wie man sagte, um ein kleines Vermögen brachte, das er in ihrem Solde durch jahrelangen Fleiß erworben. Dieser Fleiß war von Eisen und Stahl.

Zoller machte so ziemlich ganz allein alle Uebersetzungen für das „belletristische Ausland,“ das seit 1842 von Gottlob Franckh gegründet, in spottwolfeilen, aber zahlreichen Lieferungen erschien, in derselben Art wie die schon erwähnte Kreuzerausgabe Walter Scotts. Die Uebersetzungen wurden natürlich elend bezahlt, und doch fand der betriebsame Zoller Mittel, im Durchschnitt täglich seine 10 Gulden herauszuschlagen. Er ist verhältnißmäßig früh gestorben, noch nicht viel über 50 Jahre alt. In seiner letzten Zeit soll er dem Vernehmen nach krank und arm gewesen sein. Er war nie verheiratet. In der Münchener Zeit rauchte er von Morgens bis Abends aus einem riesigen Porcellankopfe, der gut seine drei bis vier Stunden aushielt, bevor er frisch geladen werden mußte. Einige Jahre darauf gewöhnte er sich das Rauchen gänzlich ab; böse Zungen behaupteten: einer Frau zu lieb.

10.

Im Herbst 1830 kam Helmina mit Sack und Pack, die alte Babette mitinbegriffen, nach München. Der Sohn hatte eine Wohnung in Spindlers Nachbarschaft gemiethet und wohnte mit ihr. Sie hatten sich brieflich über die unerläßlichsten Grundbedingungen des Beisammenseins nicht sowol verständigt als besprochen; vor allem war von Seiten des jungen Mannes betont worden, daß er die Verfügung über seine Zeit ausschließlich sich selber vorbehalte und über ihre Verwendung keinerlei Rechenschaft abzulegen gedenke. Und wenn er mit einer gewissen Eifersucht seine Unabhängigkeit wahrte, so war die Erinnerung an die frühere Abhängigkeit wol ein

hinreichender Grund zu wachsamer Vorsicht. Die Mutter klagte im Anbeginn über nichts, als über seinen Mangel an Mittheilsamkeit, und noch mehr darüber, daß er ihr seine Briefe nicht zu lesen gab. Ein paar eingelaufene Schreiben hatte sie „aus Versehen“ geöffnet, aber „natürlich“ nicht mehr davon gelesen als die Eingangszeile; doch brummte sie nicht wenig, als sie erfuhr, daß zweckmäßige Anstalten getroffen worden, solche Versehen fortan unmöglich zu machen. „Man sollte meinen“, sagte sie, „daß in Lems Briefen Staatsgeheimnisse enthalten seien.“ — Ueber Spindler wurde sie gleich im Anbeginn sehr giftig. Er und seine Frau hatten sie, wie es sich von selber verstand, höflich empfangen, aber im Gespräche gar nicht dergleichen gethan, als ob sie in der Welt auch noch etwas anderes vorstelle wie die Mutter des jungen Freundes. Der Besuch war unerwidert geblieben und hatte sonst auch keine Aufmerksamkeit zur Folge gehabt, ganz einfach darum, weil die Frau Spindler mit niemand umging und ihr Gemal nirgends Besuche abstattete. Er aber schüttete vollends das Kind mit dem Bade aus, weil er sich weigerte, Beiträge für die Damenzeitung entgegenzunehmen, unter dem Vorwande, daß er überhaupt von Schriftstellerinnen nichts haben wolle. Er war wirklich, gleich vielen anderen Zeitgenossen von dem seltsamen Vorurtheil befangen, daß man Hosen und Stiefel tragen müsse, um etwas Rechtes zu schreiben. Die einzige Ausnahme, welche er je gemacht, fand bei Henriette Ottenheimer statt, für die er um persönlicher Verhältnisse halber eine Art von väterlichem Wolwollen hegte.

Gerade nur deßhalb ließ er von ihr zuweilen etwas in seine Damenzeitung schlüpfen.

Unter so bewandten Umständen war es sehr erklärlich, daß Helmina einen bittern Haß auf Spindler warf. Fortan konnte sie nicht begreifen, was die einfältigen Leute an dem schalen Zeuge fanden, das er ihnen auftischte. Er sei der elendeste Schmierer, sagte sie, welcher jemals die Geduld unschuldigen Papieres mißbraucht habe. Doch wenn sie auch nicht dem Schriftsteller abhold gewesen wäre, der Mann hätte sich unfehlbar ihren Widerwillen zugezogen. Es liegt in aller Frauen Art, sobald sie mit einem theuren Wesen nicht zufrieden sind, die Schuld davon auf diejenigen zu wälzen, denen sie irgend einen Einfluß auf den lieben Gegenstand zuschreiben. Wenn jemand eine Naturgeschichte des Weibes schriebe, dürfte er diesen allgemeinen Zug nicht übersehen. Ein paar Beispiele in Bezug auf Spindler werden später auf diesen Blättern noch zur Sprache kommen; hier ist einstweilen zu erwähnen, wie Helmina schon in München bittere Klage darüber führte, daß er ihres Sohnes Herz sowol ihr als der Poesie entfremdet habe. Vielleicht wäre sie billig genug gewesen anzuerkennen, daß er an den unliebsamen Vorgängen des Winters von 1828 zu 29 keinen Antheil gehabt; aber beschäftigt mit der Gegenwart, ließ sie die Vergangenheit einstweilen auf sich beruhen.

Die Haushaltung mit Babette ging nicht besser und nicht schlimmer als in früheren Tagen. Das Zanken dauerte den ganzen Tag fort. Da Chezy jedoch guten Willen in reichlichem Maße mitgebracht, so ging ihm lange Zeit die Geduld nicht aus, so daß er ungefähr ein

Jahr lang die Unbehaglichkeit des häuslichen Daseins gelassenen Muthes ertrug. Wie ihm endlich die Geduld riß und wie er der Sache ein Ende machte, wird sich zeigen. Hier wird einstweilen als bezeichnender Zug ein Geniestreich der „alten Hutzel“ zu verzeichnen sein.

Chezy hatte über seinem Schreibtische einen Kranz von künstlichem Lorbeer hängen, ein Andenken aus Friedrich Schlegels Nachlaß. Der Kranz war in gesellschaftlichem Kreise zu Wien als Preis für die beste Ausführung einer Glosse über ein gegebenes Thema ausgesetzt gewesen. Maltitz, Blankensee, Chezy und noch ein paar andere hatten sich beworben. Schlegel fand sich zur Vorlesung ein. Eine Dame trug die Einläufe vor. Als sie fertig war, zog Schlegel ein Papier aus der Tasche. „Ich habe das Thema ebenfalls glossirt“, sagte er und las seine Arbeit vor. Sofort erklärten sich die Dichter insgesammt für überwunden und bestanden darauf, daß der Meister den Preis erhalte. So geschah es. Er aber nahm die anderen Einläufe zur Hand, las sie nochmals durch und ließ sich vernehmen: „Den Kranz soll nach meinem Tode der Verfasser von Nr. 4 erben. Ich bitte, den betreffenden Zettel zu öffnen.“ Als der Zettel geöffnet worden, lachte Schlegel ganz vergnüglich. „Wilhelmchen“, sagte er, „der Kranz sei einst mein Vermächtniß für dich“. Er fügte noch einiges hinzu, das ebenso gut ungesagt bleibt. Bevor ein Jahr vergangen, war Schlegel todt; seine Wittwe folgte ungemahnt den Kranz aus. Sehr erklärlich also, daß Chezy das Andenken bewahrte, obschon die Art von Bestrebungen, woran es erinnerte, längst zu den „überwundenen Standpunkten“ gehörte. Von diesem Kranze nun pflückte eines Ta-

ges Babette ein Blatt, um ein Ragout damit zu würzen. Lorbeer sei Lorbeer, meinte sie, die von künstlich gemachtem Laub keinen Begriff hatte. Zu allem Glücke behielt der Vorfall sein lustiges Gepräge, da Chezy den Mißgriff entdeckte, bevor jemand einen Bissen von der vergifteten Speise genossen. Helmina jedoch schlug gewaltigen Lärm, denn wenn sie auch in jeglicher Gefahr sich unerschrocken bewährte, so holte sie später alle Furcht nach. Das ist der Frauen gewöhnliche Art, wenn sie sonst auch noch so sehr beherzt sind.

11.

Die Erzählung kehrt zum Sommer 1830 zurück, um in ungestörtem Zusammenhange dann auf das nächste Jahr übergehen zu können. Franckhs Verhältnisse begannen schon im August offenkundig eine bedenkliche Wendung zu nehmen. Der Mercur, auf welchen er so stattliche Hoffnungen gesetzt, lag in den letzten Zügen seines kostspieligen Daseins. Ein paar Rechtshändel gingen verloren und verschlangen große Summen. Bruckbräu z. B. mußte mit vier bis fünftausend Gulden entschädigt werden. Das baare Geld wurde knapp, viele Ausstände gingen nicht ein, andere waren noch nicht fällig und fanden auch keine Wechsler, weil die Papiere des Büchermarktes überhaupt nur dann in der Handelswelt Geltung besitzen, wenn sie mit einem der wenigen Namen bezeichnet sind, von denen sich keiner auf den Franckh'schen Wechseln vorfand. Die Damenzeitung trug kaum ihre Kosten, auf Saphirs Bazar mußte draufgezahlt werden, und mit der Geldklemme stieg die Verwirrung in allen Geschäften.

Alle Betheiligten fürchteten, Franckh werde umfallen, doch fand sich jemand, der ihm seinen Verlag abzukaufen bereit war unter der Bedingung, daß auch der Vertrag mit Spindler abgetreten werde. Spindler hatte nun weder seine Rechtsschule noch die Schule des Elends ohne Nutzen durchgemacht, und vorsichtig, wie er in Geschäften war, seinen Vertrag gehörig verwahrt und befestigt, so daß die Uebertragung von ihm erkauft werden mußte. Die Summen waren nicht gering, die Zugeständnisse von großem Belang. Die Uebertragung kam in den ersten Monaten des Jahres 1831 zu Stande, und Spindlers sämmtliche Werke nebst dem Taschenbuch Vergißmeinnicht gingen in den E. Hallberger'schen Verlag über. Die Damenzeitung war bereits mit dem Jahre 1830 zu Ende gegangen, und Spindler hatte beschlossen, die tausend Gulden, welche er dafür von Franckh als Entschädigung erhalten, an die Gründung eines neuen Unternehmens zu wagen; nicht etwa darum, weil er eine besondere Lust zur Tagesschriftstellerei verspürt hätte, sondern aus Rücksicht für die ihm zunächst stehenden Mitarbeiter der Damenzeitung, namentlich auf Eduard Duller, der ohne ihn gar übel daran gewesen wäre.

Duller (geboren 1809 zu Wien, gestorben 1853 zu Darmstadt) war auf unbestimmte Verheißungen Hormayrs nach München gekommen. Wer Hormayr je gekannt, wird auch wissen, wie sehr der gelehrte Geschichtschreiber in dem einen Stücke ganz und gar ein großer Herr war, daß er ohne Bedenken selbst das Unmögliche verhieß, um dann nicht einmal das Mögliche zu halten. Wenn indessen der junge Wiener zu München nicht er=

hielt, was ihm in Aussicht gestellt worden, so fand er dagegen bei Spindler einen unerwarteten Ankergrund. Das war ein besonderer Glücksfall, denn sonst gab es zu München für die Feder kein Verdienst. Die größeren Aufsätze in den vielen Blättern hatten entweder den Meister Rothstift zum Einsender oder rührten von Verfassern her, die vergnügt waren, sich nur gedruckt zu sehen, ohne draufzahlen zu müssen, wenn sie nicht etwa wirklich draufzahlten. — Spindler gab also die Wochenschrift „Zeitspiegel“ auf eigene Rechnung heraus. Der Inhalt bestand größtentheils aus kürzeren Erzählungen, die sich mit seltenen Ausnahmen in derselben Nummer abschlossen. Manchmal wurde, um das Abbrechen zu vermeiden, ein Doppelheft gegeben und dann die nächste Woche übersprungen. Mit den Erzählungen wechselten Aufsätze anderer Art. Das Feld der flüchtigen Mittheilungen und Tagesneuigkeiten lag ziemlich brach. Die Erzählungen, wenn sie nicht übersetzt waren, was aber nur ausnahmsweise vorkam, rührten fast ausschließlich von Spindler, Duller und Chezy her. — Auf Duller wird seinerzeit noch zurückzukommen sein, da er später mit den Brüdern Chezy ein gutes Stück Weges zurückgelegt hat; doch nicht in München. Für jetzt hat ein anderer Kamerad aufzutreten.

12.

Eines Tages brachte Spindler in die wackere Kneipe zum grünen Baum am Isarstrande, zum Tölzer Bier, zur schönen Wirthin, zum vierschrötigen Meister Hitzlsperger, zu den flinken runden Kellnerinnen Burgerl, Kathi

und Cili einen Fremden mit, der — ungefähr 28 bis 29 Jahre alt — den Gelbschnäbeln des Kreises umso weniger jung vorkam, als er auf und nieder einem Philister glich. Eine dürftige Gestalt mit hageren Wangen, die gebogene Nase mit einer jener plumpen Silberbrillen gesattelt, welche damals in der Mode waren, vorsichtig zahm in Geberde und Sprache, nüchtern wie ein genügsamer Sachse. Sein Name, damals schon nicht mehr unbekannt, lautete: Ludwig Bechstein. Die Tafelrunde gab ihm den Namen Stechbein und nannte ihn den bürgerlichen Dichter. (Wolgemerkt: in Norddeutschland bedeutet „bürgerlich" den Mangel eines „von" vor dem Namen; im Süden jedoch eine Art von zünftigem Adel, indem der Gewerbsmann, welcher diese Bezeichnung führt, damit betont, daß er das Stadtbürgerrecht besitze. Auf dieses Verhältniß bezieht sich der Scherz, wenn man von bürgerlichen Musensöhnen spricht.) Im gegebenen Falle that, beiläufig bemerkt, der harmlose Spaß dem Wolwollen der Gesellen keinerlei Eintrag; sie alle hatten den heiteren Genossen recht gern und waren überzeugt, daß er sich gelegentlich als guter Kamerad bewähren würde. Diese Vorstellung ist ihnen geblieben, hoffentlich nicht allein deßhalb, weil eine Enttäuschung keine Gelegenheit fand.

Bechstein war zum Apotheker erzogen und hatte sich verhältnißmäßig spät erst anderen Studien zugewendet, muthmaßlich unter den Fittigen seines Oheims, des bekannten Naturforschers, und dann unter der Gönnerschaft seines angestammten Landesvaters, des Herzogs von Mei-

ningen, dem er auch ferner noch eine anständige Versorgung verdanken sollte.

Die Art, in welcher Bechstein hervorbrachte, hatte ihre ganz absonderliche Eigenthümlichkeit. Seine Einbildungskraft schien in einer lateinischen Küche zu arbeiten, indem sie die bezogenen Stoffe und die daraus gewonnenen Präparate in wolgeordneten Büchsen, Flaschen, Kapseln und Schubladen bewahrte, um sie dann nach Recepten in nicht minder geordneter Reihenfolge zu mischen und mit sorgsam angefertigten Etiketten abzugeben. Eines Tages fand ich zufällig Gelegenheit, die vorbereitenden Handgriffe auf dem Receptirtische zu beobachten. Wir hatten mitsammen zu Mittag gegessen und er mich eingeladen, bei ihm Kaffee zu trinken. Unterwegs kaufte er in einer Handlung Papiere von verschiedenem Format und verschiedener Beschaffenheit, eine große Menge. Seine Stube schien einer alten Jungfer zu gehören, so ordentlich sah es da aus. Mit geübter Hand bereitete er in der Kaffeemaschine, was die Morgenländer „das schwarze Wasser der Weisheit“ nennen: doch war die Schwärze von sächsischer Bläße angekränkelt. Während ich dampfend den Trank schlürfte und mit dem freundlichen Wirth plauderte, falzte dieser mit genauer Hand eine Anzahl von großen Bogen, schnitt jeden auseinander, bog jede Hälfte zu einem Quartbriefe, falzte wiederum an jeden Quartbrief einen Rand, bei einem ganz genau so breit wie beim anderen, und nachdem er die gewünschte Zahl beisammen hatte, fieng er an den obern Rand eines jeden Bruches mit einer Etikette zu verzieren. Seine Handschrift war augenscheinlich sächsischen Ursprunges. In

jenen Tagen nämlich erkannte man noch jeden Landsmann am Grundzuge seiner Schrift; damals schrieb man noch nicht mit der Metallfeder, welche zwar dem Einzelnen nicht seine Eigenthümlichkeit benimmt, wol aber den Handschriften aus aller Herren Ländern einen weltbürgerlichen Zug aufnöthigt, und zwar deßhalb, weil man damit gar nicht schreiben kann, wenn man sie nicht bis zu einem gewissen Grade regelrecht führt. Wie Bechsteins Zug den Sachsen, verrieth die abgezirkelte Zierlichkeit und Feinheit die pharmaceutische Schule. Mit Erstaunen sah ich ihn schreiben: „Das tolle Jahr.“ Dann kam eine römische I, daneben eine arabische 1, obschon eine solche bereits ganz oben in der Ecke stand. Diese letztere wurde auf dem nächsten Bogen zur 2, auf dem dritten zur 3 und so fort; endlich aber kam unter der laufenden Zahl nach dem Titel ein „II. 1.“ zum Vorschein. Jetzt konnte ich nimmer umhin, meinem wißbegierigen Erstaunen Worte zu leihen. Ich erhielt in voller Unbefangenheit die leutseligste Auskunft. Das Papier war für einen Roman, „das tolle Jahr“ betitelt, vorgegeben, wie Hafer und Heu für ein Roß. Bechstein behandelte eben den Pegasus als Pferd. Ich wagte die Einwendung, daß doch hie und da der Raum zu eng oder zu weit werden könnte. Mit der Zuversicht eines bleichen Leinewebers in der Miene schüttelte Bechstein lächelnd den Kopf. Das habe ihn noch nie in Verlegenheit gebracht, betheuerte er. „Wenn ich Morgens aufgestanden bin“, fügte er hinzu, „mache ich ein Gedicht und hernach den Kaffee; dann folgen die andern Arbeiten nach ihrer Ordnung. Am nächsten Montag z. B. kommt das tolle Jahr an die

Reihe, täglich zwei Quartseiten, macht für die Woche drei solche Halbbogen.“

Bechsteins Schrift gab aus. Er beschrieb, wie damals alle Welt, sein Papier auf beiden Seiten, und die drei Halbbogen wöchentlich waren ein ganz anständiges Stück; mir kamen sie gleichmäßig zu wenig und zu viel vor, weil ich in meiner Unerfahrenheit mir einbildete, daß der eine Dichter genau in derselben Weise arbeiten müsse wie der andere. Der bürgerlich geordnete Fleiß in der Dichtkunst war mir noch nicht vorgekommen; ich kannte nur die äußersten Gegensätze, den raschen Ungestüm hier, die süße Trägheit dort, die mit einander in einem und demselben Wesen abwechselten. Für Sturm und Drang des Schaffens war der tägliche Abschnitt zu wenig, für die Unlust zu viel.

Bechsteins Vormittagsarbeit war jedoch mit dem Gedicht und den zwei Seiten Roman noch nicht abgewickelt. Auch eine Seite „Novelle“ mußte fertig werden. Was zwischen Roman und Novelle sich einschob, habe ich vergessen; ebenso die Art, wie die gesammelten Stoffe in das Stoffbuch eingetragen, wie Briefe abgefertigt, wie Lesen und Studien betrieben wurden. Ich kann aber versichern, daß alles in seiner Ordnung vor sich ging, genau nach der Vorschrift. Die einzige Unregelmäßigkeit, von der ich erfahren, war die, daß Bechstein hie und da nicht zum Essen ausging, weil ihn ein Buch fesselte. Für solche Fälle hielt er zur Winterszeit Kartoffeln im Vorrath und einen Hafen, um sie darin zu sieden. Butter, Salz und Brod hatte er ohnehin stets zu Hause, so daß er gar nicht aus der Höhle zu kriechen brauchte, wenn

es ihm nicht beliebte. Abends blieb er häufig daheim. Spindler behauptete, das sei gradezu unbegreiflich bei einem gesunden Menschen; Duller fügte hinzu, diese Sucht der Stubenhockerei sei eine besondere Krankheit. „Ein rechter Kerl gehört Abends in die Kneipe", meinte ein anderer, der sich nachträglich immer noch darüber „giftete", daß er viel zu lange unter den Fittigen einer mütterlichen Gluckhenne gehalten worden. Wenn Bechstein selbst wegen der Stubenhockerei gehänselt wurde, berief er sich auf die Gesetze seines Heimatlandes, dessen Namen damals noch häufig „Meinungen" ausgesprochen wurde. „In Meinungen", sagte er, „ist man durchaus Herr seiner selbst, und die Gastfreundschaft des Verfassungsstaates Baiern muß solche Freiheit achten." — „Vermuthlich hat er den Witz schon irgendwo drucken lassen", sagte einer dazu, „sonst würde er sein Eigenthumsrecht ausdrücklich vorbehalten."

Ich kann mich nicht genau entsinnen, was Bechstein während seines Münchener Aufenthalts außer dem Roman „das tolle Jahr" schrieb; doch meine ich, daß er die Reimsprüche zum Todtentanz vollendete, täglich zwei Eßlöffel voll. Für Spindlers Zeitspiegel schrieb er etliche Erzählungen, oder, wie man damals allgemein noch sagte, Novellen. Gevatter Tod war darunter, das allerliebste Märchen; vielleicht auch Mater Dolorosa und eine kostbare Geschichte vom Traum eines Apothekers, deren Titel mir entfallen ist. In seinen Darstellungen befleißigte sich Bechstein der größten Treue in geschichtlicher und örtlicher Beziehung, doch nahm er es mit entfernteren Gegenden nicht immer allzugenau, und so geschah es ihm,

daß er einmal von Spindler sehr viel auszustehen hatte, weil er einen Fuhrmann mit hochbeladenem Frachtwagen und vier Karrengäulen frischweg in Venedig einfahren ließ. Leider hatte der unerbittliche Redactionsrothstift den Lesern die Freude verdorben, sich ebenfalls daran zu weiden, trotz der Einsprache, die sich gegen den Strich erhoben, weil ich meinte, es sei dem Dichter eben so gut erlaubt, Roß und Wagen in Venedig einkehren zu lassen, als dem Maler, der Jungfrau Maria ein Gebetbuch mit Goldschnitt in die Hand zu geben. (Overbeck soll der Erfinder dieser licentia poëtica sein).

Von der weiteren Laufbahn des Dichters weiß ich nicht mehr, als andere Leute auch. Was ich durch Bechstein unmittelbar noch erfahren, war der Tod seiner ersten Frau, die ich als Braut im Bilde gekannt. Das Bild hing über dem Sofa und war zuweilen mit Blumen geschmückt. Besonders hübsch waren die Züge im Rahmen nicht, aber immerhin mächtig genug, den jungen Mann vor allerlei Anfechtungen zu schützen, deren es damals namentlich zu München in Hülle und Fülle gab. München, wie Mannheim auch, hatte die Erinnerungen aus den Tagen Karl Theodors wolgepflegt bewahrt und that alles, um sie nicht abblassen zu lassen.

Vom Münchener Aufenthalt an bis ganz kurze Zeit vor seinem Tode, noch in seiner letzten Krankheit, scheint Bechstein ununterbrochen den Faden seiner schriftstellerischen Thätigkeit fortgesponnen zu haben. Jedenfalls ist ein dicker Knäuel daraus geworden. Wenn mir etwas davon in die Hände gerieth, habe ich es stets mit Vergnügen gelesen, wenigstens bruchstückweise. Ein Buch

von ihm habe ich mir sogar gekauft, aber — wie ich gestehen muß — nicht dem Verfasser zu Ehren, denn grade die Märchen hat er mit geringer Ausnahme nicht nach meinem Geschmacke erzählt; dafür aber sind die Bilder dazu von Ludwig Richter in Dresden mir desto lieber. Wenn ich eine Zeichnung von L. Richter sehe, lacht mir das Herz im Leibe. Seine Kinder, seine Hunde und Katzen, seine Bauern (vor allen die tanzenden) sind frisch aus dem Leben gegriffen, wahr und poetisch zugleich. Allerdings finden die Akademiker manches an ihm zu tadeln, die Füße zeichnet er z. B. nicht immer regelrecht, aber der Fuß, den er hingeklefft, lebt, und das bleibt die Hauptsache. Er ist ein Fuß, während nur zu oft die regelmäßigste Zeichnung bloß einen solchen bedeutet. — Bechstein ist 1860 gestorben.

13.

Chezy fühlte sich viel zu behaglich im Kreise der guten Freunde, um Gefallen an der „Gesellschaft" zu finden. Nur wenige Häuser besuchte er, und diese selten genug, zur Verzweiflung einer ältern Gönnerin, die sich in den Kopf gesetzt hatte, ihn zu verheiraten. Fein und gewandt wie sie war, brachte sie es eines Tages dahin, daß er sich bei einer Dame vorstellen ließ, die zwei Töchter von 12 bis 15 Jahren besaß. Die Mädchen verhießen beide sehr hübsch zu werden, waren vortrefflich erzogen, lebendigen Geistes und hatten ein großes Vermögen zu erwarten. Die Gönnerin hatte dem Schützling nichts von ihren geheimen Absichten anvertraut, aber sie zeigte sich mit den Ergebnissen des ersten Abends überaus zufrie-

den. Er hatte sich augenscheinlich auf's Beste unterhalten und die dringende Einladung, recht bald wiederzukehren, sehr vergnügt angenommen. Auf dem Heimwege begleitete er die Gönnerin zu ihrer Thüre, und aus ihren Aeußerungen errieth er ihren Plan, besonders weil sie mehrmals darauf zurückkam, daß der beiden Fräuleins Vater, der von der Mutter getrennt lebte, alt, kränklich und reich sei. „Sie haben der Mutter sehr gefallen," sagte sie; „das muß ich wissen, denn meine gute Bianca pflegt gemeiniglich sich nicht so zuvorkommend gegen neue Bekannte zu erweisen, wie heute Abend gegen Sie. Bianca war ehedem eine schöne Frau. Man merkt es ihr noch an, nicht wahr?" — Ob man es ihr anmerkte! Wenn eine hübsche Blondine einmal gegen das vierzigste Jahr hinrückt und nicht abgewelkt ist, so pflegt sie gefährlich zu werden, wie sie je zuvor kaum gewesen. Aber davon schien die gute Alte nichts zu wissen, vermuthlich weil sie selber in solcher Zeit bereits eingepackt haben mochte. Bianca jedoch dachte noch nicht von weitem an den Rückzug mit ihrer schneeweißen marmorglatten Haut, ihren Augen von brasilischem Saphir, ihren prallen Formen, wenn auch die Fülle der nicht hohen Gestalt die Zeichnung der Umrisse bereits wirklich beeinträchtigte. — Chezy entsprach der erhaltenen Einladung, und bevor sechs Wochen in's Land gegangen, verwandelte sich das anfängliche Wolbehagen der alten Gönnerin in sein Widerspiel. „Unbegreiflich", sagte sie; „Sie kommen mir vor wie jene Katze, welche den Teller fraß und den Braten liegen ließ." Er suchte den Groll dadurch zu beschwichtigen, daß er ihrer Leidenschaft für das Kuppeln „pour le bon

motif“ einen Ersatz in Aussicht stellte, und brachte es wirklich dahin, daß ihre tugendhafte Entrüstung wenigstens den Vordergrund frei ließ. Der Ersatzmann war Max Chezy, welcher bis zum Mai kommen sollte, mithin bald, denn das Frühjahr war bereits angebrochen. Auf Erfolg im Sinne der Gönnerin rechnete Wilhelm freilich nicht, weil er zum voraus wußte, daß es im vorliegenden Falle dem „Brüderlein fein“ zwar nicht wie dem Esel Buridan's ergehen würde, der zwischen zwei Heubündeln verhungerte, daß er aber zweifelsohne jenen Solosänger zum Muster nehmen werde, der zwei Hasen auf einmal jagte. Doch auf den Erfolg hatte es Chezy durchaus nicht abgesehen.

Wie Max nach Paris gekommen, ist im ersten Buche (Abschnitt 16) berichtet worden. Er verstand damals nur Deutsch und Italienisch, lernte aber im Herumwandern die französische Sprache in derselben Art, wie er als zweijähriges Büblein sich die deutsche angeeignet. Sie setzte sich an wie Thau in der Nachtluft. Der Vater gab ihn zum Maler Hersent in die Lehre, wo der junge Mensch unter mitstrebenden Kameraden erfreuliche Fortschritte, namentlich in der Farbengebung machte. Der Vater sah ihn nur bei Tische, d. h. nach Pariser Art des Abends, und ließ ihm in allen Stücken volle Freiheit. Sie vertrugen sich sehr gut. Auch die Haushälterin behandelte den Eindringling nicht stiefmütterlich, da sie alsbald inne geworden, daß er, nachdem er der Mutter durchgegangen, auf nichts so wenig sann, als die Eltern wieder zusammenzubringen. Er verlor kein Wort über diesen Gegenstand, und ganz ohne seine Anregung geschah es, daß der Va-

ter eines Tages in Gegenwart der Haushälterin die Aeusserung fallen ließ: „Si ta mère s'avisait de revénir, je me brûlerai la cervelle.“ — Das Hauswesen wurde ganz so geführt, wie der Vater es haben wollte; alles ging ohne Geräusch wie am Schnürchen. Die Malzeit bestand außer Suppe, Rindfleisch und einem Zwischengericht unwandelbar aus einer Poularde, mit der einzigen Abwechslung, daß die Halbscheid des Geflügels frisch vom Spieße weg, die andere am nächsten Tage kalt verspeist wurde: Der Vater aß die obere, der Sohn die untere Hälfte, woher es kam, daß dieser nach seinem Scheiden von Paris von keinem Vogel mehr den Untertheil anrühren mochte.

Die gleichförmige Stille dieses Daseins unterbrach im Jahre 1830 die Juli-Revolution. Ganz unerwartet für Max. Als am 25. Juli Paris von den berüchtigten Verordnungen überrascht worden, meinte der Vater kopfschüttelnd, das werde üble Folgen haben. „Der König und sein Polignac“, sagte er, „haben uns Ohrfeigen gegeben, und derlei stecken wir Franzosen nicht ein.“ Max ließ sich angelegen sein, nach Tische den Moniteur zu lesen, fand aber die Ohrfeigen nicht heraus. Es schien ihm vollkommen gleichgültig, ob die Abgeordneten so oder so oder überhaupt gewählt würden. Noch am 28. Juli holte er eine Verwandte ab, um sie, wie einige Tage vorher bestimmt worden, in das Theater an der Martinspforte zu führen. Beide waren sehr erstaunt, den Weg durch Gassenaufläufe gesperrt zu finden. Ein Bekannter, den sie trafen, mahnte den jungen Mann, seine Dame eiligst nach Hause zu führen. Ganz Paris sei auf-

gestanden und bereits Blut geflossen. Die Mahnung wurde befolgt. Max setzte dann seinen Kugelstutzer in Bereitschaft, ein Geschenk Stary's, das er nach Paris mitgebracht, goß Kugeln, schmierte und schnitt Pflaster und gesellte sich als einer der ersten der schnell zusammentretenden Bürgerwehr. — Bekanntlich wurde durch diese sofort die Stadt vor dem Unheil bewahrt, womit die auf den Hefen gärenden Massen sie bedrohten. Die Truppen zogen mit und nach dem König ab, so daß die Bürgerwehr nicht mehr in's Gefecht kam. Die wenigen Kugeln, welche sie verschoß, dienten dazu, einige auf handhafter That ergriffene Plünderer ohne weitere Umstände abzuthun. Das Proletariat schalt sie dafür „Aristokraten und Jesuiten", gab sich jedoch zur Ruhe. Der Herzog von Orleans wurde Reichsverweser und König, die Zustände ordneten sich und die Bürgerwehr ward in blaue Röcke mit rothen Kragen gesteckt.

Vater Chezy fand nach dieser Zeit allmälig heraus, daß er besser thun würde, den Sohn nach Deutschland zurückzuschicken. Die Angst um denselben war in der wirren Zeit so nahe an ihn herangetreten, daß sie ihn wirklich gestört hatte. Er sah neue Störungen solcher Art voraus, da er politischen Scharfblick genug besaß, um zu begreifen, daß noch blutige Ereignisse eintreten würden, wie sie im Jahre 1832 durch die republikanischen Meutereien wirklich eintraten, um von jenen Begebenheiten zu schweigen, die er nicht mehr erleben sollte. Helmina ahnte schreckliche Dinge und belästigte ihn mit ihrem Jammer. Für seine Behaglichkeit war es zuträglicher, nicht nur von alledem unbehelligt zu bleiben, sondern auch den

früheren Zustand der Einsamkeit im Hause wieder herzustellen. Dazu kam, daß Max — von seiner Compagnie zum Feldwebel erkoren — dem Dienste unverhältnißmäßig viele Zeit opfern mußte, welche für seine Ausbildung in der Kunst rein verloren ging. In solchem Alter aber, sagte Vater Chezy, sei jeder Stillstand ein Rückschritt. Möglicher Weise lag noch ein Bedenken im Hinterhalt. Allem Vermuthen nach war versäumt worden, beim Aufruf der Altersklassen von 1806 bis 1808 für Wilhelm und Max das Los ziehen zu lassen. Kein Hahn hatte danach gekräht, weil man die seit ihrer Kindheit verschollenen Knaben für todt gehalten haben mochte. Es schien demnach gerathen, dem schadenfrohen Zufall auszuweichen, der gar zu leicht hier sein Spiel treiben konnte. Demnach ward beschlossen, daß Max nach München gehen solle. Der Vater setzte ihm ein Jahrgeld von 1200 Franken aus, wie Helmina und Wilhelm, jedes für sich, es erhielten.

So kam denn Max zur schönen Jahreszeit nach München. Er war in dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren und ein paar Monaten ganz zum Franzosen geworden; wolgemerkt: nicht etwa in gezierter und affenhafter Weise, sondern ungezwungen, anspruchslos und natürlich. Das französische Wesen war ihm eben angeboren und hatte sich mithin in der heimatlichen Luft sozusagen von selber entfaltet. Er nahm sein Einlager beim Bruder, der in seiner großen Stube des Raumes genug für ihn hatte. Und so fügte sich's denn, daß Helmina, ihre Söhne und die alte Marketenderin wieder beisammen waren, wie in alten Zeiten.

Nur gar zu sehr wie in alten Zeiten! Die Gewohnheiten von ehedem entwickelten sich sofort zu voller Blüthe, denn indem die Dichterin ihr Volk vollständig unter den Fahnen hatte, schien sie, wie von einer Augenblendung und einem Taumel befallen, vergessen zu haben, was seit Jahren sich zugetragen, und fühlte sich wieder nach Heidelberg versetzt. Das wolgeordnete und stille Hauswesen in Paris war keine Schule gewesen, worin Max gelernt hätte, sich in Zustände zu finden, welche ihm schon zur Last geworden waren, bevor er es für längere Dauer besser gehabt. Die Ungeduld kochte in ihm, aber seiner Gewohnheit nach schwieg er bis zu dem Augenblick, in welchem der Ausbruch erfolgte. Das geschah bei Tische. Suppe und Rindfleisch waren gegessen, die dritte Speise stand in Aussicht. Helmina war in die Küche nebenan gegangen, wo sich ein Gezänk erhob, daß die Scheiben klirrten. Da fuhr Max in die Höhe und fluchend wie ein Heide zur Thüre hinaus. Nach zwei oder drei Stunden kehrte er zurück, doch nur um seine Siebensachen zusammenzupacken. Er hatte sich ein Monatzimmer genommen, und zwar in einem Hause, wo den Miethern auf Verlangen auch die Verpflegung verabreicht wurde. Die Mutter behauptete einmal wieder, daß „der arme Junge verrückt geworden“ sei; aber ändern konnte sie's nicht, obschon sie sich viele Mühe gab. Sie wollte vor allem nicht begreifen, wie jemand unausstehlich finden könne, was sie selber doch so gut vertrug. „Was einer selber thut, belästigt ihn nicht“, würde Sancho Pansa, nur etwas volksthümlicher, hier sagen.

Max wurde bei Bianca vorgestellt und die Dinge

kamen, wie sein Bruder sich's zum voraus gedacht. Auch Helmina war mit der genannten Dame bekannt geworden, aber der Umgang gestaltete sich nicht lebhaft. Die reife Schönheit fand sich keineswegs berufen, die Dichterin zur Vertrauten ihrer kleinen Herzensangelegenheiten zu machen, mit denen ganz allein fertig zu werden sie alt genug war; und da Helmina in dieser Beziehung einigermaßen vorlaut sich aufdrängen wollte, so trat ein Zustand der Nothwehr ein. Zweifelsohne fehlte es auch nicht an Zwischenträgereien; nur auf diese Weise konnte Helmina erfahren haben, daß Wilhelm und Max einige Landpartien mitgemacht, zu denen sie selbst nicht eingeladen worden. Sie nannte Bianca eine Schlange, die ihr das Herz ihrer Kinder entfremde, und bezeichnete sie nicht nur als eine Coquette, sondern, was noch schlimmer, als eine alte Coquette, indem sie der ohnehin schon sehr genügenden Zahl ihrer 38 Lenze noch sieben Winter hinzu dichtete. Wenn es zwischen diesen zwei Frauen von ungestümer Gemüthsart nicht zu offener Fehde bis zum Messer kam, so schien es ein Wunder; doch schien es nur so, denn es gab einen haltbaren Grund dafür in dem Umstande, daß die beiden auf einem Punkt zusammentrafen, wo nicht nur ihre sonst so widerstrebenden Gesinnungen übereinstimmten, sondern den sie sogar mit Vorliebe jede grade mit der anderen besprachen, weil keine Seele sonst dergestalt eifrig selbige Weise mitsang. Auch Bianca hatte eine Abneigung gegen Spindler gefaßt, den sie persönlich nie mit Augen gesehen. Die Gründe waren freilich andere. Sie gehörte zu jenen unglücklichen Naturen, die alles, was ihnen zugethan ist, in so aus

schließlicher Weise besitzen möchten, daß sie mit jeglicher wolwollenden Regung eifern. Sie war ein weiblicher Duport, um es mit einem Beispiel zu bezeichnen, das in diesen Aufzeichnungen bereits zur Sprache gekommen. (Siehe Buch I, Abschnitt 11). Der Freund Wilhelms war ihr ein Dorn im Auge, nur weil er sein Freund war. In diese Flamme goß Helmina Oel, indem sie weiter nichts zu thun wähnte, als ihr Herz gegen eine Person mehr zu erleichtern. Sie sagte Spindler mit Vorliebe alle Schande nach, allen elenden Klatsch und Tratsch wiederkäuend, welchen sie aufgeklaubt, wobei sie keinen Anstand nahm, ihn als Spießgesellen Saphirs in allen Stücken ohne Ausnahme zu bezeichnen. Letzteren konnte sie schon von Wien her nicht leiden und war sehr ungehalten darüber, daß ihr Sohn nicht nur im Anbeginn der Franckhschen Zeit mit ihm verkehrt hatte, sondern auch, daß bei dem offenen Bruche, welcher sich im Sommer 1830 zwischen Saphir und Chezy nicht ohne Aufsehen ergeben, sie selber so wenig als etwa der Priester Johannes zur Sprache gekommen war. Nun aber gehörte Saphir zu jenen Lebemännern, welche wie Münchhausens Enten den Speck an der Schnur nacheinander schluckten, und trieb seine Streiche dergestalt unverschämt am hellen Tage, daß sogar die Münchener jener Zeit die Sache auffallend fanden. Und das heißt viel gesagt, denn man war durch die allervornehmsten Beispiele seit Jahren sehr nachsichtig gestimmt worden.

Im Juni begab sich Bianca in's Gebirge zum Landaufenthalt. Sie wählte ihren Sitz zu Aschau. Chezy fand, daß er doch gar zu lange keine Gebirgsluft geath=

met. Durch freundliche Vermittlung ward eine Wohnung für ihn aufgefunden, wie er sie nur wünschen konnte: Ein steinernes Gartenhäuschen mit herrlicher Aussicht über dem hohen Felsenrand des tosenden Gießbaches. Er hatte des Raumes genug für sich und seine zwei Hunde, einen rauhaarigen Pinscher, der um der Geberin willen Lowely hieß, und einen größeren Blendling von Hühnerhund und Pudel, Namens Servil. — Hohen-Aschau ist eine reizende Gegend. Mitten im Thale steht das alte Schloß, noch in wohnlichem Stande, auf einsamer Felsenkuppe, die sehr hoch erscheinen würde, wenn sie nicht von riesigen Gebirgen umgeben wäre. Im Fußgestell des Schloßberges befinden sich, weit hineingegraben, tiefe und kühle Keller, aus dem lebendigen Stein gemeißelt. Einen besseren Lagerkeller gibt es nicht, und das Hohen-Aschauer Bier war in Baiern berühmt. Die Ortschaft Aschau liegt kaum tausend Schritte vom Schloßberg entfernt. Das Wirthshaus war vortrefflich in seiner altbaierischen Art, die Zehrung darin selbst für die damaligen Verhältnisse schier lächerlich wolfeil. Der Gast ließ sich fürwahr nichts abgehen an Speise und Trank, und doch war es alles Mögliche, wenn er für die Verpflegung eines ganzen Tages einen halben Gulden zu bezahlen hatte. Die Kellnerin behauptete, er müsse „ein heimlicher Graf“ sein, weil er am ersten Abend ihr einen Zwanziger (in Baiern: Vierundzwanziger genannt) als Handgeld verehrt hatte. Max, der im nahen Rosenheim eine Badecur brauchte und machte, kam ab und zu, zur großen Freude der Fräuleins, die in ihn wie in einen Spiegel schauten. Bianca ließ sie gewähren; die ältere

war ein Backfisch, die jüngere noch nicht recht ein Backfischchen, und nie ließ eine die andere allein mit dem Schmetterling.

Die kleine Gesellschaft von Aschau machte weite Spaziergänge und unternahm nicht selten Ausflüge, die mehrere Tage dauerten. So brachte sie einmal fast eine ganze Woche auf der kleinen Insel Frauen-Chiemsee zu. Der Chiemsee ist, wie bereits erwähnt worden, das größte Binnenwasser des Alpenzuges von der Steiermark bis in's bairische Hochland. Er hat zwei Inseln; auf der größeren, Herren-Chiemsee, befand sich ehedem ein Mönchskloster, auf der kleineren eins für Nonnen, deren letzte Uebereste, zum Aussterben bestimmt, noch darin hausten. Es waren ihrer etwa drei oder vier, welche die Aufhebung des Stiftes bis zu selbiger Zeit überlebt hatten; unter ihnen die mehr als halb wahnsinnige Domina Crescentia. Die eigenthümlichen Schicksale dieser Klosterfrau, wovon die alte Mutter der Wirthin zu berichten wußte, haben Chezy den Stoff zu einer Erzählung gegeben, welche im Zeitspiegel erschien. An „Domina Crescentia" erinnert er sich mit Vergnügen; sie war die erste seiner Erzählungen, welche ihm zu aufmunternder Theilnahme von Seiten der Lesewelt in weiteren Kreisen verhalf. Doch möge hier nicht verschwiegen bleiben, daß er jenes Maß von Erfolg, wie er es überhaupt erreichte, eigentlich einer anderen Arbeit verdankte, welche um einige Jahre später unter der Ueberschrift „die noblen Passionen" im Stuttgarter Morgenblatt erschien. Nebenbei gab „Domina Crescentia" auch den Anstoß zu einer Wendung der Dinge, welche für die wackere Wirthin auf der

Fraueninsel sich höchst erfreulich gestaltete. Im nächsten Sommer besuchten einige Maler das vom Zeitspiegel entdeckte Eiland, und im Lauf der Jahre ward es sofort zur übervollen Künstlerherberge. — Das Nonnenkloster hat König Ludwig späterhin wiederhergestellt, und man erfuhr aus den Zeitungen, daß Domina Crescentia (nicht die geschriebene, sondern das Urbild) die Bewohnerinnen durch angeblichen Gespensterspuk geängstigt, wie sie vor länger denn einem halben Jahrhundert den zahlreichen Convent in des Wortes vollem Verstande „gegeistert" hatte, nur mit dem Unterschied, daß die Entlarvung des Gespenstes dießmal rascher vor sich ging.

Zu Anfang des August mußte Chezy nach München zurückkehren, damit Spindler und Duller auch ihrerseits auf die Reise gehen konnten, ohne den Zeitspiegel verwaist zu lassen. Zoller nämlich, der das Geschäft hätte versehen können, befand sich in Augsburg, wo er die Redaction eines kleinen Blattes übernommen hatte. Spindler ging nach Baden-Baden mit Duller, der vorzugsweise seine Gesellschaft bildete, seit Zoller abgegangen war, und Chezy, wie die Gesellen sich ausdrückten: Dienst hatte. Letzteres war Spindler nicht ganz recht, obschon er weder in die Mißbilligung der alten Gönnerin einstimmte, noch Bianca's Eifersucht theilte. Eifersüchtig im empfindsamen Sinne war er überhaupt nicht, und seine Ausschließlichkeit hatte einen ganz anderen Ursprung; er wünschte alles, was ihn umgab, zur Verfügung seiner eigenen Bequemlichkeit gestellt zu sehen, und vermerkte es ungnädig, sobald nicht jegliches Ding nach seinem Sinn ging. Darum verdroß es ihn, wenn Chezy ohne Rücksicht dar-

auf die eigenen Wege verfolgte; der aber war zeitlebens bei aller treuen Anhänglichkeit des Gemüthes wild und frei. Wenn die Lehre richtig ist, daß die Menschenseele ihre Vorschule in einem Thierleibe durchgemacht und aus diesem gewisse Eigenthümlichkeiten in die höhere Klasse mitgebracht habe, so dürfte Chezy, gleich den meisten Dichtern, die vormenschlichen Zustände im allgemeinen als Pferd, und im besonderen Falle als ein auf der Pußta geworfenes Vollblutroß durchlaufen haben. Die entsprechende Eigenthümlichkeit war immerdar nicht zu verkennen. So geschah es denn oft im Leben, daß er Spindlers Ansprüchen sich nicht fügte; der aber, obschon er sonst mit manchem um geringerer Ursache willen gebrochen, trug viel zu sehr den Kopf und das Herz auf der rechten Stelle, um einen Freund von so gediegener Gesinnung einer unwirschen Laune zu opfern. Er empfand und zeigte oft bitteren Verdruß, doch fiel er nicht ab. Eine solche Zeit des Verdrusses war die eben geschilderte, und Duller half ihm darüber hinweg, der ein ebenso munterer als fügsamer Gesellschafter war. Ueber den innern Kern gab sich Spindler keiner Täuschung hin; schon in allem Anfang sagte er einmal zu Chezy in seiner derben Weise von Duller sprechend: „Trau ihm nicht, der Kerl ist ein Calfactor, Schmelfungus und Marcolphus."

Statt im Herbste zurückzukehren, schickte Spindler den jungen Begleiter ab, um Weib, Kind, Schwiegermutter und Fahrnisse nach Baden-Baden zu holen. Die Plötzlichkeit des Entschlusses begründete er durch die Furcht vor der Cholera, welche sich damals in bedenklicher Weise von Osten näherte. München wimmelte bereits von Cho-

lera=Flüchtlingen aus Wien. Chezy wurde mit der ferneren Leitung des Zeitspiegels betraut, der zu Neujahr 1832 nach Karlsruhe übersiedelt werden sollte, wie es in der That dann geschah.

Die Cholera beschleunigte nur, was ohnehin gekommen sein würde. München war nicht der Aufenthalt, welcher Spindler auf die Dauer zu fesseln vermocht hätte, nachdem die Verhältnisse sich gelöst, welche ihn hingezogen. Er fühlte sich nicht heimisch, wo es nicht Wald und Berg in erreichbarer Nähe gab. Von jeher aber liebte er besonders die Gegend von Baden=Baden, das er schon von Kindesbeinen auf gekannt und wo er während seines Theaterlaufs angenehme Sommer verlebt hatte. Zu Baden hat er unter bereits angedeuteten Verhältnissen den Bastard geschrieben, von Morgens um vier Uhr bis zum Sonnenuntergang an den Schreibtisch genagelt, um dann mit sechs Kreuzern ausgerüstet zur Fortuna oder zum rothen Lümpchen (eigentlich: Falkenkeller) zu ziehen und (wie Jean Paul es heißt) die tägliche Tinte mit einigem Bier zu verdünnen. Manchem andern wäre es vielleicht bedenklich vorgekommen, sich an einem Ort zu zeigen, wo man ihn als armen Teufel gekannt. An derlei dachte Spindler jedoch nicht von weitem; sogar der Gedanke lag ihm fern, eine gewisse Befriedigung darin zu finden, dem Philister, welcher die Menschen nach ihrem Besitz mißt, zeigen zu können, daß er es zu etwas gebracht. Er kümmerte sich ganz einfach nicht um der Leute Geschwätz, sondern that nach seinem Belieben. Ueberhaupt pflegte er von der ganzen Welt mit großer Geringschätzung zu reden; die Vornehmen nannte er in wegwerfendem

Tone Junker, die Beamten Schreiber, die Schriftsteller Gesindel oder wol auch Mordbrenner, den Kleinbürger Spieß, den gemeinen Mann Canaille, und wenn er sich auch mit sehr vielen Einzelnen vertrug, so geschah das immer nur unter dem Vorbehalt der Ausnahme. Von den Einwohnern seiner Lieblingsstadt sagte er häufig ..... Doch lassen wir das; die Todten sollen den Lebenden nichts übles nachreden.

Spindlers Absicht war, zu Baden ein Grundstück zu erwerben, ein Haus zu bauen und darin alt zu werden. In der That hat er das Grundstück gekauft und den Bauriß zeichnen lassen, aber zum Bau selbst ward auch nicht der erste Spatenstich gemacht. Baden war vom Schicksal für ihn nicht zum ständigen Wohnsitz bestimmt, sondern stets ein Ruheplätzchen nach und vor großen Irrfahrten. Er sollte dießmal nur rasten, um das unstäte Leben wieder anzutreten, und wenn es auch nicht mehr das liebe Brod war, dem er nachjagen mußte, so hatte er doch etwas zu suchen, das sich ebenfalls schwer genug entbehrt. Mit tadellosem Paß und voller Börse sollte er nichtsdestoweniger den beklagenswerthen Flüchtling spielen. Sein unsichtbares Elend mag ihn oft hart genug gedrückt haben, während die Leute etwa meinten, er befinde sich wol wie eine Forelle in frischem Quellwasser. Er selbst hat den Jammer sich nicht über den Kapf wachsen lassen, die Muse, die Verwaltung und Vermehrung seines Vermögens, der Umgang mit guten Gesellen und etwelche Liebeshändel halfen seiner guten Natur, Ballast auswerfen, um erleichtert über Klippen und Untiefen wegzusegeln. Wovon weiter unten an seinem Ort die Rede

sein wird, und zwar eingehender als in dem Nekrolog, welchen ich im Jahre 1856 sofort nach Spindlers Tod veröffentlichte, weil jener Nachruf der Natur der Sache nach und des beschränkten Raumes halber manches unberührt lassen mußte, dessen Erwähnung ein Eingehen auf meine eigenen Zustände bedingt hätte, während in den vorliegenden Aufzeichnungen das Verhältniß sich umgekehrt hat.

Während des Münchener Aufenthaltes veröffentlichte Chezy den kleinen Roman „Wanda Wielopolska“ und schrieb zwei Drittel eines größeren, welcher „der fahrende Schüler“ hieß. Das erstgenannte Büchlein war eine Gelegenheitsschrift, welche Hallberger in Stuttgart aus demselben Grunde verlegte, welchem sie ihren Ursprung verdankte. Im Spätherbst 1830 war nämlich der große Aufstand im russischen Antheil Polens, Erfolg verheißend, ausgebrochen, alle Welt schwärmte für die tapferen Sarmaten und Hallberger hielt wie der Verfasser eine Erzählung aus den Tagen der Kämpfe von 1772 für zeitgemäß. Der Verleger kam nicht zu kurz dabei; er machte ein s. g. Leihbibliotheken-Geschäft und fand sich gedeckt. Den Dichter indessen förderte das liederliche Stückchen Arbeit um keinen Schritt. Was er für die Schilderung einer so eigenthümlichen Erscheinung gab, wie die Gräfin Wielopolska war, mochte in den Grundzügen allenfalls richtig sein, nahm sich aber in der rohen Gestaltung wie ein Zerrbild aus. — Der fahrende Schüler war in der Form etwas weniger ungefüge und bedeutete d a r i n einen Fortschritt, daß der Verfasser bereits den geschichtlichen Standpunkt gewonnen hatte; er ließ seine Gestalten nicht

nach seinen persönlichen Ansichten und Empfindungen reden und handeln, sondern war redlich bemüht, sie zu schildern, wie er sich vorstellte, daß sie unmittelbar aus sich selber heraus gesprochen und gehandelt haben könnten. Der Grundsatz, das eigene Wesen aus dem Spiele zu lassen, wo es sich um die Darstellung von anderer Leute Thaten und Gesinnungen handelt, ist derjenige, welchen er seitdem stets befolgt hat; auch dürfte die Ausführung späterhin ihm besser gerathen sein als im fahrenden Schüler. Diese beiden Bücher, gleichwie noch mehrere andere aus seiner Feder, stehen bei Pierer unter den Schriften seiner Mutter verzeichnet; den letztgenannten Roman aber hat ein Leipziger (in den Blättern für literarische Unterhaltung, 1836, Nr. 301) sogar dem Vater Chezy zugeschrieben, indem er sagt: „Der als Orientalist und deutscher Sprachkenner verdienstvolle Verfasser gibt in Vorliegendem eine auf eigentliche Unterhaltung berechnete Erzählung.“

Spindler redete in seinen Briefen dem jungen Freunde zu, ihm nach Baden-Baden zu folgen. Seit die Franck'sche Guerilla sich aufgelöst, meinte er, sei München kein Boden mehr für die versprengten Guerilleros; wenn Chezy nicht zur Quellenstadt kommen möge, so solle er wenigstens nach Stuttgart gehen, wo sich ein literarisches Leben zu regen beginne. „Ich meine“, schrieb er wörtlich, „du solltest mit den Lerchen kommen, nicht mit jenen, die man frißt, sondern wann sie singen.“ So lange jedoch mochte Chezy nimmer warten. Bei der Mutter war es nicht mehr länger auszuhalten. Kein Tag verging mehr ohne heftige Auftritte und mit allem guten Willen ließ

sich endlich kein Quintlein Geduld mehr auftreiben, wo man sogar doch mit Pfunden und Centnern kaum ausgekommen wäre. Im Sommer schon, wo er — durch den Zeitspiegel gebunden — an's Weggehen nicht denken konnte, hatte er die Frage erwogen, ob er nicht klug thun würde, eine Wohnung für sich zu nehmen und die Wirthschaft Helmina's zu verlassen? Zweifelsohne würde er diese halbe Maßregel ergriffen haben, wenn nicht eine andere Rücksicht, welche abgesehen vom Zeitspiegel ihn bisher an München gefesselt, in ihr Widerspiel umgeschlagen wäre. Bianca war ihm verleidet. Nun wäre freilich nichts einfacher gewesen, als mit ihr zu brechen, wie es alle Tage sowol Damen als Herren machen, sobald ihnen nicht länger zusagt, was der geistreiche Lord Chesterfield in den Briefen an seinen Sohn Stanhope „un arrangement" nennt. Selbige Kunst war schon mehrfach an Chezy geübt worden und er hatte vielleicht selber schon sich darin versucht. Aber die Beziehungen zu Bianca waren kein Chesterfieldsches „Abkommen", das man auseinander schraubt, wie man es aneinander geschraubt. Er war ihr wirklich zugethan. Selten wol hat es Frauen gegeben, die sie in jener Anmuth des Herzens übertroffen hätten, durch welche ein gebildeter Geist erst seinen rechten Werth erhält, sowol im geselligen Verkehr, wie im traulichen Gespräche unter vier Augen. Von Ueberdruß in des Wortes gewöhnlichem Sinne war keine Spur vorhanden; im Gegentheile: wenn Bianca's Verehrer sie nicht vor seinen leiblichen Augen erblickte, loderte die Sehnsucht in ihm lichterloh; und wenn er bei ihr weilte, fühlte er sich von derselben Gluth mit unverminderter Heftigkeit ergriffen.

die er empfunden, als ihn der erste Strahl der Verheißung aus den blauen Augen getroffen. Der Gedanke schon war ihm unverträglich, sie in erreichbarer Nähe zu wissen und dennoch auch nur vierundzwanzig Stunden lang sie nicht zu sehen. Um sich von ihr zu scheiden, mußte er eine örtliche Trennung bewirken; und geschieden mußte sein, denn die Eifersucht Bianca's hatte mit der Zeit einen so hohen Grad erreicht, daß sie völlig schon in Wahnwitz ausartete. Chezy hatte endlich keine Wahl mehr, als entweder sich einer Sklaverei zu fügen, die ihn vor den eigenen Augen verächtlich gemacht haben würde, oder (sit venia verbo:) durchzugehen wie ein Zögling der Puszta, wenn er sich so unwürdig, wie ungeschickt behandelt fühlt. Die Eifersucht ertheilte Peitschenhiebe, welche nicht nur schmählich, sondern noch dazu in jeder Beziehung unverdient waren. Auch nicht der flüchtigste Gedanke hatte den stets gleichen Faden der Zuneigung gekreuzt, so daß durch das schnöde Mißtrauen nicht nur das Herz gekränkt, sondern auch, was noch bedenklicher, der reizbare Stolz bis zur Wildheit empört wurde. Ohne diese unglückselige Krankheit, von der leider nur allzu viele Frauen wie vom Gottseibeiuns besessen sind, würde die schöne Blondine unzweifelhaft den aufrichtigen Verehrer noch Jahre lang zu ihren Füßen behalten haben.

14.

Vom Abschiede sei geschwiegen. In den letzten Octobertagen brach Chezy auf, begleitet von Max, der beim Bruder bleiben wollte, erstens diesem zulieb, und nebenbei zweitens, weil er für angezeigt hielt, einstweilen nicht

in Helmina's Nähe zu weilen. Die beiden hatten beschlossen, eine Fußreise zum Bodensee und über den Schwarzwald zu machen. Der tapfere Entschluß, welchen Wilhelm gefaßt, schien die Belohnung durch ein solches Vergnügen zu verdienen.

Für den Zeitspiegel war vorgesorgt, der Stoff für die wenigen Hefte, welche in München noch zu erscheinen hatten, vorhanden und geordnet, der Setzerei wiederholt die Weisung ertheilt, keinerlei Einmischung von Seiten Helmina's zuzulassen. Sie war nämlich ein paar Wochen zuvor in die Setzerei gegangen, hatte sich die Correcturspalten einer Erzählung ihres Sohnes geben lassen und einige Stellen gemaßregelt, deren Aenderung oder Streichung in der Handschrift sie mit Ungestüm, aber vergebens verlangt hatte. Zufällig kam Chezy dazu und betraf sie bei der sauberen Arbeit. „Die Geschichte von Becasse", murmelte er in den Bart. — Die letzte Durchsicht und die laufenden Redactionsgeschäfte übernahm der Professor Maßmann, der als Mitarbeiter dem Zeitspiegel schätzbare Beiträge geliefert hatte. Eine Reihe von Aufsätzen mit der Ueberschrift „der Ditmarschen Sitten und Siege" hatte mehr als gewöhnliche Theilnahme erregt. Maßmann war seinerzeit einer der Gesellen des Vaters Jahn gewesen und hatte in den Sommern 1816 und 17 als Vorturner auch den kleinen Wilhelm unter seiner Obhut gehabt. Der Kleine war ihm seitdem über den Kopf gewachsen, doch hatte er ihn gern behalten, übernahm bereitwillig die Mühewaltung und gab sogar Helmina förmlich Unrecht, als sie sich über den undankbaren Jungen beschwerte, der nicht nur ihre wolgemeinten Aus-

besserungen rückgängig gemacht, sondern auch sie bloßgestellt habe. „Was sollen die Leute in der Druckerei von mir denken“, sagte sie, „wenn der eigene Sohn mich behandelt, als wäre ich verrückt? Niemand ist hier wahnsinnig als Lem, und Spindler hat ihn auf dem Gewissen.“ In derselben Weise hatte sie sich gegen „Lem“ geäußert.

Der kleine Zug wird hier auch nur deßhalb erzählt, weil er so bündig und rund sich wie von selber der Darstellung anbietet. Vereinzelt wäre er spaßhaft gewesen und sonst nichts; aber er war ein Glied der langen Reihe von Zügen desselben Gepräges, die sich als rother Faden durch alle Tage hinzog, diese Tage unausstehlich machte, und deßhalb nicht so lustig zu erleben war, als er sich nach Ablauf von drei Jahrzehnten erzählen läßt.

Die vorliegenden Erinnerungen aus der Münchener Zeit des Verfassers haben mehr als einen hellen und ein paar dunkle Zeitgenossen, sowie einige weibliche Gestalten unerwähnt gelassen, welche eine gewissenhaftere Darstellung nicht übergangen haben würde. Vor allen hätte Moriz von Schwind zur Sprache kommen sollen, der in jenen Tagen mit dem Bilde „David und Abigail“ den Glanz seiner Laufbahn begann und das berühmte Fries für die Pinakothek entwarf. Chezy war von Wien her mit ihm bekannt und erfreute sich eines freundschaftlichen Verkehrs mit ihm, der zu München nicht sein Ende fand. Ebenso gehörte der Schlachtenmaler Monten zu seinem Umgang, gleichwie sonst noch mehrere Künstler von Bedeutung, von denen allen ausführlicher zu reden ursprünglich im Plane gelegen. Aber bei näherer Erwägung zeigte sich, daß mit alledem durch die Ueberladung eine im übeln Sinne „er-

schöpfende" Darstellung herausgekommen wäre, während der Verfasser sich schmeichelt, durch die Beschränkung seinem Ziele etwas näher gekommen zu sein und ein Stückchen Leben in bestimmter Zeit und an bestimmtem Orte zur Anschauung gebracht zu haben, nicht im großen geschichtlichen Style, sondern als Fachbildchen in engerem Rahmen. Was aber seine eigene Person betrifft, so ist allenfalls noch zu sagen, daß während der fünf Halbjahre in München sein eigenes Wesen die bestimmte Richtung genommen. Als Student hatte er keinen musterhaften Fleiß bewiesen, immerhin jedoch die Kenntniß der allgemeinen Rechtsgeschichte, des deutschen, des römischen, des französischen und des Völkerrechtes in zusammenhängender Uebersicht sich angeeignet. Damit war der Grund gelegt, auf welchem im Laufe der Jahre die Kenntniß der Weltgeschicke im großen und ganzen sich aufbauen und eine Weltansicht gestalten sollte, die, wie bei anderer Gelegenheit schon gesagt worden, sich keineswegs für unfehlbar gibt, aber nichtsdestoweniger auf der Höhe der Thatsachen steht und sich von jeder kleinen Vorliebe frei gemacht zu haben glaubt, so daß sie auch neuer Belehrung nicht unzugänglich bleibt. Welchen Weg Chezy als Dichter genommen, ist bereits angedeutet worden; wie er auf diesem Wege des Strebens nach geschichtlicher und allgemein menschlicher Wahrheit sozusagen unwillkürlich zur Zeitschriftstellerei und zum Zeitungswesen gekommen, wird sich mit der Zeit entwickeln und zeigen. Selbige Vorschule sollte indessen noch eine lange Reihe von Jahren dauern, bevor er 1848 nur merkte, daß er eine solche

durchgemacht und anfangen müsse, sich die Sporen zu verdienen.

II. Baden-Baden von 1831 bis 1847.

15*).

Ein Curort im Winterschlaf mahnt den Ankömmling immerdar an das alte Märchen von der verzauberten Prinzessin im Dornengehege; in Baden von 1831 war dieser Zustand jedoch nicht so auffallend, weil das Städtchen noch nicht jene zahlreichen und großen Karawanserais besaß, welche erst in Jahr und Tag darauf zu entstehen beginnen sollten, und weil eine Anzahl von Fremden, meistens Cholerafllüchtlinge, sich für den Winter festgesetzt hatte. Man bemerkte verhältnißmäßig wenig geschlossene Blenden. Die Straßen sahen keineswegs verödet aus. Allerdings trug ein besonderer Umstand dazu bei, das Pflaster und die Fenster zu beleben. Die zwei Fußwanderer hatten in Stollhofen Postpferde genommen und klepperten hinter einem gelbjackigen Postillon, einem s. g. „großherzoglich badischen Canarienvogel", durch die (damalige) Hauptstraße in scharfem Trabe einher. Die grellen Töne des schmetternden Posthornes und die zwölf

---

*) Der Verfasser hält für geeignet, die Nummern der Unterabschnitte nicht mit jedem Hauptabschnitte von vorne anzufangen, sondern sie durchlaufend fortzuführen.

klappernden Hufeisen machten Lärm für einen ganzen Pulk Kosaken.

Die Brüder hatten sich Zeit gegönnt und nahezu zwei Wochen unterwegs zugebracht, einen Abstecher nach dem Rheinfall bei Schaffhausen, einen anderen nach Straßburg gemacht und sich keine Gewaltmärsche zugemuthet. Zu Fuße jedoch wollten sie nicht ihren Einzug halten, aber auch das Geld nicht ausgeben, ohne sich ein rechtes Vergnügen dafür zu kaufen. Und das bestand eben im Reiten, wofür beide eine Art von Leidenschaft hegten, weil sie es erst spät erlernt, nachdem sie aus der mütterlichen Obhut entlassen worden. Helmina hatte von jeher die stärkste Abneigung gegen alle „Weltlingskünste" bewiesen und stets betheuert, für derlei „Firlefanz" kein Geld übrig zu haben.

Mit großem Behagen sahen die Ankömmlinge eine gute Anzahl von hübschen Gesichtern. Es war ein heller Novembernachmittag, kurz vor Eintritt der Dämmerung. Im Fluge lasen sie die Aushängeschilder mit den ungewohnten Eigennamen. Einer davon kam ihnen ganz befremdlich vor: „Jakob Essenwein, Buchbinder." — „Was trinkt der Mann, wenn er den Wein ißt?" lachte Max. Er ahnte nicht, daß seines Bruders Geschicke sich an diesen Namen, und zwar in mehr als blos einer der wichtigsten Lebensbeziehungen einst knüpfen sollten. So weiß ja auch der Soldat nicht, wenn er in ein anderes Städtchen einrückt, aus welchem Fenster das sprichwörtliche andere Mädchen herausschauen werde; und wenn er auch in der That sich zum voraus einbildet, daß etwas für ihn allenfalls irgendwo zum Vorschein kommen dürfte,

so fällt ihm doch nicht ein, daß er an die Rechte gerathen könnte, oder auch, wenn er besonderes Unglück hat: an die Unrechte.

Spindler und Duller brachten die Neulinge in den Stern. Das Schild war ihnen schon aufgefallen; es bestand aus einem Rebus, der zugleich einen Pleonasmus vorstellte: „Zum goldenen *". Der Stern aber war nicht nur gezeichnet, sondern wirklich vergoldet. Im Wirthshaus zum Rebus wurde ein Zimmer mit zwei Betten genommen und das Abendessen bestellt; dann ging es in die Lesegesellschaft. Mit dem Umkleiden brauchten sich die Brüder nicht aufzuhalten; ihre Koffer waren noch nicht eingetroffen. Sie wunderten sich darüber, weil sie nicht wußten, daß Helmina, statt das Gepäck zum Spediteur befördern zu lassen, die Schlüssel aus den versiegelten Hülsen gelöst, die beiden Koffer ausgepackt hatte und nun, da ihre Neugierde befriedigt war, ganz gemüthlich darauf zu warten schien, daß der Plunder sich von selbst wieder zusammenlege. Es sollte noch lange dauern, bis Wäsche, Kleider 2c. den Weg nach Baden fanden. Am nächsten Tage wurde eine passende Wohnung ermittelt und alsbald das Leben in einen gleichförmigen Gang gebracht, der sich ganz behaglich abwickelte mit dem beschäftigten Vormittag, den nachmittäglichen Spaziergängen, den Sitzungen zwischen 5—8 Uhr in der Lesegesellschaft und dem Schluß des Abends bei Duller. Zu diesem nämlich wurde das Essen gebracht, das er und die Brüder mitsammen von einem Garkoch bezogen. Spindler befand sich zu solcher Zeit daheim bei den Seinen.

Die Lesegesellschaft war der Sammelplatz eines Krei-

ses von sog. Honoratioren, nach landesüblicher Aussprache: Honorationen. Wir werden weiter unten mehr davon vernehmen; vorher ist nöthig, ein wenig auszuholen. Im Sommer 1831 hatte der Curort einen merklichen Ruck in seinem Aufschwunge gemacht. Mit einem Ausweise von mehr als 11,000 Namen war am 1. October die Badeliste geschlossen worden. „Der Spieß“ fühlte sich wie der Vogel im Hanfsamen. Er sprach vom Erbauen neuer Häuser und damit waren keine Luftschlösser im Zuge. Die Basler „Herre“ gaben in den darauf folgenden fünf Jahren „Batze“ her, soviel einer wollte, wenn er irgend ein Stückchen Erde sein nannte. Ich sage mit Vorbedacht „nannte“, weil es manchen gab, dem nach dem amtlichen Schätzungswerthe kein Halm auf seinem Baugrunde gehörte. Die klugen Eidgenossen verstanden besser zu rechnen als der Gemeinderath; sie erkannten die steigende Richtung und waren froh, ihr Geld zu vier vom Hundert anzulegen. Baares Geld war damals wolfeil im Verhältniß zu jetzt. Ein großes Vermögen trug kaum drei Procent, wenn es für sich allein arbeiten sollte. Nur aus dem fernen Ungarlande schallten Anerbietungen von sechs Procent für Hypotheken herüber; aber in der voreisenbahnlichen Zeit lag Ungarn im Monde, wenigstens im Halbmonde, und es gab dort keine Grundbücher. Mit solcher Unordnung wollten die Geldsäcke von Basel nichts zu schaffen haben.

Die Verhältnisse im Orte waren damals bescheiden wie sein Name „Baden bei Rastatt“, welcher letztere Ort noch vom Nachruhme des Congresses zehrte und einen Rest von scharfsinnigen Leuten durch die ungelöste Frage

beschäftigte: wer wol die französischen Gesandten ermordet haben möge? In Baden blühte ein betriebsamer Gewerbstand. Namentlich waren es die Seiler, welche weit und breit die Märkte mit Tauwerk versorgten. Die Bürgerschaft war keine alt-erbgesessene, doch merkte man ihr solche Neuheit nicht an. Im Jahre 1689 hatten nämlich bei der Verwüstung des oberrheinischen Landes die Mordbrenner Ludwigs XIV. auch die Ureinwohner von Baden-Baden in's Elend gejagt, von denen späterhin nur wenige mehr zurückgekehrt waren. Ein einziges Haus, abseits von der Stadt, war damals unverbrannt geblieben und stand bis 1847 noch unversehrt da. Es gehörte dem Hoffischer und verdankte seine Rettung der Dankbarkeit einiger Franzosen, welche reichlich mit Forellen gefüttert worden. Sie gaben der Fischerin den Rath, ein tüchtiges Strohfeuer auf dem Herde zu unterhalten, sobald sie eine Streifwache in der Nähe erblicken würde. Sie befolgte den Rath, und vom Qualm aus dem Schlot getäuscht, ritt jene wunderliche „Feuerschau" vorüber, die nicht des Löschens wegen aufpaßte.

Die Gemeinde war reich, vor allem durch ihre ausgedehnten Forste, und legte ihren Angehörigen keine Lasten auf, sondern gewährte ihnen sogar Nutzungen. Der Bürger bekam Brennholz, soviel er brauchte und Bauholz zum eigenen Bedarf gegen Vergütung des Taglohnes für Holzmacher und Fuhrwerk. Die Staatsabgaben waren überaus leicht; in Frankreich z. B. betrugen sie zehnmal soviel. Unter solchen Verhältnissen schien der Aufschwung, welchen das Bad genommen und verhieß, jedem einzelnen Bürger eine Zukunft glänzenden

Wolstandes zu gewährleisten. Die Rechnung war freilich ohne den Wirth gemacht, und es ist nur ein glänzendes Elend aus den schönen Verheißungen hervorgegangen; aber das wird später zu Sprache kommen. Hier sei nur beiläufig einstweilen angemerkt, daß noch überall in der Welt, wo außerordentliche Gewinne ohne entsprechende Mühe gemacht wurden, die Ansprüche der großen Masse sich unverhältnißmäßig steigerten. Bei solchen Gelegenheiten meint jeder, er müsse flugs über Nacht reich werden. Erschnappt er einen fetten Bissen, so hält er das für eine Abschlagszahlung auf seine Renten. Gar zu leichter Gewinn ermangelt des Segens, der auf den Früchten rechtschaffener Arbeit ruht, und verlockt zu Aufwand und Ueppigkeit über Macht. Derlei haben wir im Jahre 1856 zu Wien während des großen Actienschwindels erlebt, der an die Pariser Straße Quincampoix in den Tagen der Regentschaft erinnerte; in Curorten, wo öffentlich gespielt wird, kommt es aus leicht begreiflichen Gründen noch häufiger vor; wäre das nicht, so würden solche Orte zu großem Wolstande gedeihen, aber es ist deßhalb, weil es in der menschlichen Natur liegt, und Baden hat, indem es seinerzeit die alte Erfahrung mit einem Beispiele mehr bestätigte, eben nur das Gesetz einer unabweislichen Nothwendigkeit über sich ergehen lassen.

Die nicht unmittelbar zum kleinen „Spieß" gehörigen Winterinsaßen waren in dem Eingangs genannten Jahre bereits zahlreich genug geworden, um das im badischen Reich ohnehin herkömmliche Bedürfniß nach einer abgeschlossenen Wirthshausgeselligkeit der Befriedigung

entgegen zu führen. Man wünscht Abends nicht zu Hause und doch abgesondert zu sein, zu kneipen, ohne in offener Kneipe zu sitzen. In den bedeutenderen Kleinstädten des Landes, wie in Karlsruhe und Mannheim, hatte man zu solchem Behufe ein Museum, daneben wol auch noch andere Anstalten ähnlichen Schlages; in noch kleineren begnügte man sich mit einem Leseverein. So war's in Baden. Der alte Aloys Schreiber, der mit den Resten seiner Jahre und seines Hofrathstitels seinen Ruhegehalt in der „Aurelischen Quellenstadt“ als ein grüner Greis verzehrte, hatte den Oberamtmann, den Physicus, den Oberförster, den Revisor, den unvermeidlichen Rittmeister „a. D.“, einige Ruhegehalte, Renten, höheres Philisterthum und einen im „Einlager“ befindlichen Rittersmann glücklich zusammengetrommelt. Auch Spindler war zum Verein gepreßt worden, hatte aber den Vorbehalt gemacht, daß man ihm keine Mühewaltung unter dem Vorwand eines Ehrenamtes zumuthen dürfe. Duller, Chezy und dessen Bruder waren, als zu Spindler gehörig, von der Natur selbst zu Mitgliedern bestimmt, so daß sie ohne Kugelung berechtigt wurden, jeder für sich einen Jahresbeitrag von zwei Kronthalern zu leisten, dem „Hammelwirth“ mehr oder weniger Schoppen abzukaufen und die aufgelegten Zeitungen liegen zu lassen, wenn sie zum Lesen keinen Beruf verspürten.

Der Verein hatte seinen Sitz im Gast- und Kaffeehause zum goldenen Lamm, das der Herr Ignaz „Rößler zum Lamm“ kurz zuvor auf der Stätte einer alten Herberge aufgeführt hatte. Die Wirthe nannten sich nach ihren Häusern wie Ritter nach ihren Burgen: Haug zum

Salm, Peter zum Stern, Paul zur Sonne. Die Umgebung vor dem stattlichen Neubau sah noch wüst aus, weil eben der Stadtgraben ausgefüllt und jenseits die alte Ringmauer eingerissen wurde. Doch das war nur eine vorübergehende Unbequemlichkeit. Den Winter über hat niemand vor dem goldenen Lamm Arm oder Bein, geschweige denn den Hals gebrochen; nicht einmal beim Kommen, vollends also nicht beim Fortgehen, wo sich die Begleitung des Schutzengels von selber verstand. Der biedere Rößler, nach dem landläufigen Scherzworte „Hammelwirth" genannt, führte rechtschaffenes Gewächs aus dem Reblande. Bier gab es noch nicht in anständigen Häusern, weil es selber noch nicht anständig war.

Da man zur Winterszeit in Curorten mit dem Raume nicht zu geizen braucht, hatte der Wirth dem Vereine seinen Speisesaal eingeräumt. Man hielt ein Dutzend Zeitungen, war nicht mehr und nicht weniger freisinnig gefärbt wie alle Welt, beklagte die unglücklichen Polen, schimpfte über Ludwig Philipp, der ihnen nicht geholfen, rauchte sein Pfeifchen und ging in der Regel um acht Uhr auseinander.

Den Vorsitz führte an der langen Tafel Aloys Schreiber, der oben genannt worden. Ein Greis von ehrwürdigem Aussehen, wunderbar rüstig und seinen 70 Wintern zum Trotz aufbrausend und leidenschaftlich, oft mehr als sich ziemte. Das jetzige Geschlecht weiß nichts mehr von ihm. In seinen Tagen, welche 1831 bereits hinter ihm lagen, war er ein bekannter Schriftsteller. Von ihm stammen (wie schon im ersten Buche erwähnt wurde, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht,) die ersten Rhein-

Reisebücher. Seine geschichtlich-romantischen Erzählungen waren sehr beliebt gewesen. Als letzte Anmahnung an eine verschollene Zeit gab er noch das Taschenbuch Cornelia heraus, welches nach der älteren Weise aus den Arbeiten mehrerer zusammengesetzt war, während die späteren Taschenbücher nach Claurens Vorgang immer bloß von einem Verfasser herrührten, wie z. B. Spindlers Vergißmeinnicht. Wenn ich nicht irre, gibt es sogar jetzt noch einzelne Nachzügler von beiden Arten. Aloys Schreiber war ein grundgelehrter Mann und besaß eine ausgezeichnet reiche Büchersammlung, die er sich mit verhältnißmäßig geringen Opfern aus dem Schiffbruch der Klöster zu verschaffen gewußt. Er zeigte sich nicht geizig mit seinen Schätzen, und das war für Unsereinen viel werth in einem Ort, wo es auf Meilen weit keine Geschichtswerke gab. Dergleichen war sonst nur unter großen Umständlichkeiten von der großherzoglichen Hofbibliothek zu erhalten, wenn man sich mit einem Karlsruher Bürger verständigte. Zu Karlsruhe kann nämlich jeder Schneider und Handschuhmacher Bücher aus der Hofbibliothek erhalten, aber der gelehrteste und berühmteste Forscher bekommt auf seinen Namen auch nicht ein Heft, sobald er außerhalb des Weichbildes der Residenz wohnt.

Den zweiten Ehrensitz an der Tafel nahm Pitschaft ein, der ebenfalls einen Mandarinenrang als „Hofrath“ besaß und Physicus war, ein ausgezeichneter Arzt, nicht ohne einen Anflug von jener Schwärmerei, welche sich bei einem seiner Brüder, dem „Philosophen“ Pitschaft, mit dem Beinamen des Unaufhaltsamen, gar zu stark

und überwiegend ausgebildet hatte. Der Heilkünstler zählte kaum 50 Jahre, doch war er bereits dick und bequem geworden. Als Gesellschafter gehörte er zu den liebenswürdigeren, wenn nicht eine hypochondrische Laune dazwischen kam. Seinen Beruf übte er bei armen Leuten mit der edelsten Selbstverleugnung und Großmuth aus; wer jedoch Geld genug hatte, um einen Arzt zu bezahlen, mit dem machte er weniger Umstände oder, wenn ihm der Rathsuchende nicht zu Gesichte stand, gar keine. Dabei besaß er die selten nach Gebühr gewürdigte Tugend der rücksichtslosen Offenherzigkeit. In einer großen Stadt hätte der wunderliche Heilige zweifelsohne einen hohen Rang gewonnen; in der kleinen besaß er dafür desto mehr Feinde. Er schrieb sehr viel für wissenschaftliche Zeitschriften. Nebenbei machte er auch Verse, die aber vorsichtige Leute nur in seiner Gegenwart lasen, auf das Sprüchwort gestützt: „Præsente medico nil nocet." Pitschaft in seiner ernsten Ruhe, tiefsinnig wie ein Brahmin aus den blauen Augen schauend, mit dem spöttisch feinen Lächeln auf den Lippen, die aus der langen Pfeife wirbelnde Wölkchen bliesen, bildete einen bemerkenswerthen Gegensatz zu Aloys Schreiber mit dem flatternden dünnen Silberhaar, dem beweglichen Mienenspiel des runzeligen Antlitzes, der in leidenschaftlicher Hast und Jast immerdar flackerte und mit seinem Ulmerkopf am kurzen Rohr in der Luft focht und nicht selten den Nachbar zur Rechten zum Wegrücken bewog.

Von den Genossen jener Abende haben viele längst den letzten Schoppen geleert. Max Chezy und Duller starben in den besten Jahren, Spindler bevor er das

Greisenalter erreicht. Pitschaft ist nicht ganz 70 Jahre alt geworden. Ludwig Robert, der kleine Gernegroß, starb schon 1832 in derselben Stunde mit seiner schönen Frau. Noch mancher andere aus dem lauten Kreise ist ein stiller Mann geworden. So der wackere Forstmann Hubbauer, der als würtembergischer Feldjäger den russischen Feldzug mitgemacht hatte und an der Beresina von den Kosaken gefangen worden war. Er war bei der neuen Gebietsabtheilung ein badisches Landeskind geworden. Spindler und die Seinen nannten ihn den grünen Juden, nicht sowol wegen des schwunghaften Weinhandels, den er betrieb, als weil er den Dichter bei einem Roßhandel schmählich geprellt hatte. Als ob beim Roßhandel nicht der Vater den leiblichen Sohn betröge! — Auch Behaghel ist todt, der lebige Rittmeister außer Dienst. Er hatte vor der Zeit den Abschied genommen, weil er von den Dragonern zur Artillerie übergehen wollte. Nämlich figürlich. Er hatte im Sinne, die Witwe des „Stuckwirthes" in Mannheim oder sonstwo zu heiraten. Die Kameraden wollten aus Gott weiß welchen Gründen tugendhafter Entrüstung die Verbindung nicht zugeben, so lange, wolverstanden, der Freier Epauletten trage. Die Begebenheit war ein völliger Roman, doppeltseltsam klingend, wenn man sich die feiste Heldin und den steifleinenen Helden ansah. Auf und nieder war er ein Erzphilister. Seine Meerschaumpfeifen waren, um ein Beispiel vorzuführen, ein ewiger Kalender. Er besaß ein langes „System" davon, das er streng systematisch behandelte. Sieben Köpfe hatten der Reihe nach die Woche über den Dienst beim Ausgehen Morgens, sieben andere Abends, wiederum andere zu

Hause während verschiedener Tageszeiten. Für die Köpfe der auswärtigen und jene der inneren Angelegenheiten, gleichwie für verschiedene Tageszeiten gab es eigene Tabaksorten. Das nicotische Kraut war nach Jahrgängen geordnet und mußte eine gewisse Zeit vorräthig gewesen sein, bevor es an die Reihe kommen durfte. Mit diesen sorgfältig geordneten und bezeichneten Vorräthen hätte sich ein Kramladen ausstatten lassen. Die Meerschaumköpfe wurden wie Kinder gehegt und gepflegt; Kindsfrau war der Besitzer. Im Erzählen war Behaghel ein wahrer Münchhausen, nur mit dem Unterschiede, daß ihm die schöpferische Einbildungskraft mangelte. Viele seiner Erlebnisse hatte ihm schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges der „Kurzweilige Reißgespann“ weggeschnappt. Auch fehlte es den Begebenheiten an allem Schwung; die Erfindung wagte sich kaum über einige Stockstreiche hinaus, die ein grober Bauer bekommen hatte. Doch wenn seine Phantasie auch schläfrig, die Anstelligkeit war es nicht. So wußte z. B. Behaghel Rath zu schaffen, daß die Liebhaber an gewissen Tagen sich mit Pistolenschießen vergnügen konnten. Er leitete den Schiffwirth zu Baden-Scheuern an, sein Gartenhäuschen mit einem Windofen zu bewaffnen. Da wurde tüchtig eingeheizt, so daß die Gesellschaft beim offenen Fenster nicht fror. Die Scheibe war draußen aufgestellt. Es ging recht lustig dabei zu und Meister Kah, der Schiffwirth, verlangte keine Vergütung für das verbrannte Holz, obschon er nicht derjenige war, welchem man nachsagen konnte, daß er seine Hunde mit Bratwürsten anbinde. — Bei dieser Gelegenheit lernte Duller mit Schießgewehr umgehen. Ein

rechter Schütze ward er freilich nicht, doch merkte er sich wenigstens, daß beim Laden die Kugel auf das Pulver gehört, nirgend anders hinausfährt, als durch die Mündung des Laufes, und keinen andern Weg nimmt, als welchen das Rohr durch seine Richtung ihr vorzeichnet.

Unter den Winterfremden in der Lesegesellschaft sind drei Herren aus Kassel zu nennen. Der Kurfürst von Hessen hatte mit seinen Unterthanen allerlei Verdruß gehabt, politischen und unpolitischen, und sich vor allem durch ihre Einmischung in seine häuslichen Verhältnisse gekränkt gefühlt. Er lebte nämlich seit Jahren mit einem Kebsweibe von geringem Herkommen, schlechter Erziehung und zweideutiger Vergangenheit. Die Hessen bestanden darauf, daß diese Frau, welche den Titel einer Gräfin von Reichenbach erhalten hatte, das Land meide. Da sprach der erbitterte Kurfürst: „Ich will euch schon züchtigen, ihr Hunde. Ich überantworte euch in die Hände meines Sohnes.“ Der Kurprinz ward zum Mitregenten bestellt und ihm „die Wirthschaft übergeben“. Ob er den wolwollenden Ansichten seines Vaters entsprochen, hat seitdem die Erfahrung gelehrt. Der Kurfürst zog mit der Reichenbach und ihren Töchtern nach Baden-Baden, wo er, früher ein Feind des nicotischen Dampfes, nicht nur selbst wie ein Türke rauchte, sondern auch seine gesammte Umgebung dazu anhielt. Man sah ihn oft auf Spaziergängen, aber nie anders bewaffnet als mit einer gewaltigen Porcellanpfeife. Die Furcht vor der Cholera hatte ihn rauchen gelehrt, die Furcht vor der stürmischen Richtung jener Tage aber ihm die Weisung an seine Leute eingegeben, sich nach Kräften beliebt zu machen. Die Li-

vrée kugelte deßhalb in allen Kneipen herum, die Cavaliere knüpften gesellige Verbindungen an. In den Leseverein kamen drei von den Herren: Graf von Bentheim-Teklenburg, Freiherr Rivalier von Meysenbug, und der Reichenbach Bruder, dem irgend ein schönklingender Name mit Rosen sammt dem Freiherrntitel angeheftet worden; ich glaube, daß man ihn Rosenfeld nannte, doch könnte das Ende möglicherweise auch Stein, Burg, Thal, Fels, Blatt oder was weiß ich gelautet haben. Ich will beim Feld bleiben. — Bentheim war ein zierlicher Cavalier, hoch in den Dreißigen, der in seiner feinen Art und Weise, sowie durch sein nicht minder feines Aussehen lebhaft genug an seinen Landsmann, den Dichter Ernst Otto von der Malsburg gemahnte. Man sagte, er sei aus Liebe zur älteren Tochter der Gräfin Reichenbach dem Kurfürsten in die Verbannung gefolgt. Viele behaupteten, das Paar sei verlobt. Gewiß ist nur, daß aus der Verbindung nichts geworden, sowie daß Bentheim in Unfrieden vom Kurfürsten geschieden ist. Man erzählte den Hergang folgendermaßen: Als die nachbebende Angst vor der Revolution unter heiterem Sonnenschein geordneter Zustände verwunden und damit natürlich auch vergessen war, soll es eines Tages bei Tische sich zugetragen haben, daß Bentheim, gewohntermaßen von seinen guten Bekannten in der Lesegesellschaft dieß und jenes erzählend, von der Reichenbach mit der mißmuthigen Bemerkung unterbrochen wurde: „Sie treiben sich in schlechter Gesellschaft herum!“ — „Sehr wahr, Frau Gräfin. Ich erkenne, daß meine Gesellschaft nicht eines Bentheim würdig ist.“ Mit diesen Worten erhob er sich und ging von dannen,

um nie wiederzukehren. Ich gebe diese Erzählung „unter allem Vorbehalt", als wäre sie ein diplomatisches Schriftstück, das aus dunkler Quelle in eine Zeitung geräth.

Der andere Herr war ebenfalls ein wolerzogener Hofmann, geistreich und heiter, nicht mehr jung, und von Herkommen ein Franzose, welchen der Revolutionssturm schon in zarten Jahren über den Rhein geweht. Ob die zwei Freiherren von Meysenbug (von den Zeitungssetzern oft in Meysenburg verketzert), deren einer in Oesterreich der andere in Baden eine hervorragende Stellung einnimmt, seine Söhne sind, weiß ich nicht. Ich entsinne mich bloß, daß er einen Sohn besaß, der zum Diplomaten bestimmt war. — Was den Herrn von Rosenfeld betrifft, so wird zu sagen sein, daß er ein lustiger Kumpan war, mit dem sich gemüthlich trinken ließ, und der, so viel seine Beschäftigungen als cidevant jeune homme irgend zuließen, sich rechtschaffen Mühe gab, mit den Backsteinen des Conversationslexikons die Lücken auszumauern, welche seine geistige Erziehung zurückgelassen. Die etwaigen Mängel des äußeren Schliffes ersetzten sich durch eine von Natur wolwollende Gemüthsart und angeborenen Geselligkeitstrieb; auch soll er in seiner Jugend einer Beschäftigung zugethan gewesen sein, welche schon mit der Kunst verwandt ist. Man sagte nämlich, er sei seines Zeichens ursprünglich ein Goldschmied.

Der fremde „Rittersmann im Einlager," von welchem oben die Rede gewesen, verdient einer ausführlichen Erwähnung. Im Jahre 1860 nämlich hat sich zu Belgrad ein Mann zur langen Ruhe gebettet, der viele Jahre hindurch mit großer Selbstverleugnung auf jenem ver=

lorenen Posten fleißig gewirkt, ein schätzbarer und in der That auch sehr geschätzter Arbeiter, von dessen Verdiensten jedoch die große Oeffentlichkeit verhältnißmäßig nur wenig wußte. In den letzten 50er Jahren erst ist sein Name mehr oder weniger richtig geschrieben, durch alle europäischen Zeitungen geschleppt worden, aber nicht um die Welt davon zu unterichten, was Thomas Fonblanque gethan und geleistet, sondern weil ein paar türkische Soldaten den harmlos Lustwandelnden bei der Gegenböschung des Festungsgrabens von Belgrad in einer Anwandlung viehischer Wuth angefallen und gefährlich verwundet hatten. Die Leute haben dadurch erfahren, daß er englischer Generalconsul in Serbien war; Mancher wird sich dabei auch erinnert haben, daß Fonblanque im Jahre 1848 in Ausführung der erhaltenen Aufträge des Lords Feuerbrand sich am linken Ufer der Save mißliebig gemacht und die k. k. Behörde zu Semlin genöthigt hatte, sich zu erinnern und ihn daran zu mahnen, daß er nur am rechten Gestade beglaubigt sei. So mußte denn der Consul sich bequemen, seine Wohnung in Semlin aufzugeben und nach Belgrad hinüber zu ziehen, das sich bekanntlich sehr hübsch ansieht, aber nicht angenehm bewohnt.

Weil nun der englische Consul Fonblanque (Thomas Grenyer Viscount of Fonblanque) bei Gelegenheit seines Todes vielfach genannt wurde, so scheint es angezeigt, seiner auch hier etwas ausführlicher zu gedenken, als vielleicht sonst geschehen sein würde. Doch handelt es sich meistens um Außerlichkeiten und häusliche Beziehungen. Der Winterfremde von 1831—32 war ein

stattlich gewachsener großer Mann, scheinbar noch in der Mitte der dreißig, doch in der That 44 Jahre alt, stolz von Haltung und Gang und Miene, schwarzhaarig, mit einem edel geformten Antlitz, dem ein schwarzer schmaler Schnurrbart noch den letzten entscheidenden Schattenstrich hinzu fügte. Man glaubte diesem Gesichte die Abkunft von den Eroberern Englands aus der Normandie anzusehen, auf welche auch der Name Fonblanque hindeutete. (Augenscheinlich von den alten Wurzelworten font und blanc abzuleiten und allenfalls durch Weißborn zu übersetzen. Die Aussprache lautet: Fonblan.) Diese ritterliche Gestalt war in eine sehr unscheinbare und vernachlässigte Tracht gehüllt. Den Kopf bedeckte ein Cylinder mit abgestoßenen Rändern, die Gestalt umschloß, stets bis oben zugeknöpft, ein schwarzer Gehrock im Zustande der Fadenscheinigkeit. Das Beinkleid von grauem Segeltuch zeigte Fransen über den Fersen. Die Krawate um den Hals hatte sich überlebt. Fürwahr, es gehörte die ganze Stattlichkeit der Erscheinung des Trägers dieser verkommenen Gewandstücke dazu, um ihn nicht für einen Landstreicher zu nehmen.

Der edle Viscount aus Normannenblut befand sich in einer verdrießlichen Lage. Nachdem er in etwa zehnjährigem Ehestande seine Vermögensverhältnisse gründlich zerrüttet, war er zum Consul in Belgrad ernannt worden, aber seine Frau fand keinen Geschmack am Leben in barbarischer Einsamkeit. Sie konnte ohne den Verkehr der schönen Welt nicht bestehen. So hatte er denn (ich glaube noch vor Antritt des Amtes) Urlaub genommen und den Sommer in Baden zugebracht, wo

der grüne Tisch sein Geldwesen vollends zu Grunde gerichtet. Seine Frau war nach London gegangen, um Hülfe aufzutreiben, er als Gefangener in Baden geblieben. Daß er nicht zwischen vier Mauern saß, hatte er dem Hofrath Schreiber zu verdanken, der seine Verhältnisse kannte und die Bürgschaft des Inländers für ihn gestellt, die angenommen werden mußte, obschon der alte Herr kein Vermögen besaß, wie alle Welt wußte. Diesem hatte Fonblanque sein Wort verpfändet, den Stadtbann nicht zu verlassen. Eines der Kinder, ein sechsjähriges Mädchen, war bei einer einheimischen Familie untergebracht; die andern hatte die Mutter mitgenommen.

Wenn die Lage Fonblanques aber auch, wie gesagt, eine verdrießliche, so war sie immerhin doch nur eine zeitweilige Klemme, von der mit ihm alle Leute wußten, daß sie vorübergehen werde. Er bedurfte nur einiger Geduld, die ihm schon darum nicht allzuschwer fallen konnte, als er keine Langeweile auszustehen hatte. Er hatte viel gelernt und erfahren, wußte sich geistig zu beschäftigen und fand anregenden Umgang. Einen großen Theil seiner Zeit verwandte er darauf, seine Kenntniß der deutschen Literatur zu vervollständigen. Unsere Sprache verstand er beim Lesen vollständig in allen ihren Eigenheiten, wenn er sie auch nicht ganz geläufig im Munde führte. Die Allerweltssprache dagegen schien ihm anerzogen wie einem geborenen Franzosen. Lange einsame Wanderungen durch die auch im Winter reizenden Umgebungen von Baden gewährten ihm ein wahres Vergnügen. Am Abend gab's eine Spielpartie; bei schlechtem Wetter war Nachmittags das Billard da, so daß

es an keinerlei Art von Kurzweil gebrach. Vielleicht sogar würde Fonblanque auch ohne geistigen Verkehr sich wolgelaunt in die Lage gefunden haben, wenn er nur hätte spazierengehen und spielen dürfen. Letzteres gehörte zu seinen Lebensbedürfnissen wie Essen und Schlafen. Ohne Spiel hätte er sich wahrhaft unglückselig gefühlt; doch solcher Entbehrung ist in einer kleinen Stadt irgendwer noch weniger ausgesetzt als in einer großen. Auch im Leseverein fehlten nicht die grünen Klapptischchen. Es gab Tarok, Whist und Piquet. Nach und nach setzten sich auch ein paar Ecartépartien an. Doch diese führten zu mehrfachen Verdrießlichkeiten.

Den ersten Anlaß dazu gab ein junger Franzos, der mitten im Winter auf Baden hereinschneite. Ein langer Gesell von etwa 26 bis 28 Jahren, wolgebaut, hübsch von Gesicht, keck, lustig und in jeglicher Beziehung leicht. Sein ganzes Gepäck trug er auf dem Leibe und in der Tasche. Nicht einmal einen Mantel führte er bei sich. Er nannte sich einen Reinach von der französischen Linie dieses freiherrlichen Hauses und wollte als Offizier von einem Cürassierregiment im Elsaß als politisch verfolgt durchgegangen sein. Später, aber viel später erst erfuhr man, daß er nicht zu Schild und Helm der Reinach gehörte und weder Offiizier noch politischer Flüchtling war; doch mit der Ausreißerei vom Regiment hatte es seine volle Richtigkeit. Seinen rechten Namen habe ich vergessen; er möge hier Renard heißen. Es fehlte ihm nicht an gesellschaftlicher Bildung, und so fand er um so eher Zutritt in den Verein, als man damals in politischen Dingen des Auslandes fast allgemein auf der

äußersten Linken stand. Dieser Renard nun regte sein nationales Spiel an und fand leicht Genossen, die es kannten, vor allen Fonblanque und einen Schweizer Namens Vincent, der als ehemaliger Hauptmann in französischem Solde einen Ruhegehalt bezog. Dieser Vincent war ein vierschrötiger Eidgenoß, pfiffig und begriffstützig zugleich wie ein alemannischer Urbauer, und ein Erzspieler. Er hatte ein reiches Weib geheiratet, die — einst eine berühmte Schönheit — im Juni ihrer Reize einen preußischen Prinzen August in Paris zum Gönner gehabt hatte. Eine geborne Berlinerin, gehörte sie zu Helminas von Chezy Jugendbekanntschaften, und die Dichterin erzählte von ihr folgenden Zug.

Eines Tages besuchte die schöne Pauline (oder wie sie sonst getauft war) die Galerie im Louvre. Ihre Tracht mahnte ungebührlich stark an die Antike. Ein Bewunderer nahm sich eine Freiheit heraus, zu welcher die selbst für jene Zeit noch auffallende Gewandung ihn ermuthigt haben mochte. Kaltblütig streckte Pauline den Arm aus und deutete auf die im Saal angebrachte Inschrift, wo in großen Buchstaben zu lesen stand: „Citoyen, regardez, mais n'y touchez pas.“

Die alte Berlinerin hielt ihren reisigen Gatten ziemlich kurz und verwendete ihn „um seiner Gesundheit willen und zur Abwehr der Langeweile“ als Kaliban zum Holzspalten, Wassertragen, Bodenputzen und andern häuslichen Verrichtungen. Geld bekam er sehr wenig in die Hand, doch half er sich durch das beliebte „Pumpen“, was eine der Ursachen gewesen sein soll, weßhalb das Ehepaar später nach Frankreich in ein kleines Nest zog,

wo es weniger Gelegenheit zum Schuldenmachen und keine so willigen Borger gab.

Renard spielte mit großem Geschick und allmälig auch, sobald größere Sätze beisammen waren, mit auffallend beständigem Glück. Der König (im Ecarté die höchste Karte) schien es darauf angelegt zu haben, den Republikaner zu bekehren. Wenn Renard zu geben hatte, schlug er unfehlbar den König um. Zuletzt ward den Partnern die Sache verdächtig, und wenn sie auch den Betrüger nicht gradezu auf handhafter That ertappten, so ließ sich doch hie und da eine verdächtige Fingerbewegung verspüren. Man fing an den feinen Herrn kalt zu behandeln. Niemand wollte mehr Ecarté spielen. Wenn er einen Vorschlag machte, war man zu Whist oder Piquet versagt oder wußte eine andere Ausrede. Da nun der Strolch aus solchen Zeichen merkte, daß seine Zeit um sei, beschloß er, seinen Stab weiter zu setzen. Ohnehin hatte der Wirth schon die verfängliche Redensart vom „viereckigen oder runden“ Geld fallen lassen, die bekanntlich den Grenzpfal der noch nicht gewaltsam zudringlichen Mahnung vorstellt. Noch ein besonderer Umstand beschleunigte den Abzug. Fonblanque hatte dem Fremdling in den schöneren Tagen des Zutrauens zwei Pistolen nebst Zubehör in einem Kistchen geliehen, um sich ihrer bei den Schießübungen in Baden-Scheuern zu bedienen. Der Engländer hatte sein feines und theures Schießzeug mehrmals vergebens zurückverlangt und stellte eines Abends das Ultimatum: er werde es am nächsten Tage selber holen, um damit zum Scheibenschießen zu gehen; wenn Renard nicht zu Hause bleiben wolle, möge er das Kist-

chen sammt dem eingesiegelten Schlüssel bei den Hausleuten hinterlegen. Am nächsten Morgen strich der Vogel vom dürr gewordenen Zweige ab. Die Pistolen nahm er mit; doch hat er sie nicht gestohlen, sondern nur zur Erhebung einer Anleihe benutzt. Er versetzte sie bei einem Juden in Karlsruhe und schickte von Frankfurt aus dem Eigenthümer den Pfandschein, der nach landesüblicher Manier lautete: „Vorzeiger dieses hat dem Endesgefertigten das und das verkauft, sich aber das Recht vorbehalten, innerhalb der und der Zeit den Gegenstand für so und so viel Geld zurückzukaufen.“ Fonblanque hatte also das Vergnügen, sich nach Karlsruhe zu bemühen und die Pistolen auszulösen. Ob ihm die gezwungene Anleihe zurückerstattet worden, weiß ich nicht; leider habe ich danach zu fragen vergessen, als ich im Jahre 1854 Fonblanque zu Semlin wieder traf.

Nach dem Verschwinden des Abenteurers fing das Ecarté wieder an, bis endlich — es war bereits im beginnenden Frühling — Vincent eine Störung hinein brachte. In dem viereckigen Lanzknechtschädel hatte sich der Ingrimm über das unrechtmäßig eingebüßte Geld zu einer dumpfen Vorstellung von Mißtrauen gegen alle Zugvögel gestaltet, die zu ungewohnter Zeit im Curorte weilten. Wenn Storch oder Schnepf in Deutschland überwintern, statt mit ihres Gleichen südwärts zu ziehen, so hat es mit ihnen einen besondern Haken; so auch wurde ihm der Fremde verdächtig, der nicht mit dem großen Schwarme der Lustreisenden flog. Und wie nun Vincent im Lenze einigermaßen aufthaute und der Gedankengang etwas flüssiger wurde, stellte er am Spieltisch irgend eine

beleidigende Behauptung auf; er beanspruchte einiges Geld, das Fonblanque am Ende des Spiels vom Tische nahm, als sein Eigenthum. Sofort begann das Geplänkel. „Sie irren sich, mein Herr.“ — „Im Gegentheil, Sie sind es, der sich irrt.“ — „Sie sehen durch gefärbte Brillen.“ — „Und Sie sind einer von jenen Tauben, die nicht hören wollen.“

Man schnellte von den Sesseln. Vincent wurde immer roher. Er brüllte wie ein Alpenstier. Fonblanque nahm Hut und Stock, um zu gehen.“ „Vous recevrez de mes nouvelles,“ sagte er mit jener Gelassenheit, welche die Fesseln der Wolerzogenheit ungefähr so trägt, wie der Züchtling Kugel, Springer und sonstiges Eisengeschmeide. Sein Stock war der eines Mineralogen, von Weißdorn, am Griffe mit Hammer und Schlägel bewaffnet. Fonblanque führte ihn in der Linken, welche bei ihm die stärkere Hand war. Vincent wollte ihn nicht von der Stelle lassen. „Vous rendrez gorge!“ schrie er und machte Anstalt, den andern festzuhalten. Ich werde den Auftritt nie vergessen, wie die beiden jetzt einander gegenüberstanden, hier der vierschrötige Lanzknecht mit dem gemeinen und von Wuth verzerrten Gesicht, die Bärenbranken zum würgenden Griffe ausgestreckt, — dort die hohe Rittergestalt des Normannen, die Züge bleich, aber nicht entstellt, in der erhobenen Linken den Beilstock. Mit einer Stimme, deren Donnerton in fast wunderbarem Wollaut dröhnte, rief Fonblanque sein: „Touchez et je vous écraserai!“ In diesem écraserai namentlich lag ein so bezeichnend malerischer Ausdruck, daß ich völlig schon den Schädel krachen hörte. Die Hirnschale blieb

übrigens unzerschmettert. Man brachte die Streitenden auseinander und führte sie in verschiedenen Richtungen von dannen, um sofort einzuleiten, was derlei Fälle vorschreiben.

Der Auftritt war schnell wie alle Wirbelwinde vorüber gerauscht, und der Rest von Gästen, welche ihn mitangesehen, zerstreute sich; Chezy blieb allein im Saale zurück, um die Wiederkehr der Zeugen zu erwarten, welche den Handel zunächst in die Hand genommen. Man hatte ihn ersucht, zu warten, weil bekannt war, daß sich unter seinen Waffen ein Paar alte Pistolen mit Steinfeuer, glatten Läufen und ohne Absehen befanden, die er zwar niemals zur Schießstätte gebracht, wol aber im Scherze ihrer geringen Zuverlässigkeit halber empfohlen hatte. Dieses unzuverlässige Geschoß war von einem der Zeugen, welcher die Harmlosigkeit desselben kannte, zum Vorschlag als „neutrale Waffe“ auserkoren, um dadurch die Aussichten auf unblutigen Ausgang zu erhöhen. Wie Chezy nun dergestalt harrend dasitzt, wer kommt hereingestürmt? Aloys Schreiber in voller Berserkerwuth. „Wo sind sie?“ kräht er den Harrenden an und packt ihn mit seinen zitternden Händen beim Kragen. „Haben die Tollköpfe sich schon geschossen?“ — „Das hat Zeit bis Morgen früh“, beschied der und ersuchte den „Herrn Hofrath“, Platz zu nehmen. Er that es und fragte nach dem Wo und Wann, immer noch voll Angst, ob die Rauferei nicht schon im Vollzuge sei. „Nur im Zuge“, hieß die Antwort, worauf man ihm die Förmlichkeiten auseinandersetzte, welche dem Schießen voranzugehen hätten. Chezy suchte ihm auch begreiflich zu machen, daß die grimmigen Wider-

facher möglicherweise Tigerherzen besitzen könnten, aber jedenfalls nicht mit den Augen des Katzengeschlechts begabt seien. Und als er vollends betheuerte, daß die Pistolen, mit denen man sich schießen werde, noch ungeladen in seiner Commode ruhten, ließ der Mann mit Flammen unter Schnee sich beruhigen. Auf sein Verlangen brachte man ihm Schreibzeug. Mit bebender Hand schrieb er an das Amt, daß er seine Bürgschaft für Fonblanque für so lange zurückziehe, bis die Gefahr für das Leben des Viscount vorüber sei. In der nächsten Stunde rückte ein Polizeimann bei Fonblanque ein und sagte ihm Zimmerhaft und Bewachung an, die bis zum friedlichen Austrage des Ehrenhandels zu dauern habe. Dieser ließ nicht auf sich warten. Vincent entschloß sich am nächsten Morgen zur Abbitte. Ich weiß nicht, ob sein Weib ein Wort darein geredet; jedenfalls würde der alte Soldat auch ohne die Weisung seiner Gebieterin sich schwerlich entschlossen haben, seinen Beleidigten in der Haft zu lassen. Die beiden legten den Streit bei und mieden den Anlaß künftiger Zerwürfnisse auf die natürlichste Weise: sie spielten jeder mit andern Partnern.

Der Mai brachte Geld, getragen und behütet von der Viscounteß Fonblanque. Sie war immer noch eine der schönsten Frauen ihrer Zeit; manche Fünfundzwanzigjährige durfte sie um ihre Jugendfrische beneiden, die sich fast wundersam erhalten hatte. Das „wundersam" gilt hier der Volksthümlichkeit vor allem. Zu den Eigenheiten nämlich, welche die Engländer mit den Abkömmlingen der alttestamentlichen Erzväter gemein haben, gehört auch die, daß ihre Weiber vor der Zeit abwelken.

Die schöne Frau brütete übrigens nicht wie ein Drache über der Geldkiste. Das lag nicht in ihrer Art. Sie hatte nur für den Badener Aufenthalt die Gegensperre der Kasse erhalten, damit nicht Meister Chabert den Normann nochmals plündere. (Chabert hieß der damalige Spielpächter.) Wenn Fonblanque dießmal wieder am grünen Tische in die Tinte gerieth, so war's um seine Zukunft geschehen. Er hatte nur noch die Wahl, sich im Spätjahr auf seinen Posten nach Belgrad zu begeben oder sich abgesetzt zu sehen. Die Nachsicht seiner Regierung hatte sich in entschiedenster Weise für bankrott erklärt.

Das Ehepaar bezog ein niedliches kleines Haus in Lichtenthal, wie der Ort von dem Frauenkloster genannt wird, obschon sein amtlicher Name Beuern lautet. Das Dorf liegt ganz nahe an der Stadt und ist durch einen der schönsten Baumgänge mit ihr verbunden. In dieser reizenden Wohnung sah Fonblanque zahlreiche Gesellschaft, die ohne Umstände und Aufwand empfangen wurde. Man kam nach Tisch um sechs Uhr und blieb bis gegen zehn Uhr, wenn nicht ein Tanzabend im Badener Gesellschaftshause früheren Aufbruch vorschrieb. Die Mehrzahl der Besucher bestand aus Briten, und ich habe damals erkennen gelernt, daß dieses Volk, welches im allgemeinen stets bis an den Hals zugeknöpft erscheint, sich gelegentlich auch aufzuknöpfen weiß.

Es versteht sich von selbst, daß Frau von Fonblanque einen stattlichen Zug vor ihren Triumphwagen spannte. Die Gefallsucht war bei ihr zur höchsten Blüthe feiner Kunst entfaltet. Sie hielt ihre Verehrer unlösbar verstrickt, ohne jemals einen bis zur Rolle des erklärten

Anbeters durchdringen zu lassen. Die große Menge erleichterte ihr diese Aufgabe. Der Schwarm bildete die Leibwache gegen jeden Einzelnen. Wenn ein Hausfreund unter Umständen selbst der wackersten Frau gefährlich werden kann, so vermindert sich solche Gefahr in demselben Verhältnisse, in welchem die Zahl der Hausfreunde steigt. Ein Dutzend reicht aus, um selbst eine leichtfertige Frau sicher zu stellen, geschweige denn eine von dem stolzen Gepräge der genannten Dame.

Im Zuge vor dem Triumphwagen fehlte es unter anderem auch nicht an komischen Gestalten. Die possirlichste darunter war ein italienischer Conte, der für gewöhnlich in München lebte, eine ungefüge Fleischmasse von etwa siebenzig Jahren, lendenlahmen Ganges, häßlich wie die Nacht. Die weit vorgeschobene wulstige Unterlippe bammelte ihm als welker Fetzen am Kinn hinunter. Sein Hauswesen bestand aus sechs Kings-Charles-Hündchen mit denen des Kammerdieners kämmende, waschende, bürstende Hand mehr zu schaffen hatte, als mit dem Gebieter selbst. Dieses Ungethüm gedachte allen Ernstes die schöne Frau zu erobern. Sie trieb mehr Scherz mit dem Conte als mit allen andern und bedachte ihn zu guter Letzt mit einer Strafe, die für ihn, den Geizhals, eine sehr empfindliche war. Das kam so. Die Gräfin hatte, entschlossen wie sie war, nicht nach Belgrad zu gehen, von der Wahl ihres Aufenthalts für den Winter gesprochen und er mit mannichfachen Gründen München angepriesen. Nachdem sie sich dazu geneigt gezeigt, den Versuch zu wagen, war sein Anerbieten, für eine Wohnung zu sorgen, angenommen worden. Zu Fonblanque

sagte der Conte: „Madame sera très bien à Munic.“ — „Et vous viendrez souvent la voir?“ fragte Fonblanque. Worauf er: „Je voudrais bien toujours l'avoir.“ Fonblanque lachte wie ein Kobold; er fand das Wortspiel sehr gelungen für einen, der so schlecht Französisch sprach, wie der Italiener. Der Leser kann das schon aus der Stellung des „toujours“ entnehmen; die abenteuerliche Betonung läßt sich in der Schrift nicht wieder geben. Höchstens läßt sich durch Lettern ausdrücken, daß er für deux heures zu sagen pflegte: douce ours. Schließlich ist zu melden, daß der Signor Contino das Vergnügen hatte, die bestellte Wohnung in München zu bezahlen. Frau von Fonblanque brachte den Winter im Wälschland zu, zweifelsohne um Italienisch zu lernen, weil er so schlecht Französisch sprach.

Ueber den Lebenslauf Fonblanques weiß ich nicht viel näheres, als was ich schon gesagt. Im Jahre 1848 hatte ich besondern Anlaß, ihm zu schreiben, weil ich eines Berichterstatters in Serbien bedurfte, den er mir auch vermittelte. Er meldete mir bei diesem Anlasse, daß seine Gemalin sich in Neapel befinde und ein paar seiner Töchter gut verheiratet seien. Im Jahre 1854 traf ich ihn und seine Frau auf dem Dampfer vor Semlin. Sie hatte sich zu ihm gezogen, um für den Rest des Lebens am häuslichen Herde zu bleiben. Sie nannte das ein Opfer ehelicher Treue. Ihre Kinder waren versorgt bis auf die jüngste Tochter, die sie bei sich hatte und die erst nach dem Jahre 1832 zur Welt gekommen.

16.

Die Erinnerungen wenden sich, bevor wieder einige flüchtige Erscheinungen auftauchen können, abermals einer Hauptgestalt zu. Spindler führte in Baden ungefähr dieselbe Lebensweise wie in München, nur daß er weitere Spaziergänge unternahm, das Biertrinken aus begreiflichen Gründen bleiben ließ und (wie gesagt) schon Abens um neun Uhr heimging, um am häuslichen Herde zu Nacht zu essen. Die verstärkte Leibesbewegung und der Abgang gambrin'scher Einflüsse wirkten sehr heilsam auf ihn ein. Namentlich minderte sich des Bauches allzu stattliche Wölbung. Um den Plan der Ansiedlung auszuführen, von welchem schon die Rede war, erwarb Spindler ein Grundstück von zwei Morgen Umfang, etwas höher als die Villa der Großherzogin Stephanie gelegen. Das Grundstück war ehedem ein Bauerngütchen gewesen, wovon es noch den Namen Kornfriedrich führte. Zwanzig Jahre früher hatte ein gewisser Dürr das reizend gelegene Stückchen Erde zu einem englischen Garten umgeschaffen, der seitdem lustig herangewachsen und zu einem Wäldchen geworden war. Der Baumeister legte Plane vor, machte „Ueberschläge" (wie die Kostenberechnungen meistens genannt werden), und man war drauf und dran, den Bauvertrag abzuschließen, als Spindler eine Entdeckung machte, welche ihm die ganze Angelegenheit gründlich verleiden mußte. Seine Frau zeigte die ersten Spuren jener Geistesstörung, von der hier schweigen zu wollen eine unnütze Zurückhaltung üben hieße, denn die traurige Geschichte hing ja mehr als fünfzehn Jahre lang an der

großen Glocke, als später „die närrische Frau des berühmten Schriftstellers“ zu einer Merkwürdigkeit des europäischen Curortes ward.

Die Frau war durch den Ortswechsel nicht hübscher geworden, kam sich aber offenbar auf dem Schauplatze ihrer jungen Jahre wieder sehr jugendlich und sehr freisam comödiantisch vor, und da niemand ihr den Hof machte, übernahm sie selber die angreifende Rolle. Das erkorene Wild war Duller. Sie hatte die Sache so auffallend gemacht, daß ein kleiner Kreis von Damen, welcher sich durch die Geselligkeit in Pitschafts Hause zusammengefunden, ihr fremd wurde, ohne daß Spindler ahnte, woher die Erkaltung stammte. Diese Damen waren: eine Gräfin-Witwe Desfours und ihre verblühende Tochter Adele; eine alte Hamburgerin Orpieta, ihre Tochter Luisa Alf, deren Mann sich erschossen hatte, und eine Freundin Betty. Luise und Betty waren kernhafte Schönheiten im Anbeginn der dreißig; Adele fein und zart; allesammt von liebeswürdigem Umgang. Die alte Hofräthin Pitschaft besaß eine Tochter erster Ehe, Susanne getauft, Sannchen gerufen, hinter ihrem Rücken „der Sann,“ oder auch „der lange Sann“ geheißen, weil sie übermäßig groß und grobknochig war, was umso unliebsamer auffiel, weil sie sehr empfindsam, weich und zimpferlich that und noch ganz jung sein wollte, obschon sie beinahe an 30 zählte. Der Bruch mit dem Kreise war noch nicht erfolgt, aber ein Riß schon sichtbar, als die Brüder Chezy demselben beigesellt wurden. Die Ursache entging ihnen nicht, ließ sie aber wie billig unbekümmert. Nun fügte sich's eines Abends, daß Duller mit Wilhelm und

Max zu Spindler kam, um ihn verabredeter Maßen abzuholen. Er war bereits vorausgegangen und hatte hinterlassen, daß er sie im Lamm erwarte; die Frau aber ließ sie nicht gleich fort. Sie mußten zuvor ein Glas Wein trinken. Duller wurde angewiesen, im Lehnsessel Platz zu nehmen und erhielt in stark betonter Weise einen Krystallbecher. Die Betonung war nicht verbindlich für die andern, sonst jedoch nicht anstößig. Als aber der Wein getrunken war und zum Aufbruch gemahnt wurde, setzte sich die Frau auf Dullers Schoß und schmatzte ihn tapfer ab. Worauf Chezy, nachdem sie das Haus im Rücken hatten, sich vernehmen ließ: „Ich habe mich nicht zum Zeugen aufgedrängt, doch zum Hehler lasse ich mich so wenig pressen als zum Marcolphus. So bleibt mir nichts übrig, mein feiner Herr, als Ihnen die Brüderschaft aufzukünden. Wir sind fortan geschiedene Leute." — „Mache du mich auch noch vollends wahnsinnig!" rief Duller aus, wehklagend wie Fanny ihn mit zudringlicher Begehrlichkeit verfolge, während sie doch auch gar nichts Anziehendes für ihn habe. Nicht einmal der Reiz der Sünde sei im Stande, eine solche schlammige Masse annehmlich zu machen. In dieser Verantwortung lag etwas, das sich hören ließ. Chezy beruhigte sich und die fernere Besprechung des Falles führte zu dem Ergebniß, daß Duller, um seine Aufrichtigkeit zu beweisen und zu verbürgen, sich unmittelbar an Spindler selbst zu wenden habe. Also geschah es, freilich nicht ohne Zögerung, welche Chezy indessen sehr begreiflich fand; selbst für einen beherzten und freimüthigen Gesellen wäre die Aufgabe schwer genug gewesen, wie viel mehr also für eine muthlose

Gemüthsart und einen schwachen schwankenden Sinn. Spindler nahm die Eröffnung so gelassen hin wie ein Mann, welchem sein Weib in ehelicher Beziehung vollkommen gleichgültig geworden: es war ihm nicht um Fannys Treue an und für sich zu thun, sondern nur darum, nicht für einen gutwilligen Georg Dandin zu gelten. In diesem Sinn allein wurden Vorkehrungen verabredet, um Duller vor Zudringlichkeiten zu schirmen. Im übrigen gab sich Spindler mit dem tüchtigen Ernst, der seiner kräftigen und zähen Natur eigen war, ein paar Jahre hindurch rechtschaffene Mühe, die Verirrte wieder in das rechte Gleis zu bringen. Indessen mußte diese Mühe vergeblich bleiben, weil der eigentliche Punkt sich nicht erledigte, aus welchem die Verirrung einer Frau hervorgegangen, die zwar reizlos, aber den Jahren nach noch nicht alt geworden. Sie war 1798 geboren und stand mithin auf jener Altersstufe, wo den Frauen das Blut in die s. g. zweite Hitze zu gerathen pflegt, welche der dritten vorangeht. Endlich fand Spindler heraus, daß er nicht blos um eines tollen Weibes willen auf der Welt sei. Nach dieser Ueberzeugung handelte er, wie späterhin sich zeigen wird.

Kein Wunder, wenn unter solchen Verhältnissen Spindler längerer Zeit bedurfte, bevor er den Anlauf zu einem neuen Roman nahm. Erst zu Ende des Jahres 1832 schrieb er „die Nonne von Gnadenzell“. Er begnügte sich mit den Arbeiten für sein Taschenbuch und für den Zeitspiegel, der von Neujahr 1832 an zu Karlsruhe verlegt ward. Am Zeitspiegel hatte er übrigens bald keine Freude mehr. Er rechnete mit leichter Mühe her-

aus, daß das eigene Unternehmen ihm sehr viele unnütze Schreiberei verursache und lange nicht so viel eintrug, als er vom „Feind“ für seine Arbeiten bekam, wenn er auch später seine Beiträge zum Zeitspiegel in die gesammelten Werke einreihte, ergänzt durch einiges, was er nicht selber geschrieben. Spindler hat zwar nicht wie Dumas im großen mit Gesellen gearbeitet, aber einige seiner Erzählungen rühren von einem (einem einzigen) seiner Freunde her. Davon an anderer Stelle. Hier sei einstweilen nur erwähnt, daß Wurzbach im biographischen Lexikon unter dem Artikel „Chezy“ davon spricht. Was ihm das Unternehmen noch mehr verleidete, war Duller, der für seine Mitarbeiterschaft einen festen Gehalt bezog und darum so wenig als möglich leistete. Der Gehalt bestand in 50 fl. monatlich, die bei der damaligen Wolfeilheit aller Bedürfnisse für einen einzelnen Menschen vollkommen ausreichten, nicht bloß das tägliche Leben zu decken, sondern den ganzen Unterhalt zu bestreiten. Ein fähiger Arbeiter, wie Duller war, konnte eine vollständige Wochenlieferung des Zeitspiegels ganz allein in drei Tagen schreiben. Er aber zog es vor, in mancher Woche gar nichts zu geben, und in vielen andern seinen Zuzug in Hobelspänen zu stellen. Viele Hefte hat Chezy ganz allein geschrieben, worüber er sich nicht beklagte, da er nach der Zeile bezahlt wurde; aber Spindler beschwerte sich darüber, weil er in solcher Weise doppelte Kosten hatte. So war denn schon im Frühjahr der Plan im Zug, den Zeitspiegel zu verkaufen; statt dessen ließ man im Herbste ihn plötzlich fallen.

Gegen den Lenz hin gab’s ein aufregendes Zwischen-

spiel. Polnische Flüchtlinge kamen auf ihrem Wege nach Frankreich durch Baden. Sie wurden, wie überall in Deutschland, mit gastfreundlicher Herzlichkeit aufgenommen, reichlich geätzt und getränkt, mit Wäsche und anderen Dingen versorgt und mit Geldspenden bedacht. Selbst arme Leute trugen ihr Scherflein bei. Ihre Landsleute haben bekanntlich nach drei Jahrzehnten den Dank dafür in einer Weise abgetragen, die nicht schlimmer hätte ausfallen können, wenn die Flüchtlinge auf ihrem Zuge durch die deutschen Gauen mißhandelt und verhöhnt worden wären. Uebrigens soll nicht verschwiegen werden, daß den polnischen Gästen nicht dieselbe Begeisterung folgte, welche sie empfangen hatte, wenn man auch zu gutherzig war, sie es fühlen zu lassen. Bis zu einem gewissen Grade verstand sich die Entzauberung von selber. Die Leute, welche von den Heldenthaten des Verzweiflungskampfes vernommen, hatten sich jeglichen der Kämpfer als eine Art von Erzengel vorgestellt und erblickten nun ganz gewöhnliche Menschenkinder vor sich. Es ging ihnen dabei wie einem jungen Bürschlein, das einen bewunderten Künstler in der Kneipe trifft und ihn alltägliches Zeug plaudern hört, Bier trinken und Speckknödl essen sieht. Ein guter Theil der Entzauberung fiel jedoch den Flüchtlingen selber zur Last; manche von ihnen trugen ihr Geschick ohne alle Würde, und ihr Benehmen wurde sofort der Gesammtheit angerechnet; da hieß es denn frischweg, „die Polacken“ seien sammt und sonders ein verkommenes Volk, allen sieben Todsünden ergeben und hellauf des Teufels.

Im Frühjahr nahmen Duller und die Brüder Chezy mitsammen eine zufällig entdeckte sehr billige Jahreswoh=

nung von vier Zimmern, wo sie ganz bequem hausen konnten. Duller hatte den Vorschlag dazu gemacht und die Hälfte des Zinses zu tragen sich erboten, weil er dabei noch Geld spare und doch einen anständigen Salon mitgenieße; die anderen sparten dabei ebenso viel wie er und fanden billig, daß der Vortheil sich zwischen zwei Parteien theile, da die Brüder in Wohnungssachen wirklich nur eine einzige Partei vorstellten. Die Kost, womit sie den Winter über zufrieden gewesen, wurde nach wie vor in's Haus gebracht; doch sobald der Vortrab des Fremdenzuges eingetroffen, wurden sie vom Garkoch schnöde vernachlässigt, wie es eben in Curorten die Gewerbsleute mit den einheimischen Kunden zu machen pflegen. Sofort wurde die „Stallfütterung“ aufgegeben und die Wirthschaftstafel im goldenen Lamm um drei ständige Gäste bereichert; doch das würde wol in einer Weile ohnehin geschehen sein und war nur eine Frage der Zeit.

Mit den Badeanstalten war das Theater eröffnet worden. Die Unternehmung war damals einem Director Eisenhut übertragen, welcher zur Winterszeit in Trier „arbeitete“. Das Theater im Curort wurde von der Verwaltung mit einem Zuschuß von 1500 fl. für den Sommer bedacht, so daß der Unternehmer ohne merklichen Verlust sich durchschlagen konnte. Er hatte den Vortheil, seine Gesellschaft beisammen zu behalten, und wenn er etwa auch eine Einbuße erlitt, war sie nicht so bedeutend als die Werbung neuen Volkes im Herbste, und er wußte erst noch, welche Leute er hatte, und daß sie mitsammen eingefahren waren. Spindler hatte vor Jahren unter Eisenhut gefochten und sie waren seitdem gute Freunde ge-

blieben; dem Dichter war jegliche Anwandlung vom kleinlichen Hochmuth des Emporkömmlings fremd, wie schon gesagt worden, aber er besaß auch keine gemachte Leutseligkeit und würde Eisenhut so gut wie manchen anderen früheren Hauptmann bei Seite gelassen haben, wenn der ehrenfeste Mann ihm nicht zu Gesichte gestanden. Durch Spindler wurde Duller nur umso schneller mit Eisenhut bekannt, doch wäre auch das, wie oben vom Eintritt in die Runde der Wirthstafel gesagt wurde, nur eine Frage der Zeit gewesen. Dem vormärzlichen Wiener war die Vorliebe für alles Theaterwesen sozusagen angeboren; und sofort ließ er sich angelegen sein, ein Schauspiel in Scene zu setzen, das in seiner Vaterstadt schon die Ehre einer, freilich nur einer einzigen Darstellung (im Theater an der Wien), erlebt hatte. Es hieß „Meister Pilgram“. Chezy malte eine Schlußdecoration mit dem Stephansthurm dazu. Vielleicht ist's von reinem Ueberfluß, wenn ich jetzt eigens noch hinzusetze, daß der „Salon Duller-Chezy“ von Jüngern Thalia's nicht leer wurde. Ein munteres junges Volk, doch war zufällig keiner darunter, der es später auf der Bühne zu etwas Rechtem gebracht hätte. Ueberall in der Welt kommen der Blüthen viele auf eine Frucht, wovon der Keim doch in jeder steckt.

Pilgrams Dichter strich im Herbste mit den Zugvögeln rheinabwärts. Er hatte sich in seine nachherige Frau verliebt. Sie war eine Nichte Eisenhuts. In Trier wurden die beiden ein Paar, zogen später nach Frankfurt und schließlich nach Darmstadt, wo Duller sein frühes Grab fand. Er hatte viel gelernt und behalten, besaß eine regsame Einbildungskraft mit lebhaft anschaulicher

Darstellungsgabe und würde wol bedeutend mehr geleistet haben, als er leistete, wäre er nicht von einer krankhaften Eitelkeit besessen gewesen, so daß er seine besten Kräfte und viele Zeit versplitterte, um sich geltend zu machen, wo es gar nicht der Mühe werth schien. Der arme Schelm war eben in der Eitelkeit stecken geblieben, statt sich zu einem rechtschaffenen Ehrgeiz durchzuarbeiten. Ein großer Theil der Schuld an solcher Schwäche dürfte seiner körperlichen Beschaffenheit zuzuschreiben sein, welche zu den wurmstichigen gehörte; man sah das schon von weitem dem leibarmen, schlotterigen Gestell und der fahlen Gesichtsfarbe an. Seine überreizten Nerven kannten keinen mittleren Stand, sondern nur die fieberhafte Aufregung oder die Abspannung eines feuchten Waschlappens. Morgens konnte er nicht munter werden, Abends nicht entschlummern. Von persönlichem Muthe besaß er kein armes Fünklein und von Freimuth noch weniger. Wenn er sich über Spindler zu beschweren hatte, schüttete er sein Herz gegen dritte Personen aus. Einmal glaubte er, daß bei einer Abrechnung Chezy ihm Unrecht zugefügt, und lief zu Spindler, um ihn zu verklagen, worauf er die Antwort erhielt: „Erzählen Sie mir, daß Chezy als Hochwegmann einen Reisewagen angehalten, ein Dorf mit Feuer angestoßen oder sonst eine Gewaltthat verübt habe, so werde ichs zwar nicht glauben, aber doch zugestehen, daß die Erfindung die natürlichen Grundzüge des angeborenen Charakters im Auge behalten hat; aber Ihre jetzige Beschwerde spricht von gefrorenen Flammen. Uebrigens will ich mit Chezy reden." Letzteres verbat sich Duller. — Er ruhe im Frieden. Es

war Schade um die reiche Begabung, welche er zur Welt mitbekommen. Wenn man ihm eine Grabschrift setzen wollte, brauchte man nur jene des unsterblichen Atta Troll umzukehren und zu schreiben: „Ein Talent, doch kein Charakter."

Im Mai wurde die öffentliche Spielbank im Gesellschaftshause wieder eröffnet. Ich behalte mir vor, an einer passenderen Stelle in diesen Aufzeichnungen von der örtlichen Bedeutung des Glückspieles zu reden, um zu zeigen, wie ich in der Schule der Thatsachen eine Zeit hindurch der Täuschung unterlag, daß für Baden die Bank eine Wolthat sei, bis ich erkannte, daß sie nur erzeuge, was ich auf einer früheren Seite bereits als glänzendes Elend andeutete. Ich habe, meiner Gewohnheit nach, erstere Ansicht vertreten, so lange sie die meine war, und bin freimüthig von ihr abgefallen, sobald ich die Ueberzeugung gewonnen, daß ich von Irrthum befangen gewesen und die Folgen nicht richtig vorhergesehen hatte. Die Vertretung hat mir mancherlei Unannehmlichkeiten zugezogen, der Abfall aber schweren Schaden gebracht; doch um derlei Widerwärtigkeiten kümmert sich ein rechter Mann nicht, der vor allem darauf hält, stets mit sich selber im Reinen zu bleiben. — Der Unternehmer des Spieles hieß Chabert. Sein Pacht hatte noch sechs Sommer (bis October 1837) zu laufen; der Zins betrug 27,000 fl. jährlich. Sein älterer Sohn Anton, die Seele des Geschäftes, hatte sich zu Baden ansässig gemacht. Mit ihm wurden die Chezy's befreundet. Er bewies ihnen sein Wolwollen kurz vor Beginn der Badezeit durch die dringende, ja flehentliche Bitte, der Bank auch nicht einen Kreuzer zuzuwenden. „Meine jungen

Freunde“, sagte er, „glauben Sie mir, der es wissen kann: vor aller Spitzbüberei kommt die Roulette und lange nachher erst das Stehlen.“ Die Brüder ließen es sich gesagt sein und die Bank blieb für sie stets nur ein Schauspiel.

Der Leidenschaft des Spieles scheinen überhaupt die beiden von Natur aus unzugänglich gewesen zu sein. Wilhelm Chezy hat in dieser Beziehung eine ganz eigenthümliche Erfahrung an sich gemacht. In den Wintern 18$^{32}/_{33}$ und $^{33}/_{34}$ konnte er in seiner Gesellschaft nicht umhin, zuweilen zu würfeln, Halbzwölf oder Lanzknecht zu spielen. Die Folge war unausbleiblich ein moralischer Katzenjammer, nicht nur wenn er verloren, sondern mehr noch, wenn er gewonnen hatte. Endlich geschah es in einer Nacht, daß Gäste aus fremdem Lande sich der Partie gesellten. Das Spiel erhitzte sich, dauerte bis zum lichten Morgen und Chezy, der mit unerhörtem Glück gespielt, trug die Taschen voll Gold und Silber nach Hause. Er hatte eine für seine Verhältnisse sehr bedeutende Summe, 5—600 fl. gewonnen, und zwar bei einem kleinen Spiele. Er fühlte sich darauf so elend und fast körperlich krank, daß er von Stund an einen förmlichen Eckel gegen alles Glücksspiel faßte und lange Jahre hindurch nicht einmal mehr zu einem gewöhnlichen Unterhaltungsspiele eine Karte anrühren mochte.

Dem Spiele an der Bank zuzuschauen, war eine ganz anziehende Beschäftigung, so lange sie neu; aber das Schauspiel war anders beschaffen, als es in Romanen geschildert zu lesen stand. Alle Welt spielte mit dem ruhigsten Anstande. Weder die „Galerie“ noch die „Crou-

piers“ schnitten Gesichter. Den Angestellten des Bankhalters konnte es vollkommen gleichgültig sein, wer gewann oder verlor; es ging nicht um ihr Geld, und sie wußten, daß die Bank am Ende immer gewinnen müsse, also ihr Brodherr nicht zahlungsunfähig werden könne, selbst wenn einmal zufällig ein Spieler ganz besonderes Glück habe. Eigentlich ist es die Galerie, welche unter sich gegeneinander spielt und der Bank gewisse Procente zuwendet; was die Bank darüber gewinnt, verdankt sie, die keine Leidenschaft kennt, der Leidenschaftlichkeit der Spieler. Die bezügliche Berechnung ist einfach, klar und jedermann leicht zugänglich; sie bildet ein Capitel der Wahrheit, die auf der Straße predigt und unvernommen bleibt. Gelassen wie die Bankhalter wirklich waren, zeigten sich die Spieler um des Anstandes willen, ganz im Gegensatz zu den Spielern in den Kneipen, die bei ihrem Batzenspiel bekanntlich oft fluchen, „daß die Hexe im Schornstein sich bekreuzt“. Ich habe im Spielhause zu Baden während fünfzehn Sommern häufig zugesehen und niemals äußere Zeichen ungestümer Leidenschaftlichkeit wahrgenommen, selbst bei solchen Spielern nicht, von denen nachmals verlautete, daß sie sich an den Bettelstab gebracht mit Weib und Kind; eins oder das andere dieser glatten Gesichter hat sich danach durch falsche Wechsel ꝛc. auf die Galeere, in’s Zuchthaus oder nach Botany Bay gebracht, etwa auch einen Schlaftrunk aus eisernem Lauf genommen, die Winkelhochzeit mit des Seilers Tochter gehalten oder mit den Wassernixen nähere Bekanntschaft gesucht.

Im Sommer 1832 stieg die Badeliste abermals um

ein paar tausend Nummern und wuchs in den nächsten Jahren bis gegen 20,000 hin. Später schwoll diese Zahl, um sich dann zu verdoppeln und auch diesen Betrag noch zu übersteigen; doch ward diese Liste, nachdem sie 20,000 Nummern erreicht, zu eitel Blendwerk in Folge des erleichterten Reiseverkehrs, der zwar für einen Gast zwei, drei und endlich vier brachte, aber diese auch unverhältnißmäßig schnell entführte. Bis zum Jahre 1838 rechnete man durchschnittlich auf jeden Fremden einen Aufenthalt von vier Wochen in einer bürgerlichen Wohnung; hernach blos eine Woche und endlich drei Tage, so daß schließlich nur noch die Bank und die Gasthöfe den Vortheil vom Fremdenzufluß zogen. Die 15,000 Besucher des Sommers 1834 brachten 60,000, die 30,000 von 1845 nur 30,000 Wochen in Baden zu und die 50,000 der fünfziger Jahre nicht mehr als 21,000. Baden-Baden der dreißiger Jahre befand sich demnach im Vortheil gegen die spätere Zeit; abgesehen davon, fing es an, der Sammelplatz für die vornehmste Gesellschaft von Europa zu werden. An und für sich wäre dieser Umstand gleichgültig, wenn nicht die Erfahrung lehrte, daß die große Masse der s. g. kleinen Leute den Vornehmen nachzieht und diese später allmälig vertreibt. Die überwiegende Mehrzahl der Besucher kam in der guten Zeit aus England und Frankreich, später auch aus Rußland.

17.

Ziemlich früh im Lenze von 1832 erschien Börne und miethete eine Wohnung für den ganzen Sommer. Seinem Aeußeren nach glich er einem leberkranken Staatshämor-

rhoidarius von unwirscher Gemüthsart; sobald er jedoch warm wurde, was nicht lange zu währen pflegte, wenn jemand ihm zu Gesichte stand, ließ er ein lustiges Feuerwerk in unerschöpflicher Fülle los. Mit Chezy vertrug er sich sehr gut; wolverstanden: er stritt vorzugsweise mit dem jungen Mann, welchen er gern für die Partei gewonnen hätte, weil dieser ein paar Jahre früher in einer Weise, welche dem geistreichen Schriftsteller sehr gefallen, über Börne's gesammelte Schriften sich ausgelassen hatte. Mit dem Gewinnen wollte es indessen nicht recht gehen, denn wenn Chezy auch den Gang und die Entwicklung der Menschheit nur noch sehr unvollkommen kannte, so wußte er mehr davon als Börne, für welchen die Weltgeschichte erst mit 1789 begann, so daß er mit allem seinem Witz gegen die „unerbittliche Logik der Thatsachen" nicht aufkam. Für seine Person steckte er im dicksten Sympathienebel, und doch besaß er zuviel scharfen Verstand, um seine Gefühle als Beweisgründe für andere vorzuführen. Er war, wenn der Ausdruck erlaubt ist: ein nüchterner Schwärmer. Sein Gespräch war so unterhaltend wie seine Schriften. Mit hinreißend komischer Kraft schilderte er, welche Mühe es ihn gekostet, von Gottlob Franckh die Begnadigung des Königs von Würtemberg, sonst noch einiger Fürsten und mehrerer Standespersonen zu erwirken. Hier ist nämlich zu wissen, daß Börne mit den Verschwörern jener Tage, zu denen Franckh sich geschlagen, in traulichem Verkehre stand. Er hatte ein Schreiben von Franckh an Spindler mitgebracht und wußte durch ersteren, daß er zwar ohne Erfolg werben würde, aber auch keine Angeberei zu befahren habe.

„Spindler und Chezy“, hatte der Dicke gesagt, „sind ehrliche Kerls, wenn auch verstockt, und Duller gehört zu den Unseren, soweit seine Feigheit es zuläßt.“ Börne wollte Spindler und die Seinen bewegen, ihn zum Hambacher Feste zu begleiten. Vergebens. Darum fügte er in scherzhaftem Tone hinzu: „Ihr Herren vom Zeitspiegel, Franckh ist euch zwar gewogen, wenn ihr aber nicht nach Hambach mitgeht, so weiß ich nicht, ob ich euch vor dem Wütherich retten kann.“ Die Hörer lachten herzhaft mit, nur Duller ausgenommen; der nahm sich die „Drohung“ zu Herzen und wollte mitziehen. Zum Glück für ihn befand sich der Monat schon stark im letzten Viertel; also hatte er kein Geld, und Spindler, ohnehin zäh genug in Geldsachen, war natürlich jetzt stocktaub. Börne reiste ab und kam nicht wieder, er wird selber am besten gewußt haben, weßhalb? Das Hambacher Fest war bekanntlich das Vorspiel des Frankfurter Putsches von 1833 und der Zettelung Koseritz-Franckh, welche für ersteren die Verbannung nach Amerika, für letzteren eine achtjährige Haft zur Folge hatte.

Einige Zeit vor Börne war auch Georg Fein auf einem Streifzuge durch das Großherzogthum nach der Badestadt gekommen. Die Zeitspiegler hatten den Mann mit dem damals unerhörten Vollbart schon zu München mehrmals an einer Bierquelle getroffen und gelegentlich auch mit ihm geredet. Nebst dem Vollbart war ihnen aufgefallen, daß er zum Imbiß geräucherten Speck nahm, den er in der Tasche mitgebracht. Weil sie seinen bürgerlichen Namen nicht kannten, nannten sie ihn Brutus. Er brachte einen Brief an Spindler, sagte aber nichts

von den schwebenden Zettelungen, weil er merken konnte, daß er damit nichts fangen würde. Er hat das Jahr darauf Spindler nochmals besucht. Es war an einem regnerischen Aprilabend, gleich nach der Frankfurter Meuterei, wovon in Baden noch nichts bekannt geworden. Es gab damals noch keine Eisenbahnen, geschweige denn elektrische Telegraphen. Brutus erschien ganz „fein" mit glattgeschorenem Gesicht, nannte sich Doctor Pleyel und ersuchte Spindler um irgend eine Gefälligkeit, nachdem er die Niederlage und die Flucht von Frankfurt geschildert. Spindler lachte ihn unbarmherzig aus, gewährte aber natürlich des Flüchtlings Bitte. Am nächsten Morgen führte ein guter Freund „den verunglückten Frankfurter" über den Fremersberg zur Heerstraße. Fein hütete sich, an den Rhein hinab zu gehen, wol erwägend, daß alle Uebergänge von Mannheim bis Breisach bewacht sein dürften; er setzte sich in einen Hauderer und fuhr ganz unbefangen über Freiburg nach Basel. Spindler hänselte am Abend den Polizeicommissär weidlich mit dem Doctor Pleyel, der in der Sonne übernachtet hatte. Der Spott war dem guten Manne ganz angenehm; es wäre ihm gar nicht lieb gewesen, wenn er in seiner Piquet-Partie gestört worden wäre, um den Vogel auszuheben. Auch mache ein solcher Fang nur böses Blut, meinte er. Eine ähnliche Ansicht hegte wol auch der Gendarmerie-Rittmeister Falkenstein, welcher Fein in der Gegend von Offenbach angetroffen hatte. „Das Gesicht kam mir bekannt vor", sagte er, „aber es war bartlos, und oft sieht einer dem andern ähnlich. Und am Ende sind Demagogen ja keine Spitzbuben, besonders wenn sie ausreißen."

Ein paar Tage drauf traf Chezy, auf der Auerhahnjagd begriffen, im Gebirge bei Forbach einen verirrten Handwerksburschen, der . . . eine goldene Brille trug. Der junge Mann schien sich vor dem Grünrock zu fürchten. Der aber redete ihn auf Französisch an: „Vermuthlich sind Sie ein Franzose?“ Sofort verschwand die Furcht des angeblichen Uhrmachers. In schlechtem Französisch bejahte er. Er habe seinen Paß verloren, erklärte er, und scheue die deutsche Polizei, die wegen neuerer Vorfälle jetzt alle Welt aufgreife. Er wünsche nicht, in den Gefängnissen herumgezerrt zu werden. Chezy ging mit ihm nach Forbach hinab, wo sie ein Gefährt zum Rheinthal miethete
ten. Eine entlehnte Flinte stempelte den gepäcklosen Handwerksburschen zum Jagdgenossen. Zu Weitenung blieben sie im Engel über Nacht, am nächsten Tage suchten sie Schnepfen im Bruch. Unter dem Vorwand, einer geschossenen Ente nachzufahren, verschafften sie sich gegen Abend ein Schiffchen, und der Schiffer, durch einen kleinen Thaler (eine halbe Krone) gewonnen, ließ sich herbei, den Flüchtling jenseits des Rheines auszusetzen. Wie der „Uhrmacher“ sich nannte, habe ich vergessen; der Name war einer von denjenigen, mit denen einer eigentlich gar nicht heißt, wie: Maier, Müller, Bauer, Schmied, Schneider oder Bäcker. Beiläufig sei hier bemerkt, daß die politischen Parteiungen keine Feinde geben sollen, wenn auch Widersacher gegen einander stehen; und einen Mann vor der öffentlichen Gewalt zu retten, der kein gemeines Verbrechen begangen, ist fürwahr keine Sünde und paßt zu allen Farben.

Für Spindler hatte das häusliche Leben den still be-

haglichen Reiz verloren, nachdem die oben berichteten Wandlungen in und mit seiner Frau zu Tage getreten. Vielleicht hätte sein Gleichmuth eine neue Stütze gefunden, wenn er bereits gewußt, daß sie wirklich krank war; vorausgesetzt, daß ihr Zustand schon jene Grenze überschritten hatte, jenseits welcher die alltägliche Wunderlichkeit zur pathologischen Verrücktheit wird. Einstweilen zeigte sie sich nur unausstehlich und der Gemal dachte sich, was Hoffmannswaldau für so viele Ehemänner den Kurfürsten von der Pfalz sagen läßt: „Sie ist dem Rosenstock im Winter zu vergleichen, der keine Rosen trägt, doch seinen Dorn behält.“ Er kehrte allmälig zum Wirthshausleben zurück. In der kleinen Kneipe zu den h. drei Königen setzte sich eine (wolverstanden: nicht geschlossene) Gesellschaft an, die sich umso weniger an die Polizeistunde kehrte, als der Polizeicommissär selbst zu den Nachtvögeln gehörte.

Vielleicht findet der Leser, daß diese Aufzeichnungen doch gar zu oft auf die leidige Polizeistunde zurückkommen; er halte das jener andauernden Erbitterung zugut, welche immerdar die Frucht unnützer kleinlicher Quälereien sowol im öffentlichen, als im häuslichen Leben ist. Zudem mag es auch gar nicht überflüssig sein, auf derlei Nadelstiche zurückzuweisen, womit hie und da, wie z. B. in Baden, das „Zuvielregieren“ sich verhaßt machte. Die Ausnahme aber, welche man im Dreikönigswirthshaus gelten ließ, stempelte vollends die ganze Einrichtung der gebotenen Sperrstunde in den Augen des gemeinen Mannes zu einer Maßregel schnöder Willkür, und die Leute hatten mit solcher Auffassung ganz recht, denn die Gäste

im Kranz, im Stern, im Falkenkeller und im Kreuz waren gewiß nicht minder befugt, nach Belieben schlafen zu gehen, wie der Polizeicommissär selber.

In der alterthümlich einfachen Zechstube bei den drei Königen ging's lustig her. Der Wein war ausgezeichnet gut und überaus billig. Die Gesellschaft zerfiel in zwei Parteien, die sich aber nicht etwa befehdeten. Die einen rauchten und plauderten; die anderen, deren Hauptmann der Polizeicommissär Wolfram war, spielten bis nach 10 Uhr erlaubtes und später verbotenes Spiel, Halbzwölf oder Lanzknecht, wenn sie nicht zufällig „knöchelten". In einer Stadt, deren Blüthe auf Roulette und Trente-et-quarante beruhte, war es allenfalls leicht, den Bürgern Glücksspiele zu untersagen, aber schwer, das Verbot aufrecht zu halten. Es gibt Regeln, die keine Ausnahme vertragen, trotz des Sprichwortes.

An die frohmüthigen drei Könige knüpft sich eine schmerzliche Erinnerung. Eines Abends im Anfang des Septembers sah Chezy die Karlsruher Zeitung in Spindlers Hand und bemerkte, daß dieser mit ungewohnter Aufmerksamkeit darin las. „Après vous, s'il en reste", sagte er lachend. „Nach Duller", versetzte Spindler barschen Tones und zischelte diesem ein paar Worte in's Ohr. Chezy sah den Vorgang, ohne ihn zu beachten; erst am anderen Tage beachtete er denselben nachträglich. Später war das Zeitungsblatt verschwunden und nicht mehr zu finden; Duller behauptete, es vor sich auf den Tisch gelegt zu haben. Am nächsten Tage löste sich das Räthsel. In der Zeitung stand, daß der Vater Chezy an der Cholera gestorben war. Von Paris war den Söhnen keine

Nachricht zugekommen, weil, wie sich später herausstellte, die Haushälterin bei der Todtenschau verschwiegen hatte, daß der Verstorbene Weib und Kinder hinterlasse. Die Gründe ihres Schweigens sind mir nicht bekannt geworden; etwaige Vermuthungen mögen auf sich beruhen. Ich habe zeitlebens das Herz viel zu hoch getragen, um mich über derlei Armseligkeiten zu kränken. Transeant cum cæteris, sagt der Lateiner.

Der Schlag war erschütternd. Als wackerer Freund stand Spindler den niedergeschmetterten Brüdern zur Seite. Nachdem sie sich ein wenig wiederum aufgerichtet, wendeten sie ihre gesammelten Kräfte den unabweisbaren Bedingungen der neuen Lage zu, wohinein sie so unerwartet versetzt worden. In der zweiten Hälfte des Octobers kam die Mutter von München, um sie nach Paris mitzunehmen. Max ging allein mit ihr. Wilhelm mußte zurückbleiben; er war kurz vorher mit dem Pferde gestürzt, und wenn die Beschädigung, welche er sich zugezogen, auch nur eine leichte war, so erklärte doch Pitschaft, daß eine so lange Reise die übelsten Folgen nach sich ziehen würde. „Was thun Sie in Paris“, sagte er, „wenn sie dort krank liegen?“

18.

Im Winter von 1832—33 schrieb Spindler (wie gesagt) „die Nonne von Gnadenzell.“ Um den Schauplatz der Handlung genau in Augenschein zu nehmen, unternahm er mit Chezy mitten im December eine Reise auf die schwäbische Alp nach Offenhausen, wo einst das

Frauenstift bestanden. Meiner besonderen Neigung nach ziehe ich diesen Roman nebst dem späteren „König von Zion“ allen anderen geschichtlichen Dichtungen des Verfassers vor. Sie tragen die sämmtlichen Vorzüge an sich, welche den Juden auszeichnen, und sind frei von jenem gewissen melodramatischen Anstrich, der vielleicht den Erfolg des Juden beförderte, aber nur auf Kosten seines inneren Werthes. Wenn überhaupt, wie zu vermuthen steht, einiges von Spindler auf die Nachwelt kommt, so dürfte die Nonne darunter kaum fehlen, während der Jude, welcher den Verfasser zuerst berühmt machte, und der Vogelhändler von Imst, seiner zweiten Berühmtheit Anfang, ihren Lohn dahin haben. Es ist übrigens schon ein seltenes Glück, wenn von einem, der als beliebter Schriftsteller sein Glück gemacht, irgend ein Werk den glänzenden Erfolg des Augenblickes überlebt. Spindler selbst pflegte über die Zukunft seiner Schriften zu äußern: „In hundert Jahren wird irgend ein Glückskind darüber gerathen wie über ein verschüttetes Bergwerk und die Fundgrube von Erfindung als kluger Bergmann ausbeuten.“

Der Verfasser hält für angezeigt, an dieser Stelle die Erinnerung an Spindler im ganzen abzuwickeln, indem er sich vorbehält, später auf manche Einzelheiten zurückzukommen, besonders auf solche, welche den Freund mehr oder weniger nicht allein oder doch nur mittelbar betreffen; was die Reihenfolge bei diesem Zusammenfassen verliert, wird zum Vortheil für die Abrundung der Darstellung.

Spindler beschloß, einen großen Urlaub von seiner Häuslichkeit zu nehmen; vorher bewilligte er sich zuweilen

einen kleineren in stets wachsendem Maß. Im Mai 1833 machte er mit Chezy eine Fußreise über den Schwarzwald, die ungefähr einen Monat lang währte, und im September traten die beiden eine Fahrt durch Mitteldeutschland an, deren Eigenthümlichkeit eine besondere Erwähnung verdient. Spindler hatte sich einen Einspänner zugelegt; die beiden fuhren damit planlos in die Welt hinaus, und zwar ohne Knecht. Sie folgten anfangs der großen Straße, bis einem oder dem andern ein Seitenweg gefiel. „Wollen wir nicht einlenken?“ — „Lenken wir ein.“ — „Aber schau 'mal das hübsche Nest von einem Städtchen.“ — „Halten wir drauf zu.“ — „Welch ein stattliches Wirthshaus!“ — „Fallen wir hinein.“ — „Der Wein ist: est, est.“ — „Bleiben wir wenigstens bis zum zweiten Est bei diesem Falkenberger.“ — „O das gute steife Bier!“ — „So lege sich der Knabe an die Quelle.“ — „Die schöne Kellnerin!“ — „Der Gaul bedarf der Erholung.“ — „Die allerliebste Wirthstochter!“ — „Ei, wir haben ja keine Eile.“ — Der Himmel mag wissen, wie lange es eigentlich gedauert hat, bis die beiden in ihrem Einspänner nach Nürnberg gekommen sind, von wo sie die Zügel wieder westwärts wandten, um sich auf's neue durch alle Lockungen aufhalten zu lassen, wobei ihnen wol und dem Rößlein nicht weh geschah. In besagter Stadt blieben sie aber vor der Umkehr eine hübsche Zeit. Sie nahmen Theil an der Versammlung des historischen Vereins, welche nach Nürnberg ausgeschrieben war, wie sie bei ihrer Ankunft zufällig erfuhren. Natürlich waren sie, wenn man sie jetzt hörte, eigens deßhalb gekommen. Allerdings mußten einige Si-

tzungen durchgemacht werden, aber das geschah in Stunden, die ein Reisender ohnehin nicht zu verwerthen weiß; dafür versammelte sich bei Tisch eine freundlich gesinnte Gesellschaft von Männern, deren Nähe belehrend oder anregend wirkte. Die zwei priesen dankbar ihren Stern, der sie in einen solchen Kreis geführt. Nach Tisch gab's Ausflüge, Abends Sitzungen, bei denen das Protokoll nur mit der Kreide geführt ward. Unter den einheimischen Mitgliedern des Vereins schlossen sich Heideloff und der damalige Archivar Lommel näher an die Fremdlinge an, die sich in dem lieben alten Nürnberg so zu Hause fühlten, daß sie lieber da geblieben wären, wenn sie nicht gewußt hätten, daß man das Gasthütel nur eine Weile aufbehalten kann.

Im Sommer 1834 trat Spindler die ganze Reise durch Frankreich und Italien an, die ihn für immer von seinen Peinigern trennen sollte. Vielleicht lauerte ein solcher Gedanke schon im Hintergrund seiner Seele, doch sprach er ihn nicht aus. Im Gegentheil, er behauptete, in's Joch zurückkehren zu wollen, und hätte sich vielleicht auch dazu gezwungen, wenn nicht eingetreten wäre, wovon weiter unten die Rede sein soll.

Chezy machte die Reise nicht mit, begleitete indessen den Freund nach Paris, wo sie ein paar Wochen blieben. An einem trüben Regentage, es wird im September gewesen sein, bestieg Spindler den Postwagen, welcher die Deichsel südwärts kehrte. Ein Ritter von der traurigen Gestalt, eingehüllt in einen grauen Mantel, stieg ebenfalls ein. Die beiden hatten ihn schon im Posthofe bemerkt und für einen fahrenden Comödianten erklärt. Das

war er aber nicht, sondern ein fahrender Ritter, Robert von Erlach, von dem später noch die Rede sein wird. Die Begegnung mit dem Reisläufer und ihre gemeinschaftlichen Abenteuer von Paris bis Korfu haben Spindler den rothen Faden gegeben, welcher sich durch die „gestirnten Nächte“ zieht, wo sie männiglich nachlesen kann. Etwas schwerer dürften — beiläufig bemerkt — für wißbegierige Leser die umständlichen Berichte über die Denkwürdigkeiten der oben erwähnten Tafelrunde der h. drei Könige aufzutreiben sein; sie stehen in Chezy's verschollenem Roman: „Die Martinsvögel“.

Nachdem Spindler geschieden, blieb Chezy noch eine Weile bei seiner Mutter, die allein in Paris weilte. Max war nach Baden zurückgegangen. Helmina erhielt einen kleinen Witwengehalt (1500 Francs) von der Regierung. Wilhelm hatte Spindlers Grundstück gekauft, um sein kleines Erbtheil durch einen Hausbau zu verwerthen. Das Gebäude stand bereits unter Dach. Die Dichterin hatte eine hübsche Wohnung in der Straße Cherche-midi und verkehrte mit dem altnapoleon'schen Kreise der Herzogin von Abrantes. Ihr Sohn fand sich nicht sehr behaglich unter allen den alten Damen, doch erinnert er sich mit Vergnügen an einen Abend bei der Abrantes, wo er die schöne Dichterin Delphine Gay (nachmals Frau Girardin) und den „Verstorbenen“ traf.

Fast unmittelbar nach Spindlers Abreise fing „seine Selige“ an, sich jenen Launen und Seltsamkeiten hinzugeben, in deren Ausübung sie der öffentlichen Besprechung verfiel. Sie setzte sich, Cigarren rauchend, in's Kaffeehaus oder an einen Tisch vor dem Gesellschaftshaus, nannte

wildfremde Leute Du und ließ sich mit aller Welt in's Gespräch ein, so daß sie bald zur allgemeinen Fabel wurde. Haushaltung und Kind überließ sie ihrer Mutter; nur die Finanzen behielt sie in Händen, um sie gründlich zu verwirren. In sechs Monaten hatte sie eine Schuldenmasse von tausend bis zweitausend Gulden aufgehäuft. Wohin sie das Geld gebracht, ist nicht erhoben worden. Sichtbaren Aufwand machte sie nicht; ihre Kleidung war sogar vernachlässigt. Chezy machte ihr Vorstellungen. Sie gab schnöde Antworten und drohte ihm die Augen auszukratzen. Das schreckte ihn nicht ab. Mit der türkischen Gelassenheit, die ihm stets eigen war, ließ er den Platzregen an sich herab laufen.

Es ist eine bekannte Sache, daß die Freunde des Mannes sehr häufig der Frau ein Dorn im Auge sind, namentlich wenn das Weib zur Eifersucht geneigt ist, und vollends wenn es nicht glücklich mit dem Herrn Gemal lebt. In letzterem Falle muß der Freund allemal der Ehestörer sein. So war Chezy bei Fanny Spindler das Böcklein Hazazel, und sie hielt mit ihren Anschuldigungen weder hinter dem Berge, noch erachtete sie es für der Mühe werth, den unliebsamen Inhalt ihrer Rede in eine nur halbwegs genießbare Form zu gießen. Seltsamerweise aber war dieser angefeindete Chezy der einzige Mensch, der etwas Vernünftiges mit ihr ausrichtete. Zwar gelang es ihm damals nicht, sie zu einem anständigeren Benehmen zu vermögen, ein paar Jahre später jedoch brachte er sie in einer Unterredung von zwei Stunden dahin, sich freiwillig unter Vormundschaft stellen zu lassen. Sie schalt, sie schrie, sie heulte damals wie eine verdammte

Seele, die arme Närrin; auch war ihr hinlänglich bekannt, daß man sie zu einem solchen Schritt nicht zwingen konnte, da sie vor dem Gesetz nicht gemüthskrank war, und daß sie ihres Mannes Vermögen, welches, in der Ehe erworben, ihr so gut angehörte wie ihm, zu Grunde richten konnte, bevor sich auf dem Wege Rechtens Einhalt thun ließ — und dennoch fügte sie sich. Es sei, sagte sie, wie ein unheimlicher Zauber, welchen der Freund über sie ausübe, und möge wol dieselbe teuflische Gewalt sein, durch welche er den Mann von ihr getrennt und ihr häusliches Glück zerstört habe. Zweifelsohne ist sie in dieser Ueberzeugung gestorben, die ihr zu großem Trost gereicht haben mag, da sie dadurch vor dem eigenen Gewissen sich von jeder Schuld lossprechen konnte. Gott verleihe ihr eine fröhliche Urständ!

Spindler konnte nicht umhin, von den Seltsamkeiten seiner Frau zu erfahren. Die erste Andeutung kam ihm durch seinen Bankier zu, der von den eingelaufenen Rechnungen schrieb und um Verhaltungsvorschriften bat. Jetzt erging an den Freund die Aufforderung, auf Ehre und Gewissen die Wahrheit zu sagen. Einem Fremden gegenüber hätte sich antworten lassen: „Gott weiß alles und mich geht's nichts an!" Dem Freunde aber ist ein Mann die Wahrheit schuldig, besonders wenn sie ihm in solcher Weise abverlangt wird. Empfindsame Seelen mögen freilich dagegen mancherlei einzuwenden haben; aber mit alten Weibern in Hosen haben unsere Freunde nie gefühlt, so wenig als sie sich je mit Frauenpolitik befaßten. Spindler, auf dem Rückweg begriffen, blieb in Zürich und bestellte den Freund zu einer Zusammenkunft nach Freiburg

im Breisgau, und zwar auf den Sylvesterabend, welchen die beiden stets mit einander zuzubringen sich vorgesetzt hatten.

Spindler war bereits gefaßt. Sein Entschluß stand fest. Es handelte sich nur um die Formen der Ausführung und um die Maßregeln zur möglichsten Verhütung fernerer Verschwendung. Er dachte an eine gerichtliche Scheidung, doch ließ er den Gedanken fallen, weil seine Ehe unter dem Gesetz der Gütergemeinschaft stand. Beide Gatten hatten nicht einen Kreuzer Vermögen in die Ehe gebracht und deßhalb keine Vorkehrungen getroffen, so daß eine förmliche Trennung auch eine Theilung der Errungenschaften nach sich gezogen hätte. Spindlers Vermögen mag sich damals auf 60 bis 80,000 Gulden belaufen haben und war lustig im Wachsen begriffen; zum Hergeben spürte er überhaupt keine Lust, und am wenigsten hielt er für passend, ein Capital den Händen einer thörichten Verschwenderin preiszugeben. — Bei dieser Gelegenheit mag eine allgemeine Bemerkung ihren Platz finden. Spindler hatte in den ersten Jahren seiner Ehe die bitterste Noth kennen gelernt. Von der Flucht aus dem Vaterhause bis zur Hochzeit hatte er auch mancherlei Anstände in Geldangelegenheiten gehabt, doch daraus macht sich ein einzelner junger Mensch nicht viel; der Mangel erhält sein Gewicht erst durch die Sorge des Gatten und Vaters. Des überstandenen Elends eingedenk, gab sich Spindler Mühe, sobald er es vermochte, für die Zukunft zu sorgen. Daher kam es, daß er in den ersten Jahren des Sammelns sehr genau war, ohne sich und den Seinen jedoch etwas abgehen zu lassen. Dann

begann bei ihm eine Zeit freisinniger Gebarung, die mit der Gründung des Zeitspiegels zusammen fällt. Er blieb zwar immer ein guter Wirth, er trug keine Scheu, gelegentlich wol auch größere Summen auszugeben. So schaffte er sich 1833 z. B. den oben erwähnten Einspänner an. Das währte bis zum Jahre 1848, von wo an er wieder in eine gewisse Aengstlichkeit verfiel. Er hatte vermuthlich während des Sturms einige Summen eingebüßt und den Kern seines Vermögens ernstlich gefährdet gesehen, worauf die Furcht vor möglichen Verlusten nicht mit der schlimmen Zeit vorüber ging.

Den Winter von 1834 bis 1835 blieb Spindler in Zürich. Dort tröstete ihn ein freundliches Glück für die verlorene Häuslichkeit, so daß er nachträglich die süße Frucht der bittern Vorwürfe pflückte, die er daheim so unverdienter Weise hatte hinabwürgen müssen. Der damalige Theaterdirector in Zürich, Deny, war ein alter Bekannter Spindlers, dem zu Gefallen dieser das Schauspiel „Hans Waldmann“ schrieb, das unter begeistertem Beifall zur Darstellung kam. Seitdem ward Waldmann auf einigen kleinen Bühnen, doch auf keiner bedeutenderen gegeben, obschon die Rolle des Helden zu den dankbaren gehört. Chezy kam im Februar nach Zürich und blieb einige Wochen. Er sah dort das Verhältniß mit einer Schauspielerin sich schließlich gestalten, die nach der Theaterleute damaliger Weise kein Bedenken trug, sich von ihrem Gatten förmlich loszusagen, der seinerseits augenblicklichen Trost fand. Er war Heldenspieler und ein junger ausgezeichnet hübscher Mann, der bei andern Weibern mehr Glück machte, als bei seiner Frau. Sein

Name lautete wie jener des unsterblichen Ritters vom Spritzleder: Herwegh.

Vom Frühjahr 1835 an bis zum Herbst des darauf folgenden Jahrs führte Spindler ein wahres Zigeunerleben zwischen Straßburg, Mainz, Frankfurt, Mannheim und Karlsruhe. Er schrieb in dieser Zeit „Boa Constrictor". Das Buch hat viele Anfechtungen von Seiten der Kritik erfahren und ist theilweise auch mit ungerechten Beschuldigungen verfolgt worden. Ein berühmter Kunstrichter, Wolfgang Menzel, der statt des Ganzen nur Bruchstücke gelesen und sich daraus eine verwerfliche Schauergeschichte zusammengesetzt, hat den Verfasser über tadelnswerthe Dinge, welcher dieser zufällig aber gar nicht geschrieben, in tugendlicher Entrüstung hart angelassen. Ein paar Jahre später haben Spindler und Menzel sich wieder ausgesöhnt. Der Roman war indessen „gut gegangen" und dann glücklich vergessen worden.

Den Einzelnheiten der Spindler'schen Irrfahrten in den oben erwähnten Grenzen läßt sich nicht folgen. Hier ein Monatzimmer, dort ein längerer oder kürzerer Aufenthalt in der Zelle des Badgastes, in der Schublade des Reisenden, im Oberstübchen einer ländlichen Herberge, das alles schüttelt sich in der Erinnerung durcheinander wie in einem Kaleidoskop. Ich vermöchte auch, selbst wenn etwas daran läge, die Zusammenkünfte zu geschäftlichen Besprechungen oder zur Unterhaltung mit dem Freunde nicht aufzuzählen. Die Ursache, welche die Kreuz- und Querzüge auf einen so kleinen Kreis beschränkte, stammte von Zürich. Emilie fand nach und nach bei einigen Bühnen in den genannten Gegenden Beschäfti-

gung und der Herzensfreund machte sich stets in ihrer Nähe zu schaffen, doch ohne mit ihr Wohnung und Haushaltung zu theilen.

Im Spätling 1836 beschloß Spindler, einen Winter in Baden zuzubringen. Seine Frau war damit einverstanden, daß er nicht bei ihr wohne und sie nicht sehe. So konnte er ohne Unbequemlichkeit mit seiner kleinen Tochter verkehren, welche damals neun oder zehn Jahre zählen mochte. Er wohnte bei Chezy, der inzwischen sein Haus gebaut und sich verheiratet hatte, wovon später die Rede sein wird. — Die beiden hatten sich gegen den Karlsruher Buchhändler Kammiller verpflichtet, den Stoff zu einem schöngeistigen Blatte zu liefern, das zwei oder dreimal in der Woche im Schlepptau einer neuen politischen Zeitung erscheinen sollte. Das große Blatt kam seit März oder Juli heraus und hieß „Allgemeine Staatszeitung“, oder doch ungefähr so. Kammiller behauptete, er habe das Blatt mit seinem eigenen Gelde gegründet, und die zwei Dichter, welche sich damals wenig um politische Blätter kümmerten, glaubten ihm auf's Wort. Die Wahrheit haben sie erst später erfahren. Sie bestand in folgendem. Ein gewisser Alexander Müller (ich glaube, er schleppte den Hofrathstitel) war von Weimar nach Karlsruhe gekommen, um die Staatszeitung zu gründen. Er war ein Greis von ehrwürdigem Aussehen und höchst anständigem Benehmen, hatte gewichtige Empfehlungen mitgebracht und dazu den Hauptschlüssel von edlem Metall. Mit 20,000 fl. war er bei einem Wechselhaus beglaubigt. Das Geld aber stammte aus einem Koffer von Juftenleder. Der alte Herr mit den weißen Haaren, dem

feinen Röcklein und dem würdevollen Benehmen war nun ein ziemlich geistreicher Schriftsteller, aber im gewöhnlichen Leben mit einigen absonderlichen Schwächen behaftet, an welche er seine 20,000 fl. im Verlaufe des einen Sommers gesetzt hatte. Den größten Theil der Summe mag die Badener Spielbank geschluckt haben, doch werden Bacchus und Venus nicht leer ausgegangen sein. Alexander Müller hatte nichts mehr, als die Wechsel ihre Aufwartung machten, die Kammiller zur Begründung der Zeitung auf seinen eigenen Namen in Umlauf gesetzt. Der alte Herr machte es wie Chamissos berühmter Vogel, der sich aufschwingt, wo Eichen fallen, und dem armen Kammiller fiel die Rolle des Eichbaums zu. Er gerieth in Gant, und die Freunde, welche man wider ihr Wissen als Vorspann zu einem verkauften Blatt hatte mißbrauchen wollen, trugen nebst der Beschämung auch einen Verlust davon.

In selbigem Winter schrieb Spindler den „König von Zion". Sein äußeres Leben verlief sehr einförmig. Die Nachmittage wurden zum Lustwandeln benutzt, Abends blieb man meistentheils zu Hause. Zwischen dem Nachmittag und Abend wurde gewöhnlich eine Stunde der Lesegesellschaft gewidmet. Die Tafelrunde der heil. drei Könige hatte sich verkrümelt. Und da irgendwo gedruckt zu lesen steht, daß Spindler auf Chezy's Kosten bei ihm gelebt, ihn „aufgefressen" und in Gant gebracht habe, so sei hier bemerkt, daß er sein reichlich bemessenes Kostgeld bezahlte, und daß Chezy überhaupt nie vergantet wurde. — Im Frühling strich Spindler wieder vom Zweig, wo er gerastet, doch war ihm das allzu unstäte Dasein nicht

mehr genehm, und er schlug sein Hauptquartier in Constanz auf, wo sich mit dem Reiz einer schönen, an mannichfaltigen Spaziergängen überreichen Gegend die Annehmlichkeit der Bierquelle verband. Gambrinus fing damals schon an einen bedeutenden Einfluß auf Spindlers Dasein zu üben, welcher Einfluß einige Jahre später entscheidend wurde.

Die Fäden, welche sich in Zürich angesponnen, waren zerrissen. Beziehungen zärtlicher Natur, die sich in Constanz bildeten, hatten keinen Bestand. Zwei Jahre lang verweilte Spindler am Bodensee, doch nicht ohne viele kleine und ein paar größere Ausflüge zu unternehmen. Chezy hatte ihn zweimal dort besucht und ihn im gewohnten Gang gefunden. Eine anständige Wohnung mit stiller und aufmerksamer Bedienung, Vormittags fleißige Arbeit ohne Beihülfe eines Schreibers, Mittags eine Tafelrunde im Gasthaus, Nachmittags stundenweite Spaziergänge, Abends sehr viel Bier in der Brauerei und nach der Polizeistunde noch ein Nachguß in der Freistatt des Museums, darin bestanden die Merkzeichen des täglichen Lebens. In Constanz sammelte sich der Stoff zum „Fridolin Schwertberger", der aber später erst geschrieben wurde. Das Vorbild zu einer ergötzlichen Figur in diesem Roman lieferte der berüchtigte Murzinowski, der mit aller Gewalt als Herzog von Mantua dem Hause Oesterreich den Lehenseid leisten wollte. Der polnische Abenteurer suchte damals am Bodensee die vergoldete Närrin, welche er später am Themsestrande in der Heimat solcher Blumen finden sollte, um ihr, wie er es nannte, „seinen Herzogshut und seinen Degen zu Füßen zu legen",

die in der That beide den gleichen Werth besaßen. Die Leute, mit denen Spindler in Constanz verkehrte, waren Abkömmlinge des Geschlechtes aus Auerbachs Keller, „mit wenig Witz und viel Behagen“. Ein paar Ausnahmen mags gegeben haben; von Einer weiß ich. Ich sehe ihn noch vor mir, den stattlichen Major Landolt mit seinem blonden Gustav-Adolfsbart und seinen schelmisch ernsten Augen. Ein Schweizer von Herkunft, hatte er als Reisläufer französisches Commisbrod gegessen, und verzehrte nun seinen wolverdienten Ruhegehalt in otio cum dignitate. Er war ein fertiger Zeichner und geistreicher Kauz. Spindler war ihm sehr zugethan und hatte weite Fußreisen mit ihm gemacht. Ein Ausflug nach Tirol, welchen sie mitsammen unternahmen, führte in Innsbruck zu einer Begegnung, welche auf Spindlers Leben entscheidend wirkte, auf sein inneres wie auf sein äußeres. Er zog nach Innsbruck, wo er — obschon nicht ununterbrochen — zwei bis drei Jahre verweilte. Die Frucht dieses Aufenthalts war „der Vogelhändler von Imbst“, welcher in der Lesewelt dasselbe Aufsehen erregte, wie einst der Jude, und womit Spindlers neue Berühmtheit ihren Anfang nahm, die sich bis zum Jahre 1848 auf der Höhe hielt, um dann von der Tagesrolle zu verschwinden. Spindler hat allerdings auch nach dem Sturm einiges geschrieben, das günstige Aufnahme fand; dennoch kann man behaupten, daß schon von jener Zeit an für ihn der Uebergang begonnen, worin alles, was einer geleistet, sich sichtet. Von manchem, den Fama einst aus vollen Backen gepriesen, fällt Stück für Stück sammt dem Namen durch das Sieb in den bodenlosen Abgrund,

von andern bleibt der Name übrig, von etlichen wol auch ein Bruchstück, nur von den Auserkorenen die Hauptsache. Um von den Zeitgenossen allein zu reden, deren Glanz wir selber noch gesehen: wer weiß noch von Clauren, van der Velde, Schilling, Tromlitz? Ich vermuthe aber, daß von Spindler der Name sammt ein paar Werken übrig bleiben werde. Ob ich richtig gerathen, wird sich erst zu einer Zeit entscheiden, wo mir so wenig daran liegt, wie dem Seligen selber.

In Constanz wie in Innsbruck hat Chezy den Freund für längere Zeit besucht. An ersterem Orte kam er im October 1837 grade zum Leichenbegängniß der Königin Hortense zurecht. Ihr Sohn Ludwig Bonaparte (später: Napoleon III.) hatte dem König der Franzosen nicht Wort gehalten, sondern war aus Amerika nach Europa zurückgekehrt. Bei dem Leichenbegängnisse zu Arenenberg sah ihn Chezy zum zweitenmal, und dann noch einmal in seinem Schlosse Gottlieben. Von der ersten Begegnung — kurz vor dem Straßburger Putsch im Jahre 1836 — wird später die Rede sein.

Zu Innsbruck begegnete Spindler eine Frau, bei deren erstem Anblicke ein Liebespfeil ihn traf, wie der Blitz aus heiterer Luft. Die gleiche plötzliche Wirkung übte sein Anblick auf die Dame. Sie war eine prächtige Blondine von kernhaftem Schlage, geistreich, gebildet und die gute Stunde selbst.

Kommen wir zu Spindlers letztem Lebensabschnitt. Franckh war aus dem Kerker entlassen, oder, um es richtiger zu bezeichnen, hinausgeworfen worden, nachdem er sich geweigert, die königliche Gnade anzunehmen. Die

Störung in der Verbindung zwischen dem äußerlichen Wahrnehmungsvermögen und der Seele, deren Anfänge sich schon vor Jahren in seinem Thun und Treiben offenbart, war durch die lange Haft noch bedenklicher geworden, und ist bekanntlich in nicht gar zu langer Zeit nach seiner Begnadigung förmlich in Wahnsinn übergegangen. In der überspannten Weise, die ihm eigen geworden, ließ er durch August Zollers Vermittlung an Spindler die vorläufige Anfrage ergehen: ob er und sein Freund keine Scheu trügen, mit einem entehrten Züchtling zu verkehren, der für eine Sache gelitten, die ihrem Herzen fremd sei? Spindler gab (dem Sinne nach) zur Antwort: „Weder ich noch meine Freunde tragen das Herz unter dem Gürtel. Nicht die Strafe entehrt, sondern nur das Verbrechen, wenn es danach beschaffen ist. Der besiegte Gegner ist kein Widersacher mehr, besonders wenn er nie unser Feind gewesen.“ Diesem Bescheid folgten weitere Eröffnungen. Chezy ging nach Stuttgart, um die Unterhandlungen mit Franckh zu führen, nachdem er sich mit Spindler persönlich besprochen hatte, der damals in Innsbruck wohnte. Man wird sich erinnern, daß Franckh einst versprochen hatte, Chezy nicht an die Laterne henken zu lassen, und wie lächerlich an sich die ganze Geschichte auch sein mochte, so hatte dieser doch die freundschaftliche Gesinnung im Gedächtniß behalten und nur die abgeschmackten Arabesken vom guten Kern gestreift. Die Ergebnisse dieser Unterhandlungen waren — abgesehen von einigen Planen, deren Ausführung vor dem Beginn durchkreuzt ward — die Wiederaufnahme des ehemaligen, seit ein paar Jahren eingegangenen Almanachs in der ver=

änderten Form eines Volkstaschenbuchs, und die Gründung des „belletristischen Ausland“. Das Volk war damals bekanntlich sehr stark in der Mode, wie früher die s. g. elegante Welt. Das neue Taschenbuch „Vergißmeinnicht“ ist wirklich zu Stande gekommen und hat ungefähr ein halbes Dutzend Jahrgänge erlebt, von denen wenigstens die ersten einen starken Absatz fanden. Zum „belletristischen Auslande“ hat Spindler nur den Namen als Herausgeber hergeliehen, wofür er nach der ersten Verabredung jährlich sechshundert Gulden erhalten sollte. Uebersetzungen hatte er seit dem Aufgeben des Zeitspiegels überhaupt nicht gemacht; hätte er aber deren geliefert, so würde er darin die deutsche Sprache nicht mißhandelt haben. Ich führe das hier ausdrücklich darum an, weil kurz nach seinem Tode in einem Nekrolog zu lesen stand, daß er die Uebersetzungen ausländischer Romane selbst besorgt habe, was er so wenig gethan hat, als er ein Jude war. Um Mißverständnisse zu verhüten, füge ich noch hinzu: ein Jude zu sein war damals ein Unglück, sonst nichts, und das grade nur so lange, als die Gesetzgebung es dazu machte; Uebersetzen ist keine Schande, und wenn man gute Arbeit liefert, sogar eine Ehre. Ich für mein Theil glaube wenigstens, daß ich durch die vielen Uebersetzungen, die ich neben meinen übrigen Arbeiten schon gemacht, manchen Beitrag zur Förderung des guten Geschmacks gegeben habe. Jeder thut eben soviel, als er kann. Einer, der vielgelesene Erzeugnisse des Auslandes in einem weit verbreiteten Blatte in einer anständigen Form wiedergibt, mag dazu bei-

tragen, auch im großen Haufen einer Anzahl von Leuten begreiflich zu machen, daß unsere edle deutsche Sprache noch etwas besseres vorstellen dürfte, als den Haderlumpen, zu dem sie unter so vielen ungewaschenen Händen wird. Spindler hatte nicht einmal Zeit zum Uebersetzen, wenn er auch Vergnügen daran gefunden hätte; er würde länger gebraucht haben, einen fremden Roman zu verdeutschen, als einen eigenen zu schreiben. — Franckh verabredete noch ein Unternehmen, den „Erzähler aus Heimat und Fremde“, der jährlich in vier Bänden herauskommen sollte. Acht Bände sind davon erschienen, aber erst nachdem er selbst vom Schauplatz getreten.

Zu Ende des Jahres 1842 kehrte Spindler abermals für längere Zeit nach Baden-Baden zurück. Er hielt es für angemessen, die Erziehung seiner heranwachsenden Tochter in der Nähe zu überwachen und zum Theil persönlich zu leiten, was er that, ohne „seine Selige“ jemals wieder zu sehen. Als die kleine Fanny herangewachsen, nahm er sie ganz zu sich. Sie widmete sich der Malerei. Ihre Anfänge verhießen sehr Erfreuliches, und sie soll eine tüchtige Künstlerin geworden sein. Ich selbst habe nichts anderes von ihr gesehen, als Schulstücke. — In Baden ließ Spindler sich's angelegen sein, die neue Beliebtheit auszubeuten, deren er sich erfreute. So schrieb er, außer Fridolin Schwertberger, dem Taschenbuch und andern laufenden Arbeiten für den „Feind“, für die Leipziger Novellenzeitung den „Meister Kleiderleib“, der zu Baden in der Curwelt spielt. Das Vorbild zur Hauptfigur gab ihm der bekannte Max Cäsar Heigel, dessen kleine Eigenthümlichkeiten nur ein wenig aufgestutzt oder

ein bischen übertrieben zu werden brauchten, um sich zu allen den ergötzlichen Abenteuern zu eignen, welche daraus entwickelt werden. Auch einige andere Gestalten sind in derselben Weise aus dem Leben gegriffen, wie z. B. ein ehemaliger Schauspieler (Landfried), welcher Kammerdiener beim Prinzen Emil von Hessen-Darmstadt, dem berühmten Kriegsmann, geworden, und Lola Montez, welche damals noch nicht den „Lolamontanismus" in Baiern gegen die Ultramontanen in's Feld geführt hatte. Der größere Theil der Ausführung wie der Erfindung war Chezy's Werk. Die Erzählung hat vielen Leuten Vergnügen gemacht. **Requiescat in pace!**

Zu jener Zeit lebte zu Baden ein Buchdrucker Scotzniovsky, im Munde des Volks gemeiniglich Schkotzinovsky geheißen. Der Name soll mährischen Ursprungs sein und Springinsfeld bedeuten. Scotzniovsky hatte als wandernder Typograph in seiner Jugend viel von der weiten Welt gesehen. Zu Rom und Neapel, wie zu Paris hatte er am Setzkasten gestanden, und nach seiner Heimkehr in die Vaterstadt mit geringen Mitteln eine Buchdruckerei gegründet, die erste, welche das Oosthal je gesehen. Die Philister schalten ihn anfänglich einen Narren, besonders da Scotzniovsky sich Mühe gab, schön zu drucken. Seine Theaterzettel im Sommer waren viel hübscher anzuschauen, als die Zettel des großherzoglichen Hoftheaters in Karlsruhe. Er übernahm den Druck der sommerlichen Badeliste und gründete ein Wochenblatt für den Amtsbezirk. Das Verzeichniß der Fremden ward mit der Zeit immer länger, so daß es am Ende täglich erscheinen mußte und an Umfang zunahm, weil mit dem Zufluß der Gäste

auch die Zahl der Anzeigen von Kaufleuten und Gewerbetreibenden stieg. Das Wochenblatt dehnte seine Wirksamkeit über ein paar benachbarte Amtsbezirke aus, enthielt außer den amtlichen Veröffentlichungen viele Anzeigen und mußte wegen Ueberfluß an Stoff späterhin sogar zweimal in der Woche erscheinen. Diese zwei Blättchen und dann die Heirat mit der Tochter eines wolhabenden Bürgers machten Scotzniovsky zum reichen Mann, reich im Verhältniß zu den bescheidenen Vorstellungen des Ortes und der Zeit. Mit dem Aufschwung des Curortes stellten sich auch für Scotzniovsky Mitbewerber ein. Seine Druckerei blieb nicht die einzige, und eben so wenig seine Fremdenliste, für die ein ausschließliches Vorrecht zu erlangen er versäumt hatte, als er es noch ohne Mühe bekommen hätte. Scotzniovsky gab sich redlich Mühe, die Mitbewerbung sich nicht über den Kopf wachsen zu lassen, und da er seit vielen Jahren schon mit Spindler befreundet war, so bewog er diesen, das Badeblatt mit dem „Beobachter von Baden" zu versehen, der zweimal wöchentlich darin erschien. Spindler legte im Beobachter alle guten Späße nieder, die ihm in Bezug auf örtliche Vorkommnisse durch den Sinn schwirrten, und da er zu jener Zeit immer gut aufgelegt war, so kam eine Masse von Witz zu Tage. Der Beobachter wurde eine Kirchthurmberühmtheit, die sich allmälig über das gesammte großherzoglich badische Reich erstreckte. Neben dem Scherz gab's auch einigen Ernst darin, aber das machte nach und nach beim Philister gewaltig böses Blut. Alle Augenblicke stieß Spindler gegen die heilige Demokratie an, trat der Sancta Simplicitas auf die Hühneraugen, und nahm so wenig

schriftlich wie im persönlichen Verkehr ein Blatt vor den Mund. Die Gehässigkeit, welche der Beobachter erregte, trug viel zur Verbreitung des Badeblattes bei, weil ein Blatt, auf das alle Welt schimpft, immer gut geht. Im Jahre 1845 starb Scotzniovsky, und im Jahre darauf gab Spindler den Beobachter auf, weil er um seiner Tochter willen nach Freiburg i. B. übersiedelte.

In der Zeit zwischen 1842 bis 1846 tauchten einige bemerkenswerthe Erscheinungen auch in den Kreisen auf, mit denen Spindler in Berührung stand. Lewald hatte sich nach Baden gezogen, um die Wochenschrift „Europa“ zu leiten, welche in einen Karlsruher Verlag übergegangen war. Ein näheres Verhältniß hat sich zwischen ihm und Spindler nicht gestaltet, obschon letzterer einige Beiträge zur Europa lieferte und beide sich schon von früher her kannten. Sie paßten just so zusammen wie zwei geröstete Semmelscheiben ohne Butter, um es mit Shakespeares Worten auszudrücken. Um gerecht zu sein, muß hinzugefügt werden, daß die Schuld hauptsächlich in Spindlers widerhaariger Unduldsamkeit lag; er hegte die gründliche Verachtung des Bombardiers gegen die leichte Reiterei und war nicht der Mann, sich den geringsten Zwang anzuthun. Das zeigte sich schon in seinem äußern Auftreten. Er trug kein anderes Gewand als einen Sackpaletot und schlottrig weite Hosen ohne Stege. Den Handschuh ließ er nur als Bollwerk gegen die Kälte gelten. Wer die schöne Welt mit ihren Gewohnheiten nicht, gleich ihm, wie ein Türke das Thun und Treiben der Ungläubigen betrachtete, den bezeichnete er gleich als einen Affen. Vielleicht war Chezy der einzige Mensch, dem Spindler

verzieh, daß er zur Abwechslung manchmal, wo es eben sein mußte, einen schwarzen Ueberrock oder gar einen Frack anlegte. — Durch Lewald (auf den zurückzukommen sein wird) veranlaßt, kam Joseph Eduard Braun nach Baden, ein junger Mensch von ausgezeichneter Begabung als Kritiker, von bedeutender Fähigkeit als Lyriker, zum Unglück aber zugleich ein so lockerer Zeisig, als nur je einer sein Capital an Lebenskraft dem bösen Feind verschrieb. Dabei war er ein händelsüchtiger Raufbold, und ist später auch in einem Zweikampf erschossen worden (zu Freiburg, im Frühjahr 1847). Spindler hielt nicht viel auf Brauns Dichten und Trachten und nannte ihn einen verlorenen Sohn, der nie nach Hause kommen werde; doch ging er gern mit ihm um und ließ sich einmal sogar herbei, ihm einiges Geld zu geben mit der Bedingung, daß Braun entweder die Summe zurückerstatte oder fortan den Darleiher als einen Bettler betrachte, der keinen Kreuzer entbehren könne. Braun zog das letztere vor, da es überhaupt gegen seine Grundsätze ging, ein Darleihen heimzuzahlen, selbst wenn er es zufällig vermochte.

Robert Erlach, welcher, wie schon gesagt worden, durch einen Zufall Spindlers Reisegefährte von Paris aus geworden, kam nach langen Irrfahrten gen Baden. Erlach besaß ein kleines Gut in Norddeutschland, dessen Einkünfte ihn über Wasser hielten. Sein abenteuerlicher Sinn hatte ihn von früher Jugend an durch die Welt getrieben. Er war in Gott weiß wie vielen Heeren regierender Lieutenant gewesen, hatte als Philhellene im griechischen Freiheitskampf gefochten und sich, nachdem

er Spindler in Italien verlassen, abermals nach Hellas begeben, um seine alten Verdienste geltend zu machen und sich, wie er es nannte, „aus dem eigenen Futter zu bringen". Er war als königlich griechischer Förster angestellt worden. Weßhalb er den grünen Dienst wieder aufgegeben, weiß ich nicht; vermuthlich waren in der Heimat seine Geldverhältnisse in Ordnung gebracht, so daß er ohne Sorge vor Noth zum eigenen Futter zurückkehren konnte. In Heidelberg unterhielt er ein zartes Verhältniß mit der nie vermälten Witwe eines Engländers Simpson, die von ihrem Verstorbenen eine schöne Einrichtung geerbt hatte, welche sie als Zimmervermietherin verwerthete. Erlach, in unserm Kreise der Junker genannt, war nach Baden gezogen, um durch die Entfernung die Liebesflamme bei einem gewissen Wärmegrade zu erhalten, und vielleicht auch, um nicht in jene schiefe Stellung zu gerathen, die man gewöhnlich, indem man sie durch einen verzweifelten Entschluß grade zu biegen wähnt, nur schlimmer macht. Heiraten bleibt unter allen Umständen gewagt, doch wer nachträglich heiratet, wirft seinen Einsatz auf eine bereits gezogene Niete. — Es wäre ein Wunder gewesen, wenn Braun und der Junker sich nicht gefunden hätten, selbst wenn sich ihnen kein gemeinschaftlicher Berührungspunkt geboten. Sie wurden gute Freunde. Braun tadelte nichts am andern, als daß er kein Geld hergeben wollte. Erlach war viel zu gut erzogen, um sich über die Zumuthungen zu beschweren, welche an ihn gestellt wurden; überhaupt hielt er auf anständige Gesinnung und hätte seinerseits lieber trockenes Kommisbrod gegessen, als seiner Würde etwas vergeben. Dieses Ge-

verzieh, daß er zur Abwechslung manchmal, wo es eben sein mußte, einen schwarzen Ueberrock oder gar einen Frack anlegte. — Durch Lewald (auf den zurückzukommen sein wird) veranlaßt, kam Joseph Eduard Braun nach Baden, ein junger Mensch von ausgezeichneter Begabung als Kritiker, von bedeutender Fähigkeit als Lyriker, zum Unglück aber zugleich ein so lockerer Zeisig, als nur je einer sein Capital an Lebenskraft dem bösen Feind verschrieb. Dabei war er ein händelsüchtiger Raufbold, und ist später auch in einem Zweikampf erschossen worden (zu Freiburg, im Frühjahr 1847). Spindler hielt nicht viel auf Brauns Dichten und Trachten und nannte ihn einen verlorenen Sohn, der nie nach Hause kommen werde; doch ging er gern mit ihm um und ließ sich einmal sogar herbei, ihm einiges Geld zu geben mit der Bedingung, daß Braun entweder die Summe zurückerstatte oder fortan den Darleiher als einen Bettler betrachte, der keinen Kreuzer entbehren könne. Braun zog das letztere vor, da es überhaupt gegen seine Grundsätze ging, ein Darleihen heimzuzahlen, selbst wenn er es zufällig vermochte.

Robert Erlach, welcher, wie schon gesagt worden, durch einen Zufall Spindlers Reisegefährte von Paris aus geworden, kam nach langen Irrfahrten gen Baden. Erlach besaß ein kleines Gut in Norddeutschland, dessen Einkünfte ihn über Wasser hielten. Sein abenteuerlicher Sinn hatte ihn von früher Jugend an durch die Welt getrieben. Er war in Gott weiß wie vielen Heeren regierender Lieutenant gewesen, hatte als Philhellene im griechischen Freiheitskampf gefochten und sich, nachdem

er Spindler in Italien verlassen, abermals nach Hellas begeben, um seine alten Verdienste geltend zu machen und sich, wie er es nannte, „aus dem eigenen Futter zu bringen“. Er war als königlich griechischer Förster angestellt worden. Weßhalb er den grünen Dienst wieder aufgegeben, weiß ich nicht; vermuthlich waren in der Heimat seine Geldverhältnisse in Ordnung gebracht, so daß er ohne Sorge vor Noth zum eigenen Futter zurückkehren konnte. In Heidelberg unterhielt er ein zartes Verhältniß mit der nie vermälten Witwe eines Engländers Simpson, die von ihrem Verstorbenen eine schöne Einrichtung geerbt hatte, welche sie als Zimmervermietherin verwerthete. Erlach, in unserm Kreise der Junker genannt, war nach Baden gezogen, um durch die Entfernung die Liebesflamme bei einem gewissen Wärmegrade zu erhalten, und vielleicht auch, um nicht in jene schiefe Stellung zu gerathen, die man gewöhnlich, indem man sie durch einen verzweifelten Entschluß grade zu biegen wähnt, nur schlimmer macht. Heiraten bleibt unter allen Umständen gewagt, doch wer nachträglich heiratet, wirft seinen Einsatz auf eine bereits gezogene Niete. — Es wäre ein Wunder gewesen, wenn Braun und der Junker sich nicht gefunden hätten, selbst wenn sich ihnen kein gemeinschaftlicher Berührungspunkt geboten. Sie wurden gute Freunde. Braun tadelte nichts am andern, als daß er kein Geld hergeben wollte. Erlach war viel zu gut erzogen, um sich über die Zumuthungen zu beschweren, welche an ihn gestellt wurden; überhaupt hielt er auf anständige Gesinnung und hätte seinerseits lieber trockenes Kommisbrod gegessen, als seiner Würde etwas vergeben. Dieses Ge-

fühl ging bei ihm so weit, daß er sich acht oder vierzehn Tage nicht sehen ließ, wenn er einmal das richtige Verhältniß zwischen Durst und Fassungskraft nicht ganz getroffen hatte.

Noch eine der Gestalten aus Spindlers geselligem Verkehr darf hier nicht unerwähnt bleiben, — unser alter Bojar, einer von den vielen, vielen Kantakuzenos, die es hienieden gibt. Dieser Kantakuzeno, ehedem Oberst in russischen Diensten, hatte seine Güter dem Erben übergeben und sich eine Rente von dreitausend Ducaten vorbehalten. Mit einer wolbespickten Börse nach Baden gekommen, hatte er sich ein Haus gekauft, hübsch eingerichtet und den Entschluß gefaßt, ein anständig friedliches Dasein zu führen. Er besaß unter andern erlesenen Dingen auch ausgezeichnete Gemälde, deren Werth zu beurtheilen er sehr wol verstand. Zu allem Unglück jedoch war der alte Herr vom Spielteufel besessen. Während eines Sommers hatte er an der Bank sein baares Geld verspielt und lag im Winter dergestalt krumm, daß er Roß und Wagen aufgeben und von vorgegessenem Brode leben mußte. Natürlich hielt ihn die Geldklemme nicht ab, ein vergnügtes Dasein zu führen. Er ging Abends zum Bier wie andere Leute und fand vielen Geschmack am edlen Gerstensaft, der wirklich preiswürdig war, da König Gambrinus auf seinem Triumphzug das badische Land bereits vollständig erobert hatte. Auch in seinem Hause versammelte der Bojar Gesellschaften, um sie bescheiden zu bewirthen, wie sie es im Lamm oder im Kreuz gewohnt waren. Man plauderte, rauchte, lachte; wer Lust hatte, machte ein Spielchen mit, wo man statt der

Napoleons Groschen und Sechser einsetzte. Frauen gab es in seinem Kreise nicht. Der alte Herr war zwar dem weiblichen Geschlechte noch so ergeben, wie vierzig Jahre zuvor, aber das Mißverhältniß zwischen Anspruch und Verdienst hatte ihn mit seinen Neigungen bereits zu jenen Schichten geführt, die sich nicht mehr zur geselligen Unterhaltung eignen. Damen, die man einladen konnte, kamen nicht, und die gekommen wären, hätten selbst die männlichen Besucher verscheucht, weil in kleinen Städten auch der Freisinnigste nicht umhin kann, sich gewissen Rücksichten zu fügen, wie gründlich er immerhin die Schandrachen des klatschsüchtigen Volkes verachten möge. Die gemüthliche Herrlichkeit des Kantakuzeno'schen Hauses konnte nicht von Bestand sein. Der Bojar verspielte an der Bank Haus und Einrichtung und zog dann ab.

Im Sommer 1845 machte Spindler mit seiner Tochter einen Ausflug nach Wien, im nächsten Jahr mit Chezy nach Italien. Eigentlich hatten die beiden im Sinn gehabt, nach Konstantinopel zu gehen; das stürmische Wetter im August verdarb den Plan. Im Frühjahr darauf bewerkstelligte Spindler seinen Umzug nach Freiburg i. B., wo seine Tochter den Unterricht des Malers Dürr genoß. Bis zum Tode seiner Frau blieb er in Freiburg, um dann abermals nach Baden-Baden zurückzugehen, wohin es ihn immer zog.

Sein liebster Umgang in Freiburg war ein geistlicher Herr, Martin Zugschwert, ein Schwarzwälder von Böhrenbach, der einige Jahre zuvor Kaplan zu Baden gewesen. Auch Alban Stolz, Gfrörer und der ausgezeichnete Arzt Schwörer blieben ihm nicht fremd. In Baden

verlebte Spindler seine letzte Zeit sehr einsam. Der alte Kreis war zerstoben. Chezy war vom Wirbelwind weit von dannen geführt worden; Pitschaft hatte sich zur Ruhe gelegt, nachdem er als ein Sechziger eine junge Frau, seine dritte, genommen und sich damit nach des Kaisers Maximilian Vorschrift einen sanften Tod angethan. Als Arzt und Freund hatte ihn Spindler immer sehr hoch gehalten.

Spindler selbst ist am 12. Juli 1855 in dem kleinen Bade Freiersbach (bei Petersthal im Renchthal) am Schlagfluß verschieden, in der Hochzeitnacht seiner Tochter, wie die Zeitungen gemeldet. Er hatte immer geglaubt, daß er an einem 18. Mai sterben würde, weil er einmal im Traume seinen Grabstein mit diesem Datum, aber ohne Jahreszahl gesehen. Wenn ich sage „geglaubt“, so ist der Ausdruck wol zu stark. Spindler war nicht abergläubisch, sondern meinte nur, daß er am 18. Mai leichter sterben könnte, wie an andern Tagen, weil derlei Träume öfter eine körperliche Nachwirkung übten. Gewiß ist, daß er zu Anfang Mai immer seine Angelegenheiten zu ordnen pflegte, da man dieß, wie er sagte, billiger Weise doch einmal im Jahr thun müsse. — Fanny soll im Jahre 1861 im Wochenbett gestorben sein.

Nachdem ich in dieser übersichtlichen Schilderung einen Grundriß von Spindlers Lebensweg aufgezeichnet und auch Andeutungen über sein Thun und Denken, seine Neigungen und Freunde gegeben, kann ich denjenigen, der gerne mehr von des Dichters innerlichem Leben erführe, nur auf seine Werke verweisen. Ueber diese

Werke im Großen und Ganzen, und vollends gar im Einzelnen zu sprechen, ist Sache des Kunstrichters, nicht die meine. Ich halte sie für einen Schatz von lebensfrischen Darstellungen, einer unversiegbaren Einbildungskraft entquollen. Ihr Hauptfehler liegt vielleicht wirklich in einer Ueberfülle von Erfindung, welche die Ausführung zuweilen beeinträchtigt haben soll, wie die Herren Kritiker behaupten. Ich muß es dahin gestellt sein lassen und wünsche einstweilen dem Erben, welchen sich Spindler prophezeit hat, Glück zum reichen Fund und eine kunstfertige Hand, um das edle Metall würdig zu bearbeiten.

Zweifelsohne wird im weiteren Verlaufe dieser Aufzeichnungen der Name Spindlers noch mehrfach auftauchen, doch die Hauptsachen sind gesagt und ich füge darum schon hier den Scheidegruß hinzu: Fahre wol, mein Lieber! Du hast deine Herberge gefunden; ich trage den Quartierzettel noch in der Hand und muß weiter laufen, bis ich die richtige Nummer angetroffen. Mein Trost ist, daß am Ende doch keiner sie verfehlt. Leicht sei dir die Decke! Früh Morgens, wenn Israfil, der Erzengel mit dem gelben Erz, seine Fanfare bläst, sehen wir uns wieder.

19.

Die Erzählung lenkt wiederum in das verlassene Bett ein, um wenigstens eine Strecke hindurch sich regelrecht darin fortzubewegen. Im Winter 18³²/₃₃ schrieb Chezy den dritten (und letzten) Theil zum fahrenden Schüler, doch brachte er erst zwei Jahre später bei seinem Besuch in Zürich den Roman bei einem Verleger unter. Auf

Spindlers Zureden schrieb er auch ein Schauspiel in ungebundener Rede, es hieß: „Herzog Ulrich der Verbannte“. Der Freund ertheilte ihm als Bühnenverständiger guten Rath, aber das einzige Theater, welchem es angeboten wurde, wies es als „anstößig für höchste Personen“ zurück. Weitere Schritte unterblieben.

Im Verlaufe des Sommers wäre Chezy beinahe geheiratet worden. Mit dem Freien geht es eben wie mit mancherlei ernstlichen Wendungen hienieden und wie schließlich mit dem Sterben; man kommt zuweilen ziemlich nahe hin, bevor einmal das Schlagnetz seine Bügel zusammenklappt und der Vogel unversehens gefangen ist. Die Jägerin war dießmal eine Tochter Albions, eine hübsche feingliederige Frau von kaum dreißig Lenzen, eine geborne Spencer, verwandt mit dem Lord Pembroke, welcher damals zu den Füßen einer vielgenannten Gräfin Hatzfeld lag, derselben, welche später durch ihre Beziehungen zu den Rothen von 1848 noch größeres Aufsehen als sogar in den Tagen ihrer Schönheit erregte. Wie nahe die Verwandtschaft der Blondine mit Pembroke war, ist mir unbekannt geblieben. Ebenso wenig wüßte ich Auskunft über die Verhältnisse ihres Gemals zu geben und ob sie von ihm geschieden oder Witwe war. Man nannte sie Gräfin Westerholt. Ihr Taufname ist meinem Gedächtniß entfallen. Vielleicht lautete er Lucy (Lucia). Sie lebte ganz bescheiden mit einem Jahreseinkommen von wenigen tausend Francs und verkehrte nicht mit der großen Welt. Gleichviel aus welchen Ursachen, denn jedenfalls bleibt gewiß, daß Lucy, wie durch ihr Aeußeres, so auch durch den hohen Flug ihres Geistes jenem

erlesenen Adel angehörte, welchen die Natur unabhängig von den Bedingungen des Alltagslebens geschaffen hat und dessen Mitglieder sich in allen Kreisen der menschlichen Gesellschaft eingesprenkelt finden. Aus dem Eirund des länglichen bleichen Antlitzes schauten ein paar meergrüne Augen in die Welt hinaus, schier unheimlich funkelnd, überwölbt von schmalen scharfgezeichneten Brauen unter einer hohen Stirne, getrennt von der breiten Wurzel einer leichtgebogenen Nase. Unter der schmalen Oberlefze spaltete sich ein kleiner Mund mit zierlich gezeichneten Lippen, die aber sozusagen gar nicht aufgeworfen erschienen. Die Gestalt, obschon etwas zu arm an Fülle, war von mustergültigem Gepräge und entzückend anmuthig in jeder Bewegung.

Lucy wohnte bei einer Witwe, der Besitzerin eines kleinen Hauses, die hier Berta heißen möge. Berta war schöner Leute Kind und hatte an der Seite ihres Seligen gute Tage gesehen; jetzt führte sie, auf die Rente ihres Häuschens beschränkt, ein kümmerliches Dasein, umso kümmerlicher, da im Winter vorher ein gewissenloser Abenteurer ihre Güte in schmählicher Weise ausgebeutet hatte, um sie dann mit geknicktem Herzen und von Klapperschulden überdeckt, sitzen zu lassen. Der Umgang mit Lucy richtete sie wieder auf, abgesehen davon, daß diese, soweit ihre kargen Mittel es erlaubten, auch sonst noch als wahre Freundin an ihr handelte. Die beiden Witwen waren unzertrennlich. Abends erschienen sie unter den Lustwandlern vor dem Gesellschaftshause, anständig einfach gekleidet, aber ohne mit jemand zu verkehren, außer mit Chezy, welchen Berta von weitem schon

früher gekannt hatte und den sie — wie sich bald herausstellte: nach Lucy's stillem Wunsche — mit gutem Vorbedacht angezogen. Spindler hatte die Schachzüge früher durchschaut, als sein junger Freund und lachend gesagt: „Gib Acht, die gute Berta will dich solofangen, aber nicht auf eigene Rechnung. Sie jagt für die englische Blondine.“

In jedem Manne steckt der Stoff für wenigstens zwei gefallsüchtige Weiber, gleichwie ein jeder seine gehörige Gabe Eitelkeit besitzt, welche fürwahr nichts dadurch verliert, wenn sie gewisse Aeußerlichkeiten verachtet. Chezy fand es ganz in der Ordnung, daß eine schöne Frau sich in ihn verliebe, insofern sie Scharfblick genug besaß, schon von weitem und ohne ein Wort mit ihm gesprochen zu haben, zu erkennen, daß er nicht zur Dutzendwaare gehöre. Die Jagd aber ließ er sich umso lieber gefallen, als er bereits der Freiheit wieder müde geworden, die er wenige Monate zuvor sich zurückgewonnen. Derlei kommt im Dasein eines jungen Mannes zuweilen vor; man macht den Hof nur zum Scherze, aber die Sache wird von der anderen Seite allmälig gar zu ernsthaft genommen, so kommt es dann zum Bruche, auf dessen Schmerzen das Gefühl der neuen Unabhängigkeit sich lindernd legt, wie ein kalter Umschlag auf eine Geschwulst. Allmälig wird die schnell geheilte Wunde ganz und gar vergessen und endlich beginnt von neuem das gefährliche Spiel über der geladenen Mine, woran die Lunte glimmt.

Dießmal glaubte Chezy nur seine Schuldigkeit gegen das schöne Geschlecht zu üben. Eine Dame, welche zu jedem Anspruch berechtigt war und jegliche Rücksicht for-

dern durfte, legte den Wunsch an den Tag, daß er ihr den Hof mache, und er konnte, seiner Meinung nach, sich dieser Verpflichtung der Galanterie umso weniger entziehen, als keine anderweitigen Beziehungen ihn banden und er vollständig verfügbar war. Und damit meinte er im gegebenen Falle wirklich ein Opfer zu bringen, denn fast in demselben Grade, in welchem die schöne und geistreiche Frau ihn anzog, stieß sie ihn auch wieder ab. Wodurch? konnte er lange nicht begreifen, und erst viel später sollte sich ihm ein Räthsel lösen, das nur sein Mangel an Erfahrung zu einem solchen machte.

Hie und da nämlich gibt es Frauen, und zwar vorzugsweise Töchter der Kreideninsel, welche nur wenige von den vierundzwanzig Stunden zwischen Mitternacht und Mitternacht sichtbar sind. Zu solcher Zeit flammen und sprühen sie als glänzende Meteore von schier unerhörtem Glanze; wer jedoch so unglücklich wäre, sie während der übrigen drei Viertel des Tages zu erblicken, würde eine athmende Leiche vor sich sehen. Für denjenigen aber, welchem sie — wie es bei Lucy der Fall war — zu solcher Zeit gänzlich unnahbar bleiben, gibt es ein untrügliches Zeichen, wodurch das Geheimniß sich enthüllt; ein mehr oder weniger stark ausgesprochener Opiumgeruch beherrscht den Duft von Rosenöl, Patschuli, Moschus oder kölnischem Wasser. Nun aber besaß Chezy eine so feine Witterung, als sie ein warme Speisen essender, gegorene Getränke schlürfender und Tabak rauchender Städter überhaupt sich zu erhalten vermag; doch was nützte ihm die scharfe Spürnase, so lange er nicht wußte, daß der ihm gänzlich unbekannte Geruch von

Opium herrührte? Er unterschied weiter nichts, als daß der Geruch nicht von fleischlicher Beschaffenheit sei, fühlte sich aber nichtsdestoweniger unangenehm davon berührt; und diesen Umstand hielt er für einen probefesten Panzer.

Thörichte Zuversicht! Durch Auge und Ohr schob der Feind ungehindert seine Heeresmassen zum Herzen vor.

Man berichtet immerdar vom Zauber der Musik, die mit süßen Tönen und einschmeichelnden Weisen die Seele überwältigt und unterjocht; doch über alle Musik geht die menschliche Stimme, wenn ihrer zwei mitsammen reden, die — ohne es selber noch zu wissen — bereits zum Pärlein geworden. Da zieht sich durch lange Stunden ein wunderbar fesselnder Verkehr hin, welchen die zunächst Betheiligten für ein Gespräch halten, gleichwie auch die Unbetheiligten nur ein solches zu vernehmen glauben, insofern sie überhaupt etwas davon inne werden; dieses vermeintliche Gespräch aber ist für das Paar eine bezaubernde Musik, welche von ihrer Macht nichts einbüßt, wenn sie auch aus Liedern, wo nicht ohne Worte, so doch ohne Sinn besteht. Doch dieses letztere Wort sei hier nur ganz beiläufig gesagt, denn wenn in den stundenlangen Gesprächen, welche zwischen sechs Uhr und Mitternacht die reizende Engländerin und ihr Verehrer führten, etwa einiger Unsinn zum Vorschein kam, so waren es nicht Lucy's Lippen, über welche er seinen Weg nahm. Wie ihre schönen Augen von Feuer, sprühte ihre Rede von Geist und Gefühl, und eines hellen Morgens ward der junge Herr sich bewußt, daß er verstrickt sei. Er hätte es allenfalls eine gute Weile früher merken dürfen, wenn er auf sich selber mehr Obacht gegeben, vor allem an

jenem gewissen unstäten Ueberdruß, der ihn befiel, wenn er nicht in ihrer unmittelbaren Nähe weilte, sowie an der süßen Beklemmung, die in ihrer Gesellschaft ihn überkam. Von Grad zu Grad gerieth er sofort tiefer in die holdselige Pein. In seinen wachen Träumen warf er sich zu den Füßen der Angebeteten, um das unbußfertige Bekenntniß abzulegen, und dennoch fand er niemals den Muth, die günstige Gelegenheit dazu zu benutzen, denn die schäferliche Blödigkeit, verstärkt durch die abstoßende Wirkung des Geruches der hindostanischen Mohnkörner, ließ ihn niemals die Grenze überschreiten, innerhalb welcher er doch so ungeduldig weilte.

Ein Zwischenfall schnitt die zögernde Entscheidung ab, und zwar wie es schien für immerdar. Es schien nur so, wie sich später zeigen wird. Chezy mußte eine Reise antreten, die schon seit längerer Zeit verabredet war. Es war die Fahrt durch das Frankenland, von welcher oben die Rede gewesen. Die Scheidestunde würde ohne allen Zweifel zu einer Erklärung geführt haben, doch ein leidiger Zufall wollte, daß Lucy ein Fieber bekommen hatte und nicht sichtbar war; so mußte denn Berta die Abschiedsbotschaft übernehmen. Die gute Seele versäumte nicht, dem Flüchtling das Versprechen eines Besuches in Straßburg, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte der Dame, abzudrängen, der noch im Herbste abzustatten sei. Sie hatte keinen Auftrag dazu, wie sich thatsächlich schon aus den Umständen ergibt. Vermuthlich würde sie auch keinen erhalten haben, wenn Lucy bei wachen Sinnen sich befunden hätte. Sie handelte eben aus eigenster Anregung vermittelst jenes dunkeln Triebes der Vermittlung, wel-

chen man mit Unrecht ausschließlich beim welkenden und verwelkten Theil des weiblichen Geschlechtes sucht.

Diese Lust am Zusammenbringen ist dem gesammten Geschlechte angeboren und schlägt nur deßhalb in gar so häufigen Fällen in ihr Gegentheil um, weil Eifersucht oder Neid, oder sonstige Bosheit ein störendes Spiel treiben. Die Zofe z. B., welche das Herz auf dem rechten Flecke trägt und mit dankbarem Gemüth der gütigen Gebieterin wahrhaft ergeben ist, wird dieser in Liebeshändeln die ersprießlichsten Dienste leisten, ungeheißen und oft auf die Gefahr hin, sich ein häusliches Unwetter auf den Hals zu ziehen. Sie hat das Feuer auf dem Dache längst gesehen, bevor die Herrin nur etwas vom Rauche gespürt, und um der zögernden Schüchternheit des Anbeters den treibenden Sporn in die Flanke zu drücken, unternimmt sie einen Staatsstreich. Dem Verehrer, der auf viele Meilen Weges zu kurzem Besuche gekommen, weiß sie beim Abschiede eine Locke in die Cigarrentasche zu zaubern; als Freund ist er geschieden, als erklärter Anbeter kehrt er zurück.

Im Spätjahr versäumte Chezy nicht, den Besuch zu Straßburg abzustatten, und fürwahr nicht allein deßhalb, um sein verpfändetes Wort einzulösen. Die lange Trennung hatte die Leidenschaft nicht beschwichtigt, wie er sich anfangs eingebildet, daß sie thun würde, sondern vielmehr Oel in's Feuer gegossen. Sobald die Umstände es erlaubten, unternahm er die Fahrt; er fand die Stadt, die Straße und das Haus, doch nicht die schöne Lucy. Sie war an demselben Morgen bettlägerig geworden, und viel zu sehr Engländerin, um einen Mann in ihrem Schlaf-

gemache zu empfangen. Die nicht mehr junge Duegna empfing den Besucher mit geschwätziger Freundlichkeit; offenbar hatte sie vieles von ihm vernommen und setzte voraus, daß er auf Freiersfüßen gekommen. Sie vertraute ihm an, daß Lucy sozusagen tagtäglich von ihm gesprochen habe. Er werde eines Tages kommen, pflegte sie zu äußern, und es komme nicht darauf an, ob es ein bischen früher oder später geschehe. Auch sonst noch manches, wozu sie keinen Auftrag erhalten, plauderte die dienstbeflissene Seele aus. Chezy vergalt Vertrauen mit Vertrauen, soweit es die Schicklichkeit vergönnte, deren Grenzen er mit etwas mehr Rücksicht einhielt, wenn auch nicht in solchem Grade, daß die Duegna sich nicht für berechtigt hätte halten dürfen, sein bevorstehendes Erscheinen als Bewerber anzukündigen. Beim Abschiede sagte sie ihm, daß Berta in einiger Zeit eintreffen werde, um den Winter bei ihrer Freundin zuzubringen; er möge ihr baldigst folgen, fügte sie hinzu, und könne auch, wenn er wolle, ihr einen Auftrag mitgeben, wiewol er keiner Fürsprache bedürfe.

Kurze Zeit darauf fuhr Berta nach Straßburg. Sie traf Lucy . . . auf der Bahre.

Dem herkömmlichen Sprachgebrauche nach war sie nicht krank gewesen. Das Unwolsein, in welchem Chezy sie getroffen und das leider ihn verhindert hatte, sie zu sehen, war nach den zarten Andeutungen der Duegna allerdings in seinen Aeußerungen überflüssig heftig, aber nicht heftiger gewesen, als es bei Lucy regelmäßig aufzutreten pflegte. Sie hatte seitdem ihr Lager verlassen gehabt, um bald darauf, anscheinend aus heiler Haut,

plötzlich des Todes zu verfahren. Vielleicht hatte sie allzufrüh oder auch sonst nicht mit gebotener Vorsicht aus der Quelle holdseligen Taumels einen Zug gethan. Frisch und munter hatte sie sich Abends in ihr Schlafgemach zurückgezogen; am Vormittage darauf fand man sie todt im Bette. Von einem absichtlichen Selbstmorde konnte füglich keine Rede sein, da auch nicht der geringste Anlaß dazu vorlag.

20.

So war Chezy zum zweitenmale in seinem Leben Bräutigam-Witwer geworden. Er betrauerte den Verlust aus aufrichtiger Seele, obschon er sich der Erkenntniß nicht zu verschließen vermochte, daß der Himmel es besser mit ihm gemeint, als er selber. Mehrere Monate lang blieb er, nicht aus Vorsatz, sondern in durchaus unwillkürlicher Regung vollkommen gleichgültig gegen das schöne Geschlecht. Dieser Zustand hatte Aussicht, Jahr und Tag zu währen, und es fügte sich nur ganz zufällig, daß er im schönen Monat Mai unversehens sich in seine nachherige Frau verliebte. Anna getauft, Nannele gerufen, trug sie den Namen, welcher den beiden Brüdern bei ihrem Einzuge in Baden gar so seltsam vorgekommen; ihr Vater war der Buchbinder Jakob Essenwein. Denselben Namen trägt seit 1860 Chezy's Tochter Erny als Gattin des Architekten August Essenwein, der schon als junger Mann von 23 Jahren durch sein Erstlingswerk über „die mittelalterlichen Ziegelsteinbauten in Norddeutschland" angefangen hat, sich rühmlich bekannt zu machen. Doch davon, sowie vom künstlerischen und schrift-

stellerischen Wirken Essenweins wird seinerzeit ausführlicher im dritten Buche die Rede sein, wenn nicht etwa der Faden durchgeschnitten wird, bevor ich diese Erinnerungen bis in unsere Tage fortgesponnen.

21.

Wir sind hier wieder einmal zu einem jener Meilensteine auf dem Lebenswege gelangt, wie ich sie rückblickend schon mehrfach mit Laubgewinden, Grillenwerk und Votivtäfelchen behängt habe, theils in liebreichem Ernste, theils aus bloßer Laune. Vor allen andern wird hier Chezy's liebster Jagdgesell Fritz Seldeneck zu nennen sein. Er war einer der neun Enkel des Markgrafen Christoph, deren Vater den Namen und das Wappen der längst ausgestorbenen Freiherren von Seldeneck erhalten hatte. Der Markgraf Christoph war nicht regierender Herr, aber dergestalt landesväterlich gesinnt, daß er in der badischen Heimat mehrere Familien gründete, die nachmals wie Sand am Meere zahlreich wurden, wie denn überhaupt die lebensfrischen Sprößlinge des erlauchten Hauses Zähringen nicht allzuselten dafür gesorgt haben, sich durch Bande des Blutes mit ihren Landsleuten zu verschwägern. Auch die Großmutter des jetzt regierenden Großherzogs von Baden war eine Tochter des Landes. — Fritz Seldeneck, im Anfang des Jahrhunderts geboren, seines Vaters vierter Sohn, hatte eine Weile den blauen Rock getragen, um ihn, des Soldatenspieles im Frieden endlich müde, mit dem grünen zu vertauschen. Er war ein freisamer Jägersmann von echtem Schrot und Korn, und ein Schütze von jener fast wunderbaren Fertigkeit,

wie sie nebst der steten Uebung nur eine angeborene Anlage zu verleihen im Stande ist. In der Tafelrunde der heil. drei Könige hieß er der grüne Junker, im Gegensatze zu dem bereits erwähnten grünen Juden, dem Oberförster Hubbauer, welchem er als Gehülfe beigegeben worden, um sich auf die Uebernahme einer Försterei vorzubereiten, die sich später zu Lahr für ihn fand. Tüchtig in seinem Fache, besaß er ein gutes Maß von natürlichem Verstand, behendem Mutterwitz und geistiger Bildung, wie sie damals unter den Dragonern nicht immer gewonnen ward; es ist hier daran zu erinnern, in welchem abgeschlossenen Kreise sich vor dem Jahre 1848 in den kleinen südwestdeutschen Staaten die Offiziere halten mußten, um dem Bürgerthume sozusagen feindselig gegenüber zu stehen. Dieß war vorzugsweise in Baden der Fall gewesen, seit der Großherzog Ludwig († 1830) mit seinem preußischen Corporalstock zur Regierung gekommen war, um einem Volke, das die von Karl Friedrich verliehene Verfassung für Ernst genommen, die Köpfe wieder zurecht zu setzen. Mit dem Zurechtsetzen war es freilich nicht gegangen, weil jede Zeitströmung sich nur bis zu einem gewissen Grade stauen läßt, aber doch hatte Ludwig seinem Nachfolger Leopold ein junkerhaftes Geschlecht von Kriegsknechten hinterlassen. Fritz Seldeneck jedoch hatte von jeher zu den Ausnahmen gehört, gleichwie die meisten seiner anderen acht Brüder, die allesammt entweder Soldaten oder Forstleute waren. Es soll damit nicht gesagt sein, daß Fritz auch eine Ausnahme vom altbadischen Herkommen gemacht hätte, in jedem Jahre die Fässer für den nächsten Herbst leermachen zu helfen;

in dem gesegneten Weinlande verspürten die Leute von jeher einen unlöschbaren Durst und pflegten nach Pfälzerart, oder wie die Gelehrten es heißen: more palatino zu zechen. In dieser Beziehung reicht die Pfalz — nebenbei bemerkt — vom Bodensee bis zur Mosel. Der grüne Junker konnte außerordentlich viel Wein vertragen, doch immer noch nicht genug für das Bedürfniß seiner stets lechzenden Kehle, bis endlich im Anbeginn der vierziger Jahre des Jahrhunderts auch im badischen Lande ein vortreffliches Bier nach altbaierischer Art gebraut wurde, woran selbst der Durstigste sich satt trinken konnte, ohne sich die Augen zu verglasen.

Es wäre mir rein unmöglich, vom grünen Junker zu reden, der auch in den Martinsvögeln vorkommt, ohne seines Mopses zu gedenken. „Mops? Wie kommt ein Waidmann von echtem Schrot und Korn zu einem Mops?" fragt der Leser mit kopfschüttelndem Erstaunen. Rolla würde auch so gefragt haben, wenn er gewußt hätte, welche schmähliche Bedeutung dem Namen anklebt; aber er vernahm nur den Schmeichellaut und wedelte mit der buschigen Ruthe, wenn eine bekannte Stimme ihn so rief. Er war nichts weniger als ein semmelfarbiges Ungethüm mit schwarzer Stumpfschnauze, Stutzohren und Glotzaugen, sondern ein langhaariger Vorstehhund von warmem Grau, wolbehangen und überhaupt von der edelsten Zeichnung, bei der Arbeit unübertrefflich und dergestalt dienstfertig, daß er eine Wurst apportirte. Abgesehen von der probehaltigen Tüchtigkeit in seinem Fache war er ein lustiger Gesellschafter und ein Liebhaber von starkem Getränke. Er fühlte sich beglückt, wenn er Punsch,

natürlich in abgekühltem Zustande, aus einem Schoppenglase lecken durfte. Da konnte er stundenlang auf einem Stuhle beim Tische sitzen und, zuweilen einen Schluck nehmend, jeden der Sprechenden aus seinen klugen Augen anschauen, als verstehe er Wort für Wort. Das Glas warf er niemals um. Eines Tages ward er von einem Sonntagsjäger statt eines Hasen zwischen hohen Pfriemen erschossen. Es war bereits „zwischen Tag und Licht“ und der Irrthum erklärlich. Fritz sprach kein Wort dazu. Als aber Tags darauf in dummdreister Theilnahme der Hausknecht im Salm ihn fragte: „Herr Baron, wo ist denn der Rolla?“ langte ihm dieser eine so gewaltige Ohrfeige, daß der vierschrötige Kerl sich um und um drehte. Nächsten Tages schickte ihm Seldeneck ein Schmerzensgeld. Der Hausknecht wollte es nicht nehmen, da ihm, wie er sagte, ja ganz recht geschehen sei.

Der Salm, ein großes und seinerzeit das erste Bad- und Gasthaus, war die Jägerherberge, der Wirth darin, Heinrich Haug zum „Salmen“, ein bürgerlicher Nimrod, wenn es je einen gab. Er hatte die bedeutendsten Jagdbezirke des Rheinthales bei Stollhofen in Bestand, und seinen Jagden zulieb hatte er auch im Winter viele Gäste aus England, aus Frankreich und sonst aus weiter Ferne. Als Gasthof war sein Haus vortrefflich bestellt in allen Stücken und ermangelte nie des zahlreichsten Zuspruches. Wenn nichtsdestoweniger nach seinem frühen Tode sein Nachlaß dem Gantverfahren anheimfiel, so lag der Fehler nicht darin, daß er zu wenig eingenommen, sondern daß er zuviel ausgegeben hatte, und zwar nicht er allein, sondern auch sein Vorfahr auf dem Hause, von

dem er es mit überschweren Lasten geerbt hatte. Unter „ausgeben“ ist aber nicht allein zu verstehen, was er baar verausgabte, sondern auch was er theils aus großmüthiger Uneigennützigkeit, theils aus fahrlässiger Sorglosigkeit verwahrloste. Den besten Nutzen von seinem Geschäfte werden die gezogen haben, welchen er über Gebühr vertraute. Im täglichen Leben war er ein eigenthümlicher Kauz, klein von Gestalt, mit allzugroßem Kopf auf vorgebeugtem Nacken, berüchtigt durch sein abenteuerliches Fluchen und Schelten. Als eines Tages sein Hund sich allzulange besann, ihm einen geschossenen Hasen zuzutragen, schrie er, mit Händen und Füßen zappelnd: „Himmelsakerment, kann denn der Kreuzsakerment den Sternsakerment nicht bringen?“ Seit jener Stunde hießen unter den Kunden des Salmen die Hasen: „Sternsakerment“, dem landesüblichen Brauch zum Trotz, der sie „Juden“ heißt, gleichwie man eine große Waidtasche von Leder als einen Judenkirchhof bezeichnet. Der Scherz soll daher stammen, daß die Mosaische Satzung den Genuß des Hasenfleisches verbiete, weßhalb natürlich die Israeliten besonders lüstern danach sein müssen.

In Baden-Baden trieb sich, bevor er im Jahre 33 nach Paris abfuhr, ein italienischer Conte Namens Barattieri herum, welcher als blutjunger Mensch nach England geflohen war, um nicht mit den Verließen des Spielbergs oder mit den Herrlichkeiten einer piemont'schen Festung nähere Bekanntschaft zu machen, denn der Sardenkönig verstand in dieser Beziehung ebenso wenig Scherz als die k. k. Amtleute. Für den guten Barattieri wäre es noch mißlicher gewesen, als für andere Leute, in Ket-

ten und Banden zu liegen, da er mit einer krankhaften Freßsucht behaftet war. So lange er irgend etwas Eßbares vor sich erblickte, langte der Nimmersatt zu, gierig wie ein Wolf und mit so furchtbarer Behendigkeit, daß Chezy, nachdem er ein paar Wochen lang mit ihm den Rest der Tischgesellschaft im goldenen Lamm gebildet, sich zurückzog, um anderwärts einen Platz zu suchen, wo er satt werden konnte. Worauf der ehrsame Hammelwirth dem gefräßigen Gaste die Wahl ließ, entweder für zwei zu bezahlen, oder sein Futter anderwärts zu nehmen. Chezy hatte die Gesellschaft des geistreichen und gebildeten Mannes äußerst ungern aufgegeben; aber Hunger thut weh und Noth bricht Eisen. Barattieri selbst beklagte am meisten ein Uebel, das zuweilen sehr störend in seine Lebensbeziehungen eingriff; aber auch er mußte sagen: Hunger thut weh! Er fand die Krankheit höchst unpoetisch und für einen Hochverräther von Beruf so unpassend als möglich.

Was später aus ihm geworden, habe ich nicht erfahren. Ebenso wenig ist mir bekannt, wohin nach dem Jahre 48 ein anderer Großitaliener gekommen, der im Frühling 1833 bei Chezy erschienen, um in ihm den Sohn eines verehrten Lehrers zu begrüßen. Er nannte sich Beltrami und war ein durchaus nicht mehr junger Mann von umfassendem Wissen. In Paris hatte er seinerzeit bei Leonard Chezy Collegien gehört und war später als Flüchtling in die Neue Welt gegangen, wo er unter den Rothhäuten mehrere Jahre zugebracht. Er wußte viel und angenehm von seinem Aufenthalte in den Urwäldern zu erzählen. Die Gesittung hatte er wenig vermißt, doch

waren bei seiner Rückkehr in bürgerliche Gesellschaft ihm Thränen in die Augen geschossen, als er zum erstenmale wieder . . . gebackenes Brod aß. „Il povero Beltrami", wie er sich von seinem Papagei nennen ließ, wollte zu Baden ein Besitzthum erwerben, wurde jedoch von Seiten der Polizei verständigt, daß man ihn grade in der Quellenstadt nicht brauchen könne; im übrigen stehe ihm außer Karlsruhe das ganze Land als Freistätte offen. Er ließ sich's gesagt sein und kaufte bei Heidelberg die Miniaturvilla, welche (erwähnter Maßen) Helmina vom Jahre 1842 oder 43 an als Mietherin innehatte, bis sie bald nach 1848 sich zum Genfer-See zog, an dessen Gestade sie begraben liegt. Beltrami war auf einem seiner Streifzüge nach Italien, ich glaube um's Jahr 40 herum, gefangen worden und lag zu Ancona im Thurm.

Da von der großherzoglichen Polizei die Rede, so seien noch ein paar bezeichnende Züge von ihr erwähnt. Im Sommer 1837 bewohnte der polnische General Graf Szymanowski die Villa Chezy. Die Gräfin, eine geborene Poniatowska, hatte sich erinnert, daß Chezy ein Schulkamerad ihrer Brüder in Dresden gewesen und ihn deßhalb in ihren häuslichen Kreis gezogen. Der General hatte sich unter Napoleon I. ausgezeichnet. Als der Imperator eines Tages Freiwillige zum Streifen jenseits eines Flusses aufrief, war Szymanowski der erste, welcher — sich bekreuzend — in's Schiffchen sprang. Bon chrétien, bon soldat! sagte Napoleon beifällig. Im unglücklichen Freiheitskriege gegen den Czar Nikolaus hatte Szymanowski tapfer für sein unterdrücktes Vaterland gefochten. Seitdem war er kränklich und gebrochen.

Trotzdem erhielt er, als man den Besuch eines russischen Großfürsten erwartete, mitten im Sommer 1837 die polizeiliche Weisung, sich für einige Zeit zu entfernen. Er zog Chezy freundschaftlich zu Rathe. Der gab zur Antwort: „Die Rücksicht auf die Wolfahrt des Curortes verbietet der Behörde, Sie durch Gendarmen fortführen zu lassen.“ Der General lachte hellauf und blieb. Die Großherzogin-Witwe, von der weiter unten die Rede sein wird, erfuhr den Vorgang — nicht ganz zufällig — noch selbigen Tages und stattete bereits am nächsten Morgen der Gräfin einen Besuch ab, und zwar dießmal ausnahmsweise zu Wagen mit einem Viergespann. Die hohe Frau ging nämlich meistentheils zu Fuße und hatte im gegebenen Falle kaum 200 Schritte zu machen.

Das andere Polizeistücklein war um drei Jahre älter. Chezy erfuhr durch befreundete Verletzung des Amtsgeheimnisses, daß an die Grenzämter am Rheine die Weisung ergangen sei, zwei Frauen, die von Paris erwartet würden, anzuhalten und ihnen alle Papiere wegzunehmen. Sie kämen, hieß es, mit hochverrätherischen Sendungen. Die eine davon war Benjamin Constants Gemalin, die andere Chezys Mutter. Helmina, sofort durch ihren Sohn von der Sache unterrichtet, wandte sich umgehend an Noe von Nordberg in Mainz, den sie im Anbeginn seiner Laufbahn zu Wien gekannt. Er gehörte zur s. g. hohen Polizei und hat sich stets durch Menschlichkeit wie durch vernünftige Handhabung des Dienstes ausgezeichnet. Nach dem März 48 ward er Stadthauptmann zu Wien; dieser Umstand allein bezeugt schon sprechend genug, daß er sich beim Volke nicht mißliebig gemacht

hatte wie jene Augendiener, welche die Gedanken des großen Staatsmanns zu Zerrbildern verzogen hatten. Nordberg, damals k. k. Verordneter in Mainz, schrieb nach Wien. In angemessener Frist wurde der badische Minister des Aeußern durch den kaiserlichen Gesandten in Karlsruhe belehrt, daß er nicht einmal durch eine Angeberei, sondern durch eine ganz gemeine Klatscherei genasführt worden sei. Urheber des Tratsches war ein gelehrter Herr Namens Klaproth, der aus Haß gegen den todten Leonhard Chezy die Witwe desselben leichtfertig verdächtigt hatte.

Dieser kleine Zwischenfall beweist einmal wieder die ohnehin längst festgestellte Thatsache, daß Metternich wenigstens besser bedient war als seine Nachahmer, welche der Schande ihres verkehrten Strebens auch noch die Schmach des Unvermögens gesellten. Der hohen Polizei an und für sich soll mit dieser Bemerkung nicht etwa das Wort geredet werden; denn da Recht und Gesetz allein jegliches Staatswesen regieren sollten, so versteht sich von selbst, daß nur die niedere Polizei als Werkzeug der ausübenden Gewalt statthaft ist und dieser nicht über den Kopf wachsen darf.

22.

In das Jahr 1834 fällt des Verfassers erste Bekanntschaft mit der Großherzogin Stephanie, welche ein Vierteljahrhundert danach aus dem Erdenleben geschieden ist. Diese Bekanntschaft gedieh nicht zu gesellschaftlichem Umgange, sondern blieb innerhalb der Grenzen eines nur gelegentlichen Verkehrs, wie er in der Natur der beider-

seitigen Verhältnisse lag. Nichtsdestoweniger ist gewiß, daß die hohe Frau zuweilen mit dem jungen Manne über Angelegenheiten sprach, welche sie in größerer Gesellschaft unverhandelt ließ; namentlich geschah dieß, wenn sie, von ihrer jüngeren Tochter (der jetzigen Herzogin von Hamilton) oder von ihrer Ehrendame begleitet, ihn auf einem Spaziergange antraf. Darum scheint es mir am Platze, in einige nähere Einzelnheiten einzugehen, um ein paar Züge — mehr äußerlicher als innerlicher Beschaffenheit — zum Bilde einer bemerkenswerthen Zeitgenossin zu liefern.

Nur ein paar Züge, denn es wäre eine Aufgabe von zu bedeutendem Umfange für dieses Büchlein, das Leben einer Frau darstellen zu wollen, die — ein Glied des modernen Atriden-Geschlechtes — die weltbewegenden Geschicke ihres Hauses von allem Anbeginn seiner geschichtlichen Bedeutung an, wenn auch nicht durch Thaten unmittelbar eingreifend, miterlebt, den großen Corsen auf seiner aufsteigenden Bahn begleitet, seinen Sturz in vieljähriger Trauer beweint, den neuen Aufschwung genossen, nicht eher sich zur Ruhe gebettet hat, als bis sie den abermals emporgestiegenen Stern an der obersten Stelle erglänzen sah, muthmaßlich ohne wahrzunehmen, daß er demnächst abwärts zu den fallenden Häusern einlenken werde.

Die Aufgabe, welche ich genannt, wäre nichts geringeres als eine Darstellung der europäischen Geschichte von 1796 bis 1860 mit allen ihren Wandlungen, vom Brennpunkte eines Frauenherzens aus. Sie vollständig durchzuführen, bedürfte es eines Buches, das vorderhand wol ungeschrieben bleiben wird, bis einst Tage erscheinen,

insofern solche überhaupt noch der gegenwärtigen Gesittung beschieden sind, worin es wiederum möglich, wie in den Jahren 1815—48 bedachtsam zu sammeln und zu sichten.

Stephanie war eine Creolin, geboren 1786, verwandt mit Josephine Beauharnais, deren zweiter Gemal, General Bonaparte und später Napoleon I., das Fräulein an Kindesstatt annahm und mit dem Großherzogthum Baden ausstattete, das seine Schöpfung war: ein schmaler Strich Landes, nach seiner Absicht eine offene Pforte für die Franzosen zum rechten Rheinufer.

Die Ehe Stephanies mit dem Großherzog Karl von Baden trennte der Tod nach wenigen Jahren. Die Witwe blieb mit drei Töchtern zurück. Die Söhne waren gestorben, oder — wie die Sage im Munde des Volkes sich ausdrückt — „gestorben worden". Einer davon soll Kaspar Hauser gewesen sein. Die Sage gilt heutzutage für ein schlechterfundenes Märchen. Wer jemals die Personen gekannt, welche die Verleumdung in der schauerlichen Begebenheit handelnd auftreten ließ, erklärt die Erfindung gradezu für lächerlich albern. Die Markgräfin Amalie sollte ihre Enkel bei Seite geschafft haben, um nicht Halbblut auf den Thron gelangen zu lassen. Diese Dame war die gute Stunde selbst und fürwahr nicht danach angethan, gegen ihr eigenes Fleisch und Blut zu wüthen, wenn ihr auch die Heirat mit einer nicht Ebenbürtigen unwillkommen gewesen. Dabei war sie eine Frau von nicht gewöhnlichen Geistesgaben, und dennoch hätte eine nur ganz geringe Dosis von Hausverstand vollkommen ausgereicht, um zu begreifen, daß es aus und vor-

bei sein werde mit dem Vollblut von Zähringen, wenn sie die Söhne des Großherzogs Karl wegschaffte. Vom ebenbürtigen Mannsstamme war niemand mehr vorhanden als der alternde unvermälte Markgraf Ludwig, General in preußischen Diensten. Die drei Grafen von Hochberg stammten aus morganatischer Ehe Karl Friedrichs mit einem badischen Fräulein; ihre Erbfähigkeit ist erst später durch die Bemühungen ihres Oheims, des Großherzogs Ludwig, mit dem Beistande des Czars Alexander I. beim deutschen Bunde zur Anerkennung gediehen, allen Einreden Baierns zum Trotz. Wenn zufällig aber die Markgräfin Amalie diesen Ausgang nicht vorausgesehen, so mußte sie meinen, daß die Erbschaft des Hauses an Fremde fallen müsse; sah sie ihn voraus, wie höchst wahrscheinlich ist, so war der Götze des Vorurtheils, welchem sie ihre Enkel geschlachtet haben sollte, vollends betrogen. Mit einem Worte: die Rechnung wollte nirgends klappen, auch wenn wir die großmütterliche Zärtlichkeit einer herzensguten Frau nicht in Anschlag bringen.

Als Werkzeuge der widernatürlichen Großmutter wurden zwei Männer bezeichnet, die zu Geschäften von Orloff'schem Zuschnitt nicht übler gewählt sein konnten: der Landjägermeister Freiherr von Kettner und der Major Hennenhofer.

Kettner war ein gemüthlicher Kauz, rechtschaffenen Gemüthes und klaren, wenn auch nicht weitreichenden Blickes, bis er in seinen alten Tagen alles Gedächtniß verlor. Er trank für sein Leben gern einen guten Schoppen. In seinen späten Jahren ging es ihm im übrigen wie den alten Fuhrleuten, die noch gerne schnalzen hören.

Er ließ es vielleicht nicht immer blos beim Schnalzen-Hören bewenden.

Was Hennehofer betrifft, so war er in seiner grünen Zeit allerdings ein lockerer Vogel und ein so überlustiger Gesell, als nur jemals einer Possen trieb. Seinerzeit war er Hebels „Adjunct“ im Rheinischen Hausfreund, dem berühmten Kalender, aus welchem die Erzählungen als „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes“ in Hebels gesammelte Werke übergegangen sind. Wer darin nachlesen will, wird den Adjuncten oft erwähnt finden. Doch das nur nebenbei; es beweist nichts für oder gegen den Charakter.

Beim Großherzog Ludwig, dem bekanntlich ein hübsches Mädchen lieber war, als ein Wagen voll Kapuziner, stand Hennehofer seines aufgeweckten Kopfes halber und wegen seiner behenden Brauchbarkeit in hoher Gunst. Von politischen Geschäften war dabei keine Rede, und zum Hofmörder hätte er vollends keinen Beruf gehabt. Als nach Kaspar Hausers Ermordung gesagt wurde, Hennehofer habe den Dolchstoß zu Ansbach geführt, erwies der Verleumdete sein Anderswo schlagend genug. Er hatte zu jener Zeit in Malberg krank auf den Tod gelegen und war durch die Krankheit zum einseitig gelähmten Krüppel geworden. Er befand sich übrigens damals in der Ungnade des Hofes; der Großherzog Ludwig lebte nicht mehr und es hätte eher in seinem Vortheile gelegen, einen Sohn des Großherzogs Karl zum Vorschein zu bringen, als ihn aus dem Wege zu räumen. Jedenfalls hätte er nicht den geringsten Anlaß gehabt, dem Hofe irgend eine Gefälligkeit zu erweisen, geschweige denn ihm zulieb einen

Mord, und noch dazu in fernem Lande zu begehen. Doch ganz abgesehen davon ist Kaspar Hauser wahrscheinlich gar nicht ermordet worden, sondern hat bei dem Versuche, durch einen angeblichen Anfall sich einmal wieder wichtig zu machen, ein wenig zu tief gestochen.

Die Angabe, daß Kaspar Hauser ein badischer Prinz gewesen, verdankt ihre weite Verbreitung einer in Paris erschienenen Flugschrift. Verfasser war ein badischer Hauptmann außer Dienst, Namens Möller. Derselbe hatte im Jahre 1840 sich an das französische Kriegsministerium mit Anerbietungen gewendet. Er wolle das Land den Franzosen in die Hände spielen, hieß es darin, doch müsse er einen Vorschuß von einigen tausend Francs erhalten. Da man in Paris schnell genug inneward, daß man es mit einem ganz gewöhnlichen Schwindler zu thun habe, so wurde die Sache in Karlsruhe angezeigt. Möller ward festgenommen und die badischen Gerichte machten ihn dadurch lächerlich, daß sie ihn gar nicht als Hochverräther behandelten. Er wurde wegen Betruges verurtheilt, saß ein Jahr lang im Zuchthause und ging dann nach Paris, wo er sich auf den politischen Flüchtling spielte. Dort ist er gestorben, ich weiß nicht ob im Gefängniß oder im Spital.

Die Großherzogin Stephanie hatte als Witwensitz das Schloß zu Mannheim inne; in Baden-Baden besaß sie als persönliches Eigenthum ein kleines Landhaus in einem großen Garten, wo sie nach wie vor einen großen Theil des Sommers zubrachte. Im sogenannten neuen Schloß, das ebenfalls zu ihrem Witthum gehörte, brachte sie einen Theil ihres Gefolges unter und benutzte manchmal die

Säle, um große Gesellschaften darin zu empfangen; doch kam das nur ausnahmsweise vor. Ihr eigentlicher Wohnsitz in Baden blieb der „Pavillon“, wie das Landhaus mit Recht genannt wurde. Ein Viereck, auf jeder Seite dreifensterig, mit Stockwerk und Halbstock über dem Erdgeschoß und flach gedeckt, ragte er wie ein Thurm vom sanft anschwellenden Hügel aus seiner grünen Umgebung empor, die Aussicht rings umher beherrschend. Als der Pavillon gebaut wurde, stand er in einer Art von Wildniß. Der Hügel, worauf er fußte, ist der letzte Ausläufer eines Grates, vom vorletzten durch einen Hohlweg getrennt. Von der Stadt schieden ihn der Graben und die alterthümliche Ringmauer. An des Hügels westliche Flanke lehnten sich ein paar kleine Häuser der Vorstadt, worunter das alte Wirthshaus zum goldenen Lamm, wo „Nazen Nazele“ den besten Wein schenkte, und an dessen Stelle späterhin „Nazen Nazeles Naz“ den großen Gasthof aufführte, worauf der Wirth mit seinem Buchnamen Herr Ignaz Rößler genannt wurde und sein Haus aus dem Lamm in einen holländischen Hof umtaufte. Gegen Osten und Süden gab es ursprünglich in der nächsten Nähe nur Gärten und Aecker, bis im Jahre 1834 die Villa Chezy erbaut wurde, worauf bald noch mehrere Neubauten folgten.

Im Erdgeschoß des Pavillons, dessen großen Saal die Terrasse vorstellen mußte, empfing die Großherzogin Witwe während ihres Sommeraufenthaltes fast an jedem Abend Gesellschaft, auch nachdem Baden-Baden schon zu einem großen Bade geworden, so daß es wenigstens zweimal in der Woche vonnöthen schien, mehr als hundert

Leute auf einmal einzuladen, obschon die leutselige Wirthin sich in dieser späteren Zeit genöthigt gefunden, der Auswahl gewisse Schranken zu setzen. Die Nöthigung war hauptsächlich von den hoffärtigen Engländern ausgegangen, die bekanntlich ihre gesellschaftlichen Vorurtheile überall hin mitschleppen und in dieser Beziehung namentlich gegen ihre Landsleute eine wahrhaft hindostanische Strenge üben. Ein Fremder, der sich vorstellen zu lassen wünschte, hatte sich durch den Gesandten seines Heimatlandes als gesellschaftsfähig beglaubigen zu lassen. Einem ständigen Bewohner Badens, insofern er überhaupt zu den Kreisen gehörte, welche man gute Gesellschaft zu nennen sich angewöhnt hat, wurde es als ein Verstoß angerechnet, wenn er sich ungemeldet ließ. Ich kenne einen, der sich durch solche Vernachlässigung einen war sehr liebenswürdigen, aber immer doch einen Verweis zuzog. Es war im hohen Sommer 1834, Morgens um sechs Uhr. Er ging, um sein Rippoldsauer Wasser zu trinken, in den Garten der Großherzogin, welcher damals noch aller Welt offen stand, bis ein paar Jahre später eine That eckelhaften Unfugs die Sperre veranlaßte. Zu so früher Stunde vermuthete er die Besitzerin noch im Bette. Er stellte in einer Laube Flasche und Glas auf einen Tisch, schenkte ein, trank und wandte sich, um durch die Gänge zu wandeln. Da stand die Großherzogin, vollständig zum Morgenspaziergang angezogen, vor ihm. Er trat grüßend zur Seite, um sie vorüber zu lassen. Sie ging nicht vorüber, sondern redete ihn auf Französisch mit einer Bemerkung über das prächtige Wetter an. „Wir werden einen berühmten Wein er-

halten, wenn Gott so fortfährt, seine Sonne nachdrücklich scheinen zu lassen“, versetzte er, natürlich nicht versäumend, die königliche Hoheit in die Rede einzuflicken. Vermuthlich merkte sie aus der Betonung, daß er lieber Deutsch gesprochen hätte. Sie that ihm den Gefallen, hieß ihn sie begleiten und spann eine Unterhaltung an, ohne jedoch eine Frage zu stellen. Sie plauderte überaus angenehm und war, trotz ihrer vier Dutzend Lenze, immer noch eine entschieden hübsche Frau, deren Aussehen sich nicht vor dem hellen Sonnenlicht und der frühen Morgenstunde zu scheuen brauchte. Allmälig brachte sie die Rede auf ihre Stellung in Baden-Baden. Sie habe ihre Freude daran, einen großen Kreis um sich zu bilden, äußerte sie, doch beruhe dieß auch zugleich auf einer Art von Verpflichtung, die ihr als Erbtheil in ihren Witwenstand gefolgt. (Das war ein Hieb auf die streng abgeschlossene Großherzogin Sophie.) Diese Verpflichtung, fuhr sie fort, begründe aber auch gewisse Ansprüche. Damit hatte der Begleiter, der sich schon im dritten Sommer nicht hatte vorstellen lassen, seinen richtigen Verweis. Näher wurden die Ansprüche nicht erörtert, sondern der junge Herr mit der Bemerkung verabschiedet, es dürfte Zeit zu seinem zweiten Glase sein.

Es versteht sich so ziemlich von selbst, daß er sich noch an demselben Vormittag beim Freiherrn von Schreckenstein, dem Kammerherrn, meldete. Er wurde seinerzeit vorgestellt und eingeladen. Von der Begegnung im Garten war niemals mehr die Rede. Vermuthlich hat Schreckenstein auch nichts davon erfahren. Hohe Herrschaften finden, wie die böse Welt behauptet, eine Art von Scha-

denfreude darin, wenn sie vor der Wachsamkeit ihrer nächsten Umgebung irgend ein kleines Geheimniß bewahren können, gleichsam eine letzte Zufluchtstätte ihrer Sehnsucht nach Unabhängigkeit. Von dieser wußte sich Stephanie übrigens ein größeres Maß zu bewahren, als manche andere ihres Gleichen. Sie stand zu frühester Stunde auf und kleidete sich straßenfertig an, um allein oder begleitet von einer ihrer Töchter im Garten zu lustwandeln oder auch auszugehen. In den Hütten der Armuth war sie bekannt wie die Morgensonne, mit der sie gemeinschaftlich zu erscheinen liebte. Am späteren Vormittag empfing sie zuerst Bittsteller und dann Besucher. Besuche abzustatten kam verhältnißmäßig selten genug an sie; geschah es aber, so machte sie keine Umstände dabei. Sie kam zu Fuß; statt eines Lakaien lief der Gärtner voraus, um sie anzumelden. Ich habe selber einmal mit angesehen, wie sie Vormittags um elf Uhr in Begleitung ihrer jüngsten Tochter kam, um die Fürstin Sophie Radziwill aufzusuchen. Diese befand sich nach Aussage des Dieners im Bade. Die Großherzogin erblickte von weitem den Hausherrn und winkte ihn herbei. „Die Fürstin schläft wol noch?“ fragte sie. — „Sie erhebt sich nie vor elf oder zwölf Uhr vom Lager“, beschied er. Sie lächelte schelmisch, um dann ernsthaft zu sagen: „Schade um die schöne junge Frau. Sie wird abwelken, bevor sie vierzig Jahre zählt.“ Dem Diener bedeutete sie, daß sie die Rückkehr der Fürstin aus dem Bade abwarten werde, worauf sie sich im Schatten niederließ und munter plauderte, bis die Siebenschläferin erschien, umflattert von einem weißen Morgengewande, das blonde Haar

unter Spitzengewebe versteckt, die apfelrunden Wangen von fahler Farbe überzogen, die blauen Augen noch von matter Schläfrigkeit umnebelt. Die sonst so schöne Frau sah überaus welk aus, obschon ihr vom vierten Jahrzehnt noch ein gutes Stück abging.

Die Abendgesellschaften im Pavillon verkehrten in anmuthiger Zwanglosigkeit. Im Salon wurde getanzt, in den andern Gemächern — mit Einschluß der Terrasse — geplaudert. Den einleitenden Thee genoß man stehend, ebenso das Nachtessen von kaltem Geflügel und süßem Backwerk. Wer es unbequem fand, mit dem Hute in der Hand den Teller zu halten, Messer und Gabel zu führen, Brod und Wein zu versorgen, hatte volle Freiheit, seine Vorräthe zu einem Tische im Garten oder zu einer Bank zu schleppen. Viele zogen den Rasenplatz vor. Man sah in der reizenden Sommernacht ein schmausendes Lager. Die Großherzogin ging dann als freundliche Wirthin umher, mahnte, sich nichts abgehen zu lassen, und trieb wol auch ihren Scherz über die Bequemlichkeit bei ihrer Tafel mit à la guerre comme à la guerre und dergleichen mehr. Im Schlosse droben war in den großen Sälen des Raumes für die Herren weniger als im Garten; da mußten sie sich zu allerlei Künsten bequemen, und der rothe Wein hat in jenen Räumen mancher weißen Hose einen Fleck angehängt, der sie für immer von der Gesellschaft ausschloß. Doch wurde das Schloß, wie schon gesagt, nur ausnahmsweise benutzt, wenn es galt, einen recht großen Schwarm auf einmal abzufertigen.

Im Sommer 1836 verweilte Ludwig Napoleon als Gast bei seiner Anverwandten im Pavillon. Sein Ge-

folge bestand aus einem Begleiter, die Stallpartei abgerechnet, welche im Schlosse untergebracht war. Wer dieser Begleiter war, habe ich nicht erfahren. Er galt für den Kammerdiener. Gewiß ist, daß er täglich mit dem Prinzen ausritt und diesen auf seinen häufigen Ausflügen zur Hühnerjagd nach Stollhofen und Bischofsheim zu begleiten pflegte. In jene Gegenden der Rheinebene pflegten von jeher die Jagdliebhaber von Straßburg zu kommen, und wenn vielleicht Ludwig Napoleon (damals Ludwig Bonaparte geheißen) mit einigen Herrn aus Straßburg dort zusammengetroffen sein sollte, so galt das für bloßen Zufall. Erst nachträglich ist die Vermuthung aufgetaucht, daß derlei sich zugetragen haben dürfte, wie denn überhaupt die Vorbereitungen zum Straßburger Putsch mit großer Geschicklichkeit getroffen und geheim gehalten wurden. Das Ereigniß selbst fand bekanntlich im October des genannten Jahres (ich glaube gegen sein Ende hin) statt, nachdem der Prinz schon seit längerer Zeit Baden verlassen. Ebenso bekannt ist, daß der Versuch in Straßburg mißrieth, aber nichtsdestoweniger keine verlorene Arbeit war. La Gueronnière wenigstens hat im Anfange seiner Laufbahn als Archibrochurier der jungnapoleonischen Zeit mit großem Scharfsinne die Behauptung durchgeführt, daß ohne die Krawalle von Straßburg und Boulogne der Prinz schwerlich den General Cavaignac aus dem Sattel gehoben hätte. Im Jahr 1836 hätte man den Prinzen Bonaparte wol eher für alles andere als für einen Verschwörer genommen. Er galt für schläfrig und beschränkt, wie Brutus der Aeltere, bevor er sein Licht unter dem Scheffel hervor-

geholt. Am wenigsten traute man ihm Ehrgeiz zu. Er zeigte sich bürgerlich genügsam in seinen Ansprüchen an das Leben und wußte seine kleinen Neigungen ohne sonderlichen Aufwand von Zeit und Geld zu beschwichtigen.

Der Straßburger Putsch setzte die Großherzogin Stephanie in eine mehr als gelinde Verzweiflung. Noch lange danach empfand sie es überaus schmerzlich, daß sie für eine Hehlerin der Zettelung gehalten wurde. Zweifelsohne hat sie mancherlei bitteres darüber anhören müssen. Mehr als acht Monate waren seitdem verstrichen, als Chezy sie wieder sah. Ihr erstes Wort lautete: „Nun, was sagen Sie zu den Straßburger Thorheiten?“ Er beglückwünschte sie, daß Ludwig Philipp kein Schüler des großen Napoleon sei. Fast reute ihn das Wort; die Anspielung auf den Prinzen von Enghien schien sie äußerst schmerzlich zu berühren. Indessen war sie zu verständig, um ihm nicht recht zu geben. „Das äußerste ist uns erspart geblieben“, äußerte sie; „nichtsdestoweniger hätte Hortenses Sohn mir, grade mir so etwas nicht anthun sollen. Das war ein schlechter Lohn für meine Gastfreundschaft.“ Mit einem Seufzer fügte sie hinzu: „O die Verwandtschaft!“

Der Seufzer galt zum großen Theil der Frau Wise (Lätitia Bonaparte), die eines schönen Tages im Spätherbste 1836 nach Baden gekommen war und sich dort festgesetzt hatte. Die Lebensgeschichte dieser Zeitgenossin ist in ihren Hauptzügen ziemlich allgemein bekannt; wer sie einst aufzeichnet, möge vom Altmeister Goethe jene Ueberschrift entlehnen, welche das Seitenstück zu den Bekenntnissen einer schönen Seele bildet. Ich lasse die Einzelnheiten ihrer Pilgerfahrt auf sich beruhen. Im Jahr

1834 hatte Chezy Lätitia zu Paris bei der Herzogin von Abrantes kennen gelernt. Jetzt brachte sie auch noch Briefe von guter Hand. Er machte der Empfehlung nach Kräften Ehre. Im Fasching drückte ihm Frau Wise den Wunsch aus, einen Ball zu besuchen. Dieses Verlangen setzte ihn aus einem besonderen Grunde in Verlegenheit. Er nahm zwar keinen Anstand, sie in Gesellschaft seiner Frau auf einen Ball im englischen Hofe zu führen, aber er hatte in Paris wahrgenommen, daß sie gegen den Schneider karger war, als gegen die Augen der Gesellschaft. In einer kleinen Stadt paßt solche Großmuth nicht recht, und nun sollte er Mittel finden, ihr die Nothwendigkeit begreiflich zu machen, an ihre classisch schöne Fülle etwas mehr moderne Hülle zu wenden. Ich weiß nicht, ob die schöne Dame bei dieser Gelegenheit sich verletzt fühlte; aber sicher ist, daß sie den Ball besuchte, ohne der kleinstädtischen Zimpferlichkeit durch ihren Anzug, der eben zum **vollständigen** Anzug geworden, irgendwie Anstoß zu geben. Als der Sommer herangekommen, legte sie wieder mancherlei von ihrer winterlichen Zurückhaltung ab. Chezy bekam sie selten mehr zu Gesicht. Wenn er sie traf, beschwerte sie sich über die Großherzogin, von der sie, Bonapartesches Vollblut, gar nicht wie eine Verwandte behandelt werde, und doch sei jene nur ein Findelkind des hohen Hauses. Von der Großherzogin dagegen vernahm Chezy Klagen über Lätitias Aufführung, über ihre übertriebenen Ansprüche, über ihre maßlosen Geldforderungen. Stephanie war nicht etwa karg. Ihr Einkommen gab sie Jahr für Jahr aus; aber sie hielt strenge Ordnung in allen Dingen und erachtete es schwerlich für passend, ihr

Geld nothleidenden Geschöpfen zu entziehen, um es einer verschwenderischen Thörin in die losen Hände zu werfen.

In der „neuen Aera“ zu Paris hat Lätitia Wise noch weniger Glück gemacht, als bei ihrer Verwandten in Baden-Baden. Sie wurde vom Napoleon'schen Hoflager verwiesen. Ihre Tochter heiratete in erster Ehe einen gewissen Solmes aus Straßburg, den sie zu einem Grafen von Solms ernannte, wogegen jedoch das hochadelige Haus wirksame Einsprache erhob. Ihr zweiter Gemal ist der bekannte Turiner Staatsmann Ratazzi.

Es sei erlaubt, die Erinnerung an die Großherzogin Stephanie mit einem Zuge abzuschließen, welcher den Verfasser zunächst betrifft und ein Seitenstück zum Besuche bei Frau von Szymanowska bildet. Es war im Jahre 1844. Die regierende Großherzogin Sophie und die verwitwete Großherzogin gingen mitsammen durch die Budenreihe vor dem Gesellschaftshause, beide die Grüße der Anwesenden erwidernd, jede in ihrer Art, nämlich Stephanie leutselig, Sophie mürrisch, aber immerhin doch dankend. Nur bei Chezy, der zufällig auch zugegen war, machte die Regierende eine Ausnahme: sie warf ihm, ohne zu nicken, einen bitterbösen Blick zu. Er war ihr nicht vorgestellt, aber in Baden kennt sich ja alles, und so erschien der Vorfall als eine Kundgebung, welche die Zeugen nicht mißdeuteten. Chezy hatte nach jenen traurigen Streitigkeiten von 1843*), welche drei jungen Männern das Leben kosteten, in seinen öffentlichen Berichten darüber nicht jene Partei ergriffen, welche von der Großherzogin

*) Von dem Ehrenhandel, auf welchen ich hier hindeute, wird seinerzeit die Rede sein.

Sophie begünstigt war. Natürlich würde er den Vorgang ohneweiters vergessen haben, wenn nicht in derselben Minute eine Gegenkundgebung erfolgt wäre. Vor der nächsten Bude blieben die Fürstinnen stehen; Sophie ließ sich einige Schmucksachen vorlegen, Stephanie aber wandte sich zurück, trat zu Chezy hin und verwickelte ihn in ein angelegentliches Gespräch von fast einer Viertelstunde. — Ob dieses Meisterstück von Herzensgüte und feiner Bosheit zugleich ein Frühlingshauch wurde, um die Kälte der Beziehungen zwischen den Schwägerinnen zu mildern, ist eine Frage, die ich auf sich beruhen lasse. Gefruchtet hat die Lehre schwerlich.

23.

Im Spätling 1834 war, im trockensten aller Sommer erbaut, die Villa Chezy nicht nur fertig, sondern auch bewohnbar. Das Haus steht auf der Anhöhe mitten in einem Garten von zwei Morgen Landes mit freier weiter Aussicht. Der Besitzer schlug sein Junggesellenzelt darin auf und wollte sofort heiraten. Das ging aber nicht so schnell, wie er gemeint, und als endlich alles in der Ordnung schien, kam eine Hauptschwierigkeit. Helmina nämlich, die nach Baden gekommen und ihre Einwilligung zur Heirat vorschriftsmäßig gegeben, zog diese urplötzlich zurück, nachdem sie Abends zuvor mit der künftigen Schwägerin ihres Sohnes sich überworfen hatte. Das gab nun eine langwierige Verwicklung und eine solche Masse von wirklich schmutziger Wäsche, daß es gerathen erscheint, über diese traurigen Händel hinwegzugleiten. Chezy ergriff die im Gesetz begründeten Rechts-

mittel, um die fehlende Einwilligung der Mutter durch das Bezirksamt ersetzen zu lassen, heiratete ohne sie und gab jede fernere Verbindung mit Helmina unter der Erklärung auf, daß er durch die Mittel, welche sie angewendet, sich bewogen finde, den Verkehr mit ihr abzubrechen. Das dauerte mehrere Jahre. Chezy hatte sich längst gewöhnt, seine Mutter wie eine Todte zu betrachten, als er sich auf ihr Andringen zu einer wenigstens äußerlichen Ausgleichung bewegen ließ, obschon ihm im Leben wenige Dinge jemals widerwärtiger waren, als auf Abgethanes zurückzukommen. Die Versöhnung hatte auch keinen langen Bestand. Dieselbe war hauptsächlich durch Nanette bewirkt worden, welche so recht eigentlich der beleidigte Theil war, aber in ihrer Gutmüthigkeit darüber hinausging, insofern sie die Einzelnheiten nicht wirklich vergessen hatte, daß Helmina ein ganzes Heer von Verleumdungen gegen sie und die Ihrigen aufgeboten, um die Heirat zu vereiteln.

Die beiden Frauen vertrugen nach erfolgter Verständigung sich recht gut mitsammen, kleine Mißverständnisse ausgenommen, die sich ohne Mühe von selbst wieder beseitigten. Das Bindemittel war dasselbe wie einst zwischen der Dichterin und Bianca. Chezy machte bei diesem Anlasse zum erstenmale sich selber die Wahrnehmung klar, daß es ein Gebiet der gemeinen und albernen Klatscherei gibt, welchem zwar die wahrhaft edeln Frauen von hellem Verstande, stolzer Seele und richtig gestelltem Herzen fremd bleiben, wo aber sonst alle Weiber sich als Schwestern treffen, die geistreichsten wie die einfältigsten. Helmina war dort heimisch wie Bettina Arnim und Doro-

thea; von ihren berühmten Zeitgenossinnen standen nur Rahel Varnhagen und Josephine Perin zu hoch für diese Almend *). — Die Dichterin und ihre Schwiegertochter unterhielten sich damit, Spindler in die Pfanne zu hauen, welches Geschäft Helmina zur Abwechslung wol auch mit Frau Fanny Spindler betrieb, die sie eine arme Verrathene nannte. Aus diesem Klatsch und Tratsch sind die Märlein über Spindler und Chezy entstanden, welche Helmina in ihren letzten Aufzeichnungen hinterlassen hat. Seinerseits hat Spindler sich dadurch an Nanette gerächt, daß er in einer Erzählung, die (vermuthlich zwischen 1838—40) zuerst im Stuttgarter Morgenblatt erschien, den jungen Hausstand des Freundes in munterster Laune und natürlich etwas verzerrt schilderte. Die Ueberschrift der Erzählung habe ich vergessen.

24.

Es wird schier an der Zeit sein, das Vorgreifen in den eigenen kleinen Erlebnissen für ein Weilchen wieder einzustellen und statt vom Träger dieser Erinnerungen lieber von den Erinnerungen selbst zu reden. Nur darauf sei zurückgedeutet, daß Chezy, bevor er sich in das s. g. „süße" Joch schmiegte, die schon erzählten Ausflüge nach Paris und Zürich unternommen hatte. Im Jahre 1833 war Max von Paris zurückgekommen, weilte aber nur zeitweise in Baden. Schließlich ging er nach Düsseldorf. Helmina zog nach Rosheim im Elsaß und von dort nach München, wo sich Max zu ihr fand. Beide kamen 1842 nach Baden-Baden und gingen dann nach Heidelberg.

*) Almend ist das alemannische Gauwort für Gemeindegrund.

Laura Jeraczewska, von der im ersten Buche dieser Aufzeichnungen ausführlicher die Rede gewesen, hatten Wilhelm und Max bei ihrer Ankunft in Baden (November 1831) bereits vorgefunden. Vom Schauplatz ihres ehemaligen Glanzes, Dresden, war sie zu so gelegener Zeit geschieden, daß sie für ein Opfer der Zeitereignisse galt. Es möge ihr unverargt bleiben, daß sie diese Voraussetzung zu nähren suchte; wer mit dem Bettelstabe vom Schauplatze einstigen Glanzes scheidet, wird immerdar vorziehen, wenn er es haben kann, sich mit dem Glanze des Martyrthums zu umgeben, statt dem gemeinen Neide seine ungetrübte Schadenfreude zu lassen. Der Ausdruck „Bettelstab" ist übrigens nur vergleichsweise zu verstehen. Mit dem herrschaftlichen Glanze war es freilich vorüber, aber Laura brauchte nicht zu darben. Das Erbtheil der frühverklärten Wanda bewahrte die Pflegemutter vor Noth. Sie führte mit ihrer alten Gesellschafterin, einer „Demoiselle" Müller, ein ganz behagliches Dasein und behielt sogar wie Diogenes einige Brosamen für ihre Mäuse übrig; so unter anderen auch für Helmina, die manchmal einige Zeit hindurch bei ihr verweilte, zu argem Mißbehagen der Gesellschafterin, denn „Müllerchen" war der Dichterin nicht gewogen.

Die Gräfin hatte es selbstverständlich aufgegeben, „ein Haus zu machen", lebte deßhalb jedoch nicht vereinsamt. Man traf bei ihr nicht viele, aber meistens ausgezeichnete Leute. Chezy fand als Sohn seiner Mutter Zutritt und machte keinen Mißbrauch von der Vergünstigung. Die glänzendste Erscheinung in diesem Kreise war eine Zeit lang die ebenso geistreiche und liebenswürdige als

schöne Witwe Marianne von Haber. Sie erinnerte in ihrem Wesen vielfach an Marianne Wimpffen. Da sie mit William Russell, dem Bruder des jetzigen Grafen John Russell, verlobt war und Chezy in seinen Bräutigamshosen herumlief, so gab die gegenseitige Annäherung auch nicht dem kleinsten Hintergedanken Raum. Ungestört bildete sich ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniß, das zu meinen liebsten Erinnerungen gehört.

Um Lady Russell werden zu dürfen, sollte Marianne den Glauben ihrer Väter abschwören. Sie war auch vollkommen bereit dazu und die Sache unterblieb nur, weil Lord William vom unerbittlichen Tode abberufen wurde. Dem ersten Schritte zur Bekehrung stellte sich ein seltsames Hinderniß entgegen. Die schöne Jüdin berief den protestantischen Prediger zu sich, um Unterricht von ihm zu erhalten. Aber der kleine klapperdürre Gesell, an Verliebtheit ebenso wie an Häßlichkeit ein wahrer Affe, fing auf der Stelle lichterloh zu flackern an; und da er vollends mit einem schmierigen Lächeln um die welken Lippen sich vernehmen ließ, daß er nur Abends um 9 Uhr Zeit habe, so erhielt er den Laufpaß. Marianne, obwol mit der Gefährlichkeit ihrer Reize vollkommen bekannt, war in auffallend geringem Grade gefallsüchtig; sie erzählte ihren Freunden den Vorfall nicht mit lachendem Munde, sondern entrüstet und fast beschämt.

Baden war bis in die ersten dreißiger Jahre hinein eine ausschließlich katholische Stadt. Die wenigen protestantischen Einwohner gingen zum Gottesdienste nach dem paritätischen Gernsbach. Da jedoch ihre Zahl sich ansehlich vermehrte und auch die nichtkatholischen Curgäste

sich über den geistlichen Mangel beschwerten, so wurde ein Prediger berufen und ihm für gewisse Stunden die Spitalkirche zugewiesen, ein kleines alterthümliches Gotteshaus, wo Morgens die Messe gelesen, darauf protestantisch gesungen und gepredigt, und schließlich (während der Curzeit) der anglicanische Gottesdienst abgehalten wurde. Es fiel keiner Seele ein, daran irgendwie Anstoß zu nehmen; höchstens ärgerte sich einmal eine alte „Miß“ über die Götzenbilder und anderen papistischen Kram. Es kam auch den eifrigsten Katholiken nie in den Sinn, die Kirche für gefährdet zu erklären. Man fand von allen Seiten den Vorgang ganz natürlich, und wenn die Protestanten ein eigenes Bethaus für sich zu erbauen wünschten, so mischte sich diesem Wunsche kein Tröpflein Wermut bei, sondern er war ganz einfach dem allgemeinen Gefühl entsprungen, vermöge dessen alle Welt gern ein eigenes Daheim besitzt. Ernstliche Reibungen in kirchlichen Dingen hat das Land überhaupt nicht eher kennen gelernt, als bis es einigen hochweisen Herren in Karlsruhe beifiel, die Katholiken als solche zu necken. Da gab es freilich Funken und allmälig vergiftete sich der Hader auf beiden Seiten.

Der erste nach Baden berufene Prediger war ein Kanzelredner, von dessen Vortrag man viel Wesens machte. Im übrigen glich er jenen nicht seltenen Bureaukraten, wie sie sich auf den Schöngeist zu spielen lieben. Er hieß Schmetzer. Seine Art mißfiel den älteren Badnern; nachdem jedoch der greise Stadtpfarrer Lorenz, einer der würdigsten Diener des Altars, die es je gegeben, nach segensreicher Wirksamkeit nach einem halben Jahrhundert

in seinem Amte gestorben war, hörte der Gegensatz auf. Der neue Stadtpfarrer paßte ganz gut zum protestantischen Prediger; halb Bureaukrat, halb Comödiant, verkehrte er mit dem gemeinen Manne (oder wie man seltsamer Weise heutzutage sagt: mit dem Volke) nur durch seine Caplane. Die Leute nannten ihn häufig den Rabbiner, weil er Vermögen besaß und sich mit der Verwaltung desselben sehr angelegentlich beschäftigte. Er war von Geburt ein badener Stadtkind aus angesehenem Hause und hieß Großholz.

25.

Im Jahre 1836 kam Georg Cotta für einige Tage nach Baden. Er war der Sohn und Nachfolger des berühmten Johann Friedrich und wird als solcher für die Nachkommen füglich Cotta II. zu nennen sein. Außerdem hatte sein Vater († 1832) ihm den nicht sowol erworbenen als erneuerten Freiherrntitel hinterlassen, denn die Cotta's stammen, wie Wurzbach in seinem berühmten biographischen Lexikon nachgewiesen hat, aus einem alten Adelsgeschlecht in Krain. Georg hatte (wie er mir gelegentlich selbst erzählte) seines Vaters Nachlaß dergestalt ungeordnet vorgefunden, daß es langer und harter Arbeit bedurfte, um nur den Stand der Dinge zu ermitteln. „Im Anbeginn fürchteten wir", sagte er, „passiv zu sein, doch stellte sich ein Activum von 75,000 fl. heraus." Mit diesem kleinen Capital, dem allerdings ein großer Credit zu Hülfe kam, wußte Georg durch kluge Gebarung das Geschäft zu halten und zu heben. Er war bei seinem Tode (1. Februar 1863) längst schon ein rei-

cher Mann, vor allem dadurch, daß er den Anfang damit gemacht hatte, die Ordnung herzustellen und die Zersplitterung der Geldkräfte zu beenden. Johann Friedrich hatte sich nämlich in Gott weiß wie viele Unternehmungen eingelassen, die zwar nützlich und einträglich wurden, aber außerhalb des eigentlichen Wirkungskreises lagen und diesen zeitweise beeinträchtigten; aus allen diesen fremdartigen Unternehmungen zog der verständige Georg mit nüchtern klarem Blicke die Hülfstruppen zurück, und wenn er dabei vielleicht hie und da einen Verlust erlitt, so brachte diesen das verstärkte Hauptheer wieder herein.

Einen bedeutenden Gegenstand seiner Fürsorge bildete die Allgemeine Zeitung, welche damals Gustav Kolb mit Schick und Glück leitete; und als Cotta in Baden zu Chezy kam, war die „Allgemeine" sozusagen das erste Wort auf seiner Zunge. Er war der Erfinder der Badeberichte, zu deren Abfassung er Chezy veranlaßte, und welche nicht wenig dazu beigetragen haben, die Blüthe des Curortes zu beschleunigen, der bald darauf der erste und vornehmste in Europa werden sollte, wie Cotta ganz richtig vorausgesehen. Natürlich nur für eine Weile. Einige Jahre später mußten auch die Badeberichte ganz von selber ihre anfängliche Wirksamkeit einbüßen, abgesehen davon, daß sich das „imitatorum pecus" des Stoffes bemächtigte und ihn zur gemeinen „Reclame" verarbeitete.

Chezy hatte im Jahre zuvor durch einen Bericht aus Zürich über Spindlers (bereits erwähntes) Schauspiel Waldmann eine Verbindung mit dem Morgenblatte angeknüpft. Cotta ermunterte ihn, ferner Beiträge einzusenden, und so begann eine Mitarbeiterschaft, die erst

nach 25 Jahren durch Mißverständnisse enden sollte, von denen muthmaßlich am gehörigen Platze die Rede sein wird. Zweifelsohne hätten sie sich gehoben, wenn Georg Cotta nur um wenige Monate länger gelebt hätte. Beiläufig sei hier noch darauf zurückgewiesen, daß schon erzählt wurde, wie Georg die Wiedererstattung der hundert Ducaten von seinem Vater ablehnte, und wie Chezy durch die Noblen Passionen (Morgenblatt 1837) seinen ersten nachhaltigeren Erfolg errang. Eigenthümlich jedoch war es, daß dieselben Aufsätze, später in ein Büchlein zusammengefaßt, kein Glück machten.

26.

Im Jahre 1837 kam Closen zum erstenmal nach Baden; fürwahr ein so heller Zeitgenosse, als nur je einer von denen gewesen, mit welchen Chezy befreundet wurde. Karl Freiherr von Closen, geboren 1786, war damals ein stattlicher Mann von fünfzig Jahren, groß, stark, immer noch wol gewachsen, wenn auch bereits zu fett, mit einem Gesichte, das nicht blos durch seine Blatternarben an den großen Mirabeau gemahnte, sondern auch, und zwar noch mehr, durch die Zeichnung der Züge, vor allem durch die Form der breiten und nicht hohen Nase mit den weitgeöffneten Nüstern; ebenso durch den feinen, zugleich spöttischen und doch entschieden wolwollenden Ausdruck.

Closens öffentliche Laufbahn war eigenthümlich genug. Im Jahre 1837 schien sie abgeschlossen hinter ihm zu liegen, doch schien es nur so, bis sie späterhin aufs Neue begann. Als Jüngling von achtzehn Lenzen in den Staats-

dienst getreten, wurde er in den kräftigsten Mannesjahren zur Ruhe gesetzt, weil er als Abgeordneter in der baierischen zweiten Kammer nicht auf Seiten der Minister stand. In jenen Jugendtagen des Verfassungswesens stand die Krone nicht über den Parteien, sondern bildete selber eine mit dem Cabinet, das nicht naturwüchsig aus der Mehrheit der Volksvertretung hervorzugehen pflegte, sondern sich wol oder übel eine überwiegende Stimmenzahl zu schaffen suchte und allenfalls kein Bedenken trug, auch gegen den Strom der allgemeinen Meinung zu steuern, wie wir dergleichen noch 1863 in Preußen gesehen haben. Nachdem er aus dem amtsthätigen Dienste geschieden, gab Closen den Anlaß zur Erörterung einer grundsätzlichen Frage. Die Verfassung von 1818 hatte nämlich der Regierung das Recht zugesprochen, Beamten, die zu Abgeordneten erwählt worden, den Urlaub für die Sitzungszeit zu versagen. Vernünftiger Weise konnte eine solche Bestimmung nur den Sinn haben, daß die Verwaltung vorkommenden Falles ermächtigt sein müsse, den Gang des Dienstes nicht beeinträchtigen zu lassen; doch das Cabinet behauptete, auch Beamte im Ruhestand bedürften des Urlaubes, und als Closen, um den Vorwand abzuschneiden, seinem Ruhegehalt entsagte, hieß es, er bleibe nichtsdestoweniger ein ehemaliger Beamter und könne ohne den Urlaub, welcher sich ihm versagte, nicht in die Kammer treten. Mit diesem Anspruche jedoch fiel die Regierung durch. Closen nahm seinen Sitz ein und die Freude darüber war so allgemein, daß man ihm sogar das Opfer des Ruhegehaltes von 1200 fl. als ein besonderes Verdienst anrechnete; seltsam genug, da sein Grundbesitz ihm

zehnmal soviel eintrug und sein Geldwesen sich in der allerbesten Ordnung befand.

Nach wie vor vertrat Closen das Wohl des Landmannes, das Gedeihen des Bürgers, stets der Stellung eingedenk, zu welcher Rang, Ansehen und ausgedehnter Grundbesitz den Adel berufen. Doch blieb er darin nicht unangefochten. In der traurigen Aufregung von 1830 suchte einerseits das bureaukratische Staatslakaienthum ihn mit Verfolgungen heim, während anderseits die Verschwörer sich nicht entblödeten, den Namen des freisinnigen und freimüthigen Mannes auf ihre Musterrollen zu schreiben. Letzterer Umstand wurde ausgebeutet, um Closen in einen Hochverrathsproceß zu verwickeln, ihn einige Monate lang in Untersuchungshaft zu halten und endlich nur **ab instantia** loszusprechen. Letzterer Umstand war ein gesetzliches Hinderniß des Eintrittes in die Kammer. Es dauerte ein Jahrzehnt, bis Closen bei den Gerichten seine völlige Freisprechung durchsetzen konnte, so daß er erst im Jahre 1846 wiederum als Volksvertreter seine Wirksamkeit fortsetzen konnte. Im Jahre 48 wurde er Bundestagsgesandter, Bevollmächtigter bei der Centralgewalt und Staatsrath. Gestorben ist er, unvermält und der Letzte seines Namens, im Alter von etwa 70 Jahren.

Als ich Closen zuerst kennen lernte, ging er sozusagen auf Freiersfüßen; nur sozusagen, weil er keinen bestimmten Gegenstand der Wahl im Auge hatte, sondern im allgemeinen den allzu sehr verlängerten Junggesellenstand aufgeben wollte, um das Haus der Closen nicht aussterben zu lassen, das schon seit mehr denn 900 Jahren bestand. Er besaß zwar alle Erfordernisse, um einen ge-

deihlichen Hausstand zu gründen, aber er hatte nichtsdestoweniger den rechten Augenblick zum Freien verpaßt und kam nun zu keinem Entschlusse mehr. Umso besser für diejenige, welche er genommen haben würde, denn ein Mann, der nach überschrittenem vierzigsten Jahre zum erstenmale heiratet, ist durch viel zu viele Hände gegangen, um ein junges Weib von reiner Seele und edlem Herzen glücklich zu machen.

Die Bekanntschaft Closens mit Chezy machte sich in jener noch immer leidlich ungezwungenen Weise von damals, wie sie heutzutage kaum mehr in den allerkleinsten Bädern vorkommt, ganz von selbst, nur mit dem bemerkenswerthen Unterschiede, daß sie nicht ebenso wieder im Sande verrann, sondern zu einer haltbaren Freundschaft wurde, deren Beziehungen erst der Tod abschnitt. Die beiden unterhielten einen lebhaften Briefwechsel. In Baden, wohin Closen übrigens nicht in jedem Sommer kam, — zu Freiburg im Breisgau, zu Frankfurt am Main und schließlich zu Wien sind sie mehrfach zusammengetroffen; in der Kaiserstadt noch im Jahre vor Closens Hinscheiden. Schon 1840 hatten sie verabredet, daß Chezy acht Jahre später eine geraume Weile auf dem Schlosse Gern (bei Eggenfelden in Baiern) zubringen sollte, um die Festschrift zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Besitzergreifung des Grundstückes durch das Geschlecht der Closen vorzubereiten. „Bis dahin", sagte der Letzte des Namens, „werde ich geheiratet und für Nachwuchs gesorgt haben." Er hatte aber bis 1848 beides unterlassen und selbiges Jahr war nicht dazu angethan, halbtausendjährige Errungenschaften zu feiern. So unterblieb denn

der Besuch zu Gern, wie gern auch die Betheiligten der Verabredung nachgekommen sein würden.

Auf Closens Wunsch und Veranlassung schrieb Chezy im Jahre 1838 ein Schauspiel „Maximilian I.“; dasselbe sollte ein Gelegenheitsstück zur Aufstellung jenes Reiterbildes des bairischen „großen“ Kurfürsten werden, das — ein Werk Thorwaldsens — den Wittelsbacher Platz zu München ziert. Der damalige Intendant Küstner wies das Werk als nicht bühnengerecht zurück; es wäre in der That für ein sogenanntes Bauernspiel passender gewesen, als für die Bretter hinter den Lampen. Wenn im Laufe der Jahre die bairischen Landleute ein weltliches „G'spiel“ unter freiem Himmel nach Art des Oberammergauer geistlichen Passionsspieles bei sich einführen sollten, so mögen sie von Closens, beziehungsweise von Chezy's Erben sich die Handschrift ausbitten. Closens Erben wurden seine Neffen, die Freiherren von Fürstenwärther; einen Zug aus dem Kriegsleben ihres Vaters hat Chezy in den Soldatenstücklein aufgezeichnet, welche als „St. Martins Nachtwache“ im Morgenblatte 1845 erschienen sind. Es ist betitelt: „Fürstenwärthers Roß“.

27.

Der November 1837 brachte eine Erschütterung in die deutschen Zustände, deren Bedeutung für die Zukunft viele ahnten, wenige nur begriffen. Chezy gehörte kaum zu den Ahnenden, geschweige denn zu den Begreifenden, aber er fühlte doch den Ruck und fand sich in dunkelm Drange angetrieben, die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte, namentlich die deutsche, die er nur in ihren

Einzelnheiten kannte, sich als großes Ganzes zurecht zu legen, so gut er es damals vermochte.

Die Begebenheit, wovon hier die Rede, war der Gewaltstreich des Königs Friedrich Wilhelm III. gegen den Kölnischen Erzbischof Clemens August von Droste-Vischering. Der Kirchenfürst bestand darauf, den Segen der Kirche keinem Ehebunde gemischter Art ertheilen zu lassen, sobald die Brautleute sich nicht verpflichten wollten, die zu erwartenden Kinder katholisch zu erziehen. Nun hatte der Staat allerdings das Recht, eine blos bürgerlich geschlossene Ehe für gesetzlich vollkommen gültig zu erklären, aber er durfte die Geistlichkeit nicht zwingen wollen, das Sacrament gegen die kirchlichen Vorschriften zu spenden und eben dadurch zu entweihen. Die Lösung war so einfach als möglich, sobald man durch vollgültige Anerkennung der bürgerlichen Ehe sowol die freie Selbstbestimmung der Staatsangehörigen als das Recht der katholischen Kirche unangetastet ließ. Aber von diesem natürlichen Auswege wollte das protestantische Muckerthum zu Berlin umso weniger wissen, als die entstandenen Streitigkeiten eine neue Handhabe zur Bekämpfung der verhaßten Freiheiten des Rheinlandes darboten. Clemens August ward als Gefangener von dannen geführt und durch die schnöde Gewaltthat jene katholische Bewegung angeregt, welche allmälig wachsend elf Jahre später nahe daran war, dem Preußenthum das Rheinland aus den Zähnen zu rücken.

Indem Chezy, vorläufig erst in dunkelm Drange, sich mit diesen Dingen beschäftigte, kam er zu der Vorstellung, daß wol im Katholicismus der Hebel liegen könne,

Preußen in Stücke zu zerschlagen und somit die vorzüglichste Ursache der Ohnmacht des gesammten Deutschlands zu beseitigen. Er gab sich diesem Gedanken umso williger hin, als er, wie schon erzählt worden, von Kindsbeinen an der Kirche anhing, von der ihn abwendig zu machen seine Mutter und ihre Berliner Verwandtschaft sich so viele Mühe gegeben hatten. Seine Ueberzeugungen klärten und verstärkten sich, als er des Protestanten Gfrörer berühmtes Buch „Gustav Adolf“ in die Hände bekam. Den Verfasser selbst lernte er erst viel später (1847) zu Freiburg im Breisgau kennen, wie es seinerzeit zur Sprache kommen wird.

Die Wendung von 1837 war für Chezy eine entscheidende, aber — wie ich zu wiederholen liebe — nicht sofort eine klar bewußte. Durch mannichfache innere Wandlungen, ebensowol von Studien als von lebendigen Erfahrungen bedingt, bedurfte er einer langen Zeit, bevor er nach vielen Kämpfen zu dem Punkte gedieh, wo er, wie es ihm scheint, seine kirchlichen und politischen Ansichten miteinander ausgesöhnt hat. Die Meilenzeiger und Haltpunkte dieses langen Weges werde ich in meiner Schilderung zu bezeichnen nicht vergessen, so unbefangen als spräche ich von einem Fremden. Ich habe nie zu denen gehört, welche sich und andern einreden wollen, sie hätten sich im Wege nie geirrt. Noch weniger wünsche ich mich zu denen gezählt zu wissen, welche in starrer Rechthaberei heute noch vertreten, was sie gestern glaubten, blos weil sie es gestern glaubten, obschon sie bereits eingesehen, daß sie sich damals irrten.

Bei dieser Gelegenheit sei eine Zwischenbemerkung über

die Zeitungsschriftstellerei hier eingeschaltet, wiewol sie beinahe zu früh kommt; denn als Chezy den oben erwähnten Ruck verspürte, ahnte er noch nicht, daß er den Weg zur Vorschule eingeschlagen habe, aus welcher ein Jahrzehnt später ein neues Heer von Reitern, Fußvolk und Feuerwerkern, begleitet vom Troß der Rothstifte hervorgehen sollte. Ein Zeitungsmann, dem es um weiter nichts zu thun ist, als Geld zu gewinnen, kann sichs leicht genug machen; er redet den Vorurtheilen des Tages und den Lieblingssünden des großen Haufens das Wort. Schwieriger jedoch ist es für einen, der Ehre, Gewissen und die unwandelbaren Grundsätze des wahren Rechtes nicht verleugnen will, aus dem Wirrwarr der Strömungen und Gegenströmungen den wirklichen Thalweg herauszufinden und aus dem Geschrei der Leidenschaften den berechtigten Ruf der Gottesstimme aus dem Munde des Volkes herauszuhören. Hier liegt stets die Gefahr nahe, entweder der brüllenden Mehrheit oder der eingeschüchterten Minderzahl irrthümlich Recht oder Unrecht zu geben. Es war z. B. fürwahr nicht Gottes Stimme, die aus dem Volke sprach, als die Juden schrieen: „Gib Barrabas los und kreuzige Jesus“; — als die Bürgerschaft der guten Stadt Paris des Lobes kein Ende fand für ihren König Karl IX., welcher durch die treulose Metzelei der Bartholomäusnacht das Vaterland gerettet haben sollte; — als die Franzosen den König Ludwig Philipp einen Tyrannen schalten und Ludwig Napoleon den Heiland der Freiheit nannten; — oder als die Wiener, einem wunderlichen Sympathieschwindel anheimgefallen, im Jahre 48 Partei nahmen gegen sich selbst

wie gegen das gute Recht der Völkerstämme in Ungarn, um die Magyaren auf den Schild zu heben. Dagegen wird mit gutem Fug und Recht nicht in Abrede zu stellen sein, daß Gottes Stimme selbst es war, welche die Völker aufrief, Napoleon den Ersten zu stürzen, drei Jahrzehnte später am wortbrüchigen Polizeistaate zu rütteln und zu schütteln und heutzutage (1863) eine verfassungsmäßige Regierung nicht blos dem Namen nach und zum Scheine zu heischen. Wolgemerkt: dieses Verlangen selbst ist viel älter als die Berechtigung dazu, welche die Erfüllung zum Bedürfniß macht; zum unabweislichen, weil es zwar keine alleinseligmachende Staatsform gibt, dafür aber auch keine Regierungsweise haltbar ist, welche nicht den Ansprüchen des Bildungsgrades der Zeit gerecht wird.

Damit ist der Standpunkt gezeichnet, wo gegenwärtig die Zeitschriftstellerei in Oesterreich angelangt, insofern sie es ganz ehrlich meint und nicht früher schon fremden Mustern nachgelaufen ist. Vom Wege zu diesem Punkte wird seinerzeit noch mancherlei beizubringen sein, weil ja grade solche Einzelnheiten so recht zum „Kleingeld" der Zeitgeschichte gehören, welches diese Blätter zu sammeln bestimmt sind.

28.

Kehren wir zur Aurelischen Quellenstadt zurück. Im October 37 machte Chezy den bereits erwähnten Ausflug nach Constanz zu Spindler und kam, wie ebenfalls schon gesagt, zum Leichenbegängnisse der Königin Hortense grade recht. Das war die zweite Begegnung mit Ludwig Bonaparte, die sich auf einen stummen Gruß beschränkte.

Die dritte und letzte fand zufällig in des Prinzen Schlosse Gottlieben im März 1839 statt. Ludwig Bonaparte, mit einem vorzüglichen Gedächtnisse begabt, nannte den Begegnenden bei Namen. Das kurze Gespräch drehte sich um die Verschönerung, welche im Schloßhofe vorgenommen wurde; der Besitzer hatte die zierlich ausgemeißelten Steine des Kreuzganges eines aufgehobenen Klosters gekauft und ließ sie nun als „galerie gothique“ wieder zusammenfügen. Von „ma tante“ in Baden sprach er kein Wort, wie nahe der Anlaß doch immerhin auch liegen mochte, da er Chezy vom „Pavillon“ her kannte. Vielleicht würde die Unterhaltung länger gedauert haben, wenn Spindler sich betheiligt hätte; der aber stand dabei wie blind und taub mit seiner trutzigsten Miene. Vornehme Leute waren ihm schon im allgemeinen widerwärtig; insbesondere konnte er den Neffen seines bewunderten Helden nicht ausstehen, und pflegte seiner in sehr wenig schmeichelhaften Ausdrücken zu gedenken.

Als einige Tage nach seiner Abreise Chezy's kleines Töchterlein von der Magd am Waschtrog das bekannte Volkslied singen hörte: „Constanz liegt am Bode-Bodesee, wer's nit glaubt, soll selbst hingeh'“, sagte das Kind: „Mein Papa glaubt's nit.“

Im Winter darauf fügte sichs, daß Chezy an einem Sonntagsnachmittage bei schlechtem Wetter in der Lesegesellschaft Schach spielte und einen Fremden bemerkte, der sehr angelegentlich der Partie zusah. Der Unbekannte war ein weißhaariger Herr von feinem Aussehen mit klugen Augen, vom Scheitel bis zur Sole „Gentleman“. Doch darum kümmerte sich der Lammwirth nicht; als

bestellter Wächter der Ordnung in der geschlossenen Gesellschaft wollte er den Eindringling „in höflicher Weise“ hinauswerfen und redete ihn an: „Ihr Kaffee steht im Gastzimmer.“ — „Bringen Sie ihn herein, Herr Rößler“, sagte Chezy, „ich habe den Herrn da eingeführt.“ Der Fremde entschuldigte die Unschicklichkeit, welche er nur aus Versehen begangen, bedankte sich höflichst für die Art, in welcher er der Verlegenheit enthoben worden, sich hinausgewiesen zu sehen, und ließ sich einen Stuhl bringen, um weiter zuzusehen. Lebhaft, wie er eben war, konnte er es nicht lange über sich gewinnen, den Mund zu halten. Erst machte er Bemerkungen über die Züge, dann spielte er förmlich mit. „Wozu wäre denn der Ritter da“? sagte er unter anderem, „wenn er die künftige Dame ungedeckt lassen will?“ Chezy bot ihm seinen Platz an. Er verstand die Ironie, entschuldigte sich und fügte hinzu: „Aber es ist stärker als ich!“ Man ließ ihn gewähren. Nachdem es geheißen: „Schach und matt“! überließ ihm Chezy's Partner das Feld. Er spielte recht wacker, doch stand ihm die Zunge keinen Augenblick still. Da hieß es durcheinander: „Hm, hm! — Haha! — Das geht nicht so wie bei der Apfelfrau. — Ich hätte es auch gethan. — Klar wie Wurstbrühe. — Wenn ich Tinte gesoffen hätte. — Prost Malzeit. — Old trick. — Heaven bless you“ rc. Beim Abschied sagte er, er heiße George von Metzler. Das „von“ unterstreiche ich doppelt, weil er es absonderlich stark betonte, und er betonte es mit solchem Nachdrucke, weil es ihm nicht ganz zweifellos gebührte; seine Mutter, eine Engländerin, hatte ihm zwar den förmlich anerkannten Anspruch auf einen altenglischen Namen

hinterlassen, den sie im ledigen Stande als letzte Erbin getragen; aber da ihr Vater, zur Gentry gehörig, weder ein „Sir“ vor dem Taufnamen, noch ein „of“ oder „de“ vor dem Hausnamen geführt, so war das „von“ eine etwas gewagte Uebersetzung des ursprünglichen Textes im englischen Heimatscheine. Metzler, der zu Frankfurt a. M. seinen Wohnsitz hatte und mit alten Gemälden handelte, war nach Baden gekommen, um eine Räumlichkeit zur Ausstellung seiner besten Sachen zu miethen.

Der Handel mit alten Gemälden ging zu jener Zeit beiweitem nicht mehr so schwunghaft wie ehedem, doch war es noch nicht völlig aus mit seiner Herrlichkeit; noch immer bezahlten Liebhaber, namentlich aus England, berühmte Namen verstorbener Meister mit schwerem Gelde und nahmen dazu irgend ein Stück Leinwand in den Kauf, das gar oft weder der Meister noch seine Schule bemalt hatte. Das Volk der „Kunstkenner“, welches Ludwig Tieck in einer der gelungensten Novellen aus seiner Dresdener Zeit so ergötzlich gemaßregelt hat, war noch nicht ausgestorben.

Im Frühjahr hatte Chezy den plauderhaften Schachspieler von englischem Halbblut längst vergessen, als er am Kleinmannschen Hause die Ueberschrift „SALON DES ARTS“ in zehnzölligen Buchstaben prangen sah. Er trat ein und fand wider Vermuthen eine Sammlung von erlesenen Gemälden, deren nicht wenige großer Meister würdig schienen. Er war, wie im ersten Buche dieser Erinnerungen erzählt worden, in der ersten Schule zur Bildung des Auges erzogen worden, und wenn er auch keinen Beruf zur Liebhaberei in sich verspürte, so war

doch die Liebe zur Kunst immerdar lebendig in ihm. Seit langer Zeit hatte er, die vortreffliche Sammlung des Bischofs Wessenberg in Constanz ausgenommen, höchstens nur noch vereinzelte Gemälde von Bedeutung gesehen. Er schwelgte ein paar Stunden ungestört im seltenen Genusse und unter dem frischen Eindrucke schrieb er darüber an die Allgemeine Zeitung. Die Sammlung gehörte, wie sich sofort herausstellte, dem vergessenen Metzler, der — ein leidenschaftlicher Schachspieler — auf den Partner vom Winter fahndete und ihn bald herausfand. Als die Allgemeine mit dem Berichte kam, fragte er Krethi und Plethi: „Mei, wer hat wol meine Bilder besunge?“ Natürlich erfuhr er es bald genug und war höchlich erfreut, daß sein Schachspieler sie „besunge“ hatte, hinter dem er, wie er, nicht eben allzu schmeichelhaft für uns Leute von der Feder, sich ausdrückte, keinen „Literate“ gesucht hätte. Bei näherer Erkundigung zeigte sich, daß er bisher nur wenige unserer Zunftgenossen kennen gelernt, und zufällig blos untergeordnete Gesellen mit unsauberer Wäsche und schwarzgeränderten Fingernägeln.

Sofort ließ Metzler sich angelegen sein, die Bekanntschaft mit einem Manne zu pflegen, der nicht nur ein hartnäckiger Schachspieler und ein Schriftsteller, sondern auch mit der edlen Malerei befreundet war und in hohem Maße noch eine Eigenschaft besaß, die er sich nutzbar machen wollte und später sich wirklich nutzbar machte. Metzler sah auf einem Gemälde nichts als die Farbe und die Pinselführung. Darauf verstand er sich meisterlich; auf den ersten Blick erkannte er jede Zuthat; mit der größten Geschicklichkeit wußte er derlei zu beseitigen, um

die ursprüngliche Färbung herzustellen. Für das jedoch, was einer Darstellung den echten und rechten Kunstwerth verlieh, besaß er nicht das mindeste Verständniß, während Chezy seinerseits der Technik entschieden fremd blieb und „nur“ den künstlerischen Eindruck verstand. Metzler war hier Martha, Chezy Magdalena; so ergänzten sie sich.

Beide waren zudem, wie sich herausstellte, alte Bekannte. Metzler hatte 24 Jahre zuvor Helmina mit ihren gelbhaarigen Buben auf einer Rhein-Yacht zwischen Mainz und Köln getroffen und sich an ihrem Verständniß der Malerei erfreut. Mit vielem Vergnügen entsann er sich der zwei wilden Schelme.

Der Bilderhändler war von einer Lieblingssünde besessen, die ihn in seinem siebenundfünfzigsten Jahre bereits zum Greise gemacht hatte und von der er wußte, daß sie ihm ein frühes Grab bereiten werde; er war nämlich in starkem Maße hektisch und konnte doch den Wein nicht lassen. Nicht etwa, daß er sich betrunken hätte, doch trank er viel zu viel für einen Zustand, für welchen schon ein einziges Glas Wein im Tage Gift war. „Ich habe nicht Kind noch Kegel“, sagte er. „Meine Nichte erbt ein hübsches Vermögen, wenn ich auch im Jahre ein paar tausend Gulden mehr ausgebe, als eben nöthig wäre, und sie erbt es umso eher, je schneller ich mich unter die Erde bringe. Doppelt heißts hier: Time is money.“ — In Bezug auf das Zechen hatte Chezy seine liebe Noth mit ihm, bis er sich endlich zu einem Vergleiche bequemte. „Morgens und Nachmittags brauche ich meinen Kopf“, sagte der junge Mann, „und kann

daher die Woche über weder Mittags noch Abends zechen. Sonntags stehe ich aber zum Mittagessen zu Diensten." Metzler ließ sich's endlich gesagt sein, doch hielt er dergestalt strenge auf den Vertrag, daß ein versäumter Sonntag im Laufe der Woche nachgeholt werden mußte. Einer gar zu starken Nöthigung bedurfte es eben nicht; Chezy hatte zeitlebens den Champagner gerne getrunken und war sich bewußt, dem Bilderhändler der Hasen etliche in die Küche gejagt zu haben.

Vor allem war es der Artikel in der Allgemeinen, wodurch Sir George Shee, der englische Gesandte in Stuttgart, bewogen worden, den „Salon des Arts" zu betreten und einige Ankäufe zu machen, die sich nach und nach vermehrten, so daß wirklich bedeutende Summen dabei flüssig wurden. Im ganzen waren es wol gegen zweitausend Pfund Sterling, die Sir George verausgabte; nicht für den Kunstwerth der angekauften Stücke, sondern um zu bezahlen, was eigentlich nur untergeordnete Nebensache war, worauf jedoch eine närrische Liebhaberei allein Werth legte, ganz derselben Verkehrtheit entsprechend, welche eines Paganini Leistungen nicht um der Kunst willen, sondern als Kunststücke bewunderte. Nicht was und wie gemalt worden, bezahlte unser Liebhaber wie alle seines Gleichen, sondern daß es von Künstlern gemalt sein sollte, deren Namen in alten oder älteren Schriften verzeichnet stehen, welche in der Kunstwelt gleichsam Rüxners Turnierbuch und Fuggers Ehrenspiegel vertreten. Ein Kunstliebhaber des genannten Schlages foppte sich gewöhnlich selber, wo der Kunsthändler unbilligen Nutzen zog.

Unter den Stücken, welche Sir George erwarb, war das verhältnißmäßig am meisten echte ein Velasquez. Wenn der Mann, welcher es gemalt, Müller oder Maier geheißen haben sollte, so ist er in sehr unverdienter Vergessenheit gestorben. Und dennoch war es grade dieses Bild, wegen dessen der Brite sich mit Metzler überwarf, indem er nach einigen Monaten sich für angeführt erklärte und den s. g. Velasquez aus dem Salon in den Hausflur verwies. Doch derlei schnöde Behandlung wird hienieden dem echten Verdienste nur allzuhäufig zu Theil. Ein Beispiel davon sei gleich an dieser Stelle angeführt, weil es in das Capitel vom Metzlerischen Kunsthandel gehört. Im Winter begleitete Chezy den alten Bilderhändler nach Frankfurt. Sie reisten sehr gemächlich und hielten sich unterwegs überall auf, sogar in Darmstadt, wo es die Sammlung eines Herrn von Grahn zu sehen gab, dessen Gemalin die ehemalige Sängerin Luise Frank war, die Wilhelm und Max als „Emmeline“ in ihrer Art verehrt hatten, wie im 3. Abschnitt des 1. Buches erzählt worden. Ein ehrsamer Schreinermeister, der nebenbei auch mit Kunstsachen Trödel trieb, suchte Metzler im Gasthofe auf und lud ihn zu sich ein. Er habe sehr schöne Sachen, sagte er. Metzler folgte der Einladung, Chezy begleitete ihn. Der Schreiner hatte eines der nach großem Muster gebauten Häuser inne, wie sie in Darmstadt häufig vorkommen. Der Salon mit seinen drei Fenstern maß gut vier Klafter in der Länge, drei in der Tiefe, und enthielt eine Anzahl von Gemälden, bei denen es Schade um die schönen Rahmen war. Chezy trat, bald gelangweilt, durch die Flügelthüre in das geräumige Stiegen-

haus hinaus, um sich sein Pfeifchen anzuzünden. (Man rauchte damals noch aus Pfeifen.) Die Wände waren mit allerlei Bildern ohne Rahmen behängt. Zwei darunter fesselten des Beschauers Blick. Sie waren ungefähr vier Schuh breit, etwas über eine Elle hoch und gehörten zusammen, offenbar ursprünglich zum Zierrath über zwei einander gegenüberstehenden Thüren bestimmt. In Drittelsfiguren sah man auf dem einen den Judaskuß, auf dem andern den ungläubigen Thomas mit dem Herrn. Mit wunderbarer Lebendigkeit schauten die Gruppen aus dem Schleier, womit der Staub sie überzogen. Als der Hausherr mit dem Abschied nehmenden Metzler heraustrat, lachte er über Chezy's Einfall, die zwei Krusten zu kaufen, und gab sie ohneweiters für einen „Brabanter" her. Metzler lachte ebenfalls, doch wurde er sofort ernsthaft, als er im Zimmer des Gasthofes mit feuchtem Schwamm den Staub abgewischt und die Farbe untersucht hatte. Er zählte zehn Napoleons auf den Tisch hin und sagte: „Wollen Sie mehr für die Bilder? Ich gebe auch mehr." Chezy war zufrieden, da er nach seiner ursprünglichen Absicht den Kronthaler für Metzler nur ausgelegt hatte. Die Bilder wurden auf den Namen Guercino getauft. Eins davon verkaufte Metzler noch bei seinen Lebzeiten für 800 fl.; das andere ist in seinem Nachlaß geblieben.

Er starb 1841 zu Mainz, nachdem er dieser Stadt seine Kunstschätze letztwillig vermacht, um seine Nichte zu enterben, welche sich sein Mißvergnügen zugezogen hatte.

Das Haupt- und Prachtstück der Metzlerischen Sammlung war die heidnische Pathin unseres Erdtheiles auf

dem schwimmenden Stier. Das Bild hatte seine eigene Geschichte. Wie der Marquis von Argenson berichtet, hat Guido Reni eine Europa gemalt, die ein König von Polen einem Grafen von Stadion schenkte, welcher kaiserlicher Gesandter zu Warschau war. Metzler behauptete, im Besitze desselben Bildes zu sein, welches, aus dem Nachlasse eines Domherrn Stadion stammend, zusammengerollt und vergessen auf einem Speicher in Würzburg gelegen habe. Vorausgesetzt nun, daß die Grafen von Stadion sich nicht mehr im Besitze dieses Kunstwerkes befinden und auch nicht wissen, wohin es gerathen, so wird es wol in Mainz zu suchen sein, denn die dortige Europa ist in der That so beschaffen, daß Guido Reni selber sie auch nicht besser gemalt haben könnte. Sollte das Bild jedoch nicht echt sein, so kann es wol für den Raritätenkrämer an Werth einbüßen, bleibt aber nichtsdestoweniger für den Kunstfreund ein bewundernswerthes Werk, möge nun — um eine schon gebrauchte Wendung hier zu wiederholen — sein Erzeuger Müller oder Maier geheißen haben.

Mit seiner gewöhnlichen Betheuerung pflegte Metzler zu sagen: „Das Bild ist authentisch, so wahr ich ein Cavalier bin!"

29.

Es ist schon mehrfach darauf hingewiesen worden, wie die vorliegenden Aufzeichnungen durchaus nicht angethan sind, in geschlossenen Gliedern vorzurücken. Allerdings halten sie in der Masse die Zeitfolge so ziemlich ein, aber sie bleiben nicht auf der Heerstraße, auch senden sie häufig

Streifwachen aus, manchmal voran, zuweilen an den Flanken und wol auch rückwärts. Letzteres hat eben jetzt zu geschehen, weil wir zu einem Punkte gelangen, wo die Geschicke der Badestadt eine neue Wendung genommen haben, zu deren Verständniß eine übersichtliche Rückschau vom Jahre 1831 bis zum Eintritt des Spielpächters Benazet aus Paris geboten erscheint. Zum Glück bedarf die Abschweifung nicht gar zu vieler Worte.

Im genannten Jahre war die Aurelische Quellenstadt, obschon im Aufschwunge begriffen, doch immerhin noch kein Curort ersten Ranges. Aber als der Schreckbote des Herrn, die hindostanische Brechruhr (cholera morbus) mit dräuendem Flammenschwerte sich vor das Paradies der nordischen Reisenden stellte, so zog die Flucht der Pariser nach Baden-Baden auch den Schwarm ihrer ehemaligen Besucher nach sich. Ursache und Wirkung waren hier aus dem Zusammenhange zu erkennen, wenigstens annähernd, obschon wir wissen, welch' ein ungreifbares Ding die Mode ist; denn gleich wie Wind und Wetter und Wogen Bestimmungen gehorchen, deren Gesetze wir so wenig kennen, daß wir sie launenhaft schelten, ebenso scheinbar willkürlich herrscht die Mode, welche nicht nur nach ihrem Wohlgefallen die Menschen kleidet, sondern sie auch gleich den Figuren eines Puppenspieles an unsichtbaren Fäden hin- und herführt. Was wir Mode nennen, ist im Großen und Ganzen von den anscheinend unwesentlichsten Aeußerungen an bis zu den gewaltigsten Strömungen der öffentlichen Meinung nichts anderes, als das große Weltgesetz, das Schicksal, die Vorsehung

selbst, deren geheimnißvolles Walten „kein geschaffener Geist“ ergründet.

Bis zum Jahre 1838, mit dessen Curzeit der Vertrag des Spielpächters Chabert ablief, war Baden in seinem Ansehen fortwährend gewachsen, wovon er den größten Nutzen zog, da sein Pachtschilling nach wie vor nicht mehr als 27,000 fl. betrug und er keinerlei Opfer zu bringen hatte, weil er ohnehin den Posten nicht zu behaupten gedachte. Sein letzter Sommer war auch sein glänzendster. Ich habe damals im Oktober einen Brief geschrieben, der zufällig wieder in meine Hände zurückgelangt ist und woraus ich die bezeichnendsten Stellen mittheile wie folgt:

„Der vergangene Sommer hat an Glanz und Leben noch manchen früheren übertroffen, namentlich im wesentlichen Punkte einer anmuthigen Geselligkeit, so daß diesmal mehr denn zuvor der Gast, welcher einsam die reizende Umgegend durchwanderte und den Abend beim Spieltische zubrachte, dies lediglich aus freier, selbsteigener Wahl that. Diese Bemerkung, ich sage es mit Vorbedacht ausdrücklich, bezieht sich nicht nur auf jene, die gewohnt sind, sich nur in den Kreisen der eleganten Welt zu bewegen, sondern auch auf den deutschen Mittelstand, der überall gern seiner Bequemlichkeit pflegt und seinen alten Gewohnheiten fröhnt, und über dessen vorgebliche Hintansetzung mancherlei unbegründete Klagen laut wurden. Diese Klagen rühren meistentheils aus dem Nichtverständniß der Thatsachen her; so manche, die hieher kommen, begehren ein allgemeines Zusammenhalten der Gesellschaft, wie es sich nur in kleinen

Bädern gestalten mag, wo eine Tafel die Gäste vereint, den Cavalier tagtäglich neben den Kaufmann, den Schriftsteller, den Gelehrten neben den Bürgermeister einer kleinen Landgemeinde führt, während hier Stände, Neigungen und selbst eigenthümliche Launen die Leute auch da noch von einander sondern, wo das Bedürfniß oder der Zufall sie auf Augenblicke zusammenführt. Ist doch jeder sicher, in der nächsten Stunde leicht zu finden, was ihm paßt, sei es nun im Conversationssaal oder in dem hellen Salon irgend einer Privatwohnung, in den zahlreichen Vergnügungsorten der Umgegend, im Kaffeehaus, im Theater, oder in einem der vielen Wirthshäuser von allen Abstufungen der Eleganz und des Preises. Wer sucht und nicht findet, schreibe sich die Schuld selber zu. Bei alle dem ist es jedoch natürlich, daß sehr viele neue und kostspielige Veranstaltungen, welche Herr Benazet jetzt vorbereitet, vorzugsweise auf diejenigen berechnet sind, welche dieselben mittelbar oder unmittelbar zu bezahlen haben; denn der Vortheil regiert die Welt, und es ist eine allem Hergebrachten zuwiderlaufende Erwartung, wenn manche Badegäste meinen, daß so Vieles, was von allen Seiten geschieht, grade nur um ihrer schönen Augen willen geschehen solle. Eben so natürlich ist es und dem Herkommen gemäß, daß von den Beziehungen der feinen Welt unter sich der Maßstab der Badegeselligkeit genommen wird; denn diese ist es, welche vorzüglich Badens europäischen Ruf gründete und erhält, und zu der feinen Welt gehört unter andern auch gewöhnlich die vornehme. — Der Verkehr an öffentlichen Orten war häufig und lebhaft; in dem

großen Spielsaal bildeten sich schier jeglichen Abend Gruppen, deren Platz der Kundige so ziemlich schon im voraus wissen konnte, so daß es ihm leicht war, den Ort zu finden, wo dieser oder jener schönen Frau ein zahlreicher Hofstaat seine Huldigungen zu Füßen legte, und dem auszuweichen, wo, wie die Spinne im Netz lauernd, die verschrieensten der Lästerzungen beisammen saßen. Die Bälle und Reunions im Promenadehaus waren nicht minder glänzend, sobald nur die ersten einmal vorübergegangen: so war es schier in jedem Jahre, und die neue Verwaltung soll allen Ernstes auf Mittel sinnen, im nächsten Sommer gleich mit dem dritten Bal paré zu beginnen, wie so oft schon gewünscht worden. Die Elemente der Gesellschaft schmolzen dießmal noch weniger als je ineinander, und ihre Trennung war sogar für das ungeübteste Auge bemerkbar, so daß es kaum der vielen Juwelen und der unbekümmerten türkisch-bequemen Haltung bedurft hätte, um die Russinnen von den Engländerinnen zu unterscheiden. Französinnen fehlten dießmal fast ganz. Die erwähnte Trennung erschien jedoch in den Abendgesellschaften der Großherzogin Stephanie viel milder, obschon außerhalb derselben, aber in Beziehung auf sie, hie und da manche Aeußerung einer gewissen Eifersucht nicht ganz unterdrückt ward; denn viele Engländer haben sich angewöhnt zu glauben, die Eigenschaft eines Unterthans Ihrer großbritannischen Majestät berechtige zu allen Ansprüchen auf dem Festlande, und so waren sie schon deßhalb mißmuthig, weil sie nicht sichtlich vorgezogen wurden . . .“

Der neue Pächter hatte dergestalt seine Voranstalten

getroffen, daß unmittelbar, nachdem der abziehende den Rücken gewendet, die Arbeiten am Gesellschaftshause beginnen konnten. Es war auch keine Zeit zu verlieren; schon hatte der Oktober begonnen, nur wenige Wochen waren gewährt, um vor Eintritt des Winters die ganz frischen Zubauten unter Dach und Fach zu bringen; die innere Einrichtung und Ausschmückung aber mußte bis zum Mai fertig werden, um die Opferthiere der „neuen Aera" in gehörig prachtvollen Räumlichkeiten zu empfangen und mit üppigen Rosengewinden die Dornen zu verkleiden, woran die Flocken der goldenen Wolle dieser lieben Schäflein hängen zu bleiben hatten.

Der eintretende Unternehmer unterschied sich wesentlich in vielen Beziehungen von seinem Vorgänger Chabert, vor allem durch eine gewisse Großartigkeit der Auffassung. „Les choses là," sagte, von seinem Geschäfte sprechend, Benazet, „il faut les faire grandement ou ne les faire pas du tout." Zu dieser Ansicht hatte der dicke Chabert sich niemals erhoben; er war ein Spießbürger in allen Stücken und trug immerdar Scheu, auch nur das kleinste Würstlein nach dem Schinken zu werfen. Sobald er vernommen, daß Benazet einen Jahrespacht von 100,000 fl. geboten habe und sich außerdem noch anheischig machen wolle, Summen von großer Bedeutung für öffentliche Zwecke zu verwenden, war er von fernerer Mitbewerbung zurückgetreten; hätte es keinen andern Widerstand zu überwinden gegeben, so würde Benazet nicht nöthig gehabt haben, noch eine Million Francs für Ausgaben zu verwenden, die er als höflicher Franzose „faux frais" nannte. Vor allem war in Karls-

ruhe stark davon die Rede gewesen, die Spielbank ganz eingehen zu lassen; in diesem Sinne soll von Wien aus nachdrücklich eingewirkt worden sein, und eben deßhalb der Minister Winter die Erneuerung des Spielpachtes durchgesetzt haben. Es schien so natürlich, daß der an's Staatsruder gelangte Führer der freisinnigen Linken dem Fürsten von Metternich nichts zu Gefallen thun wollte, daß man nach andern Gründen nicht zu suchen brauchte. Schon um deßhalb klang das auch in den badischen Kammern zur Sprache gebrachte Gerücht, er habe von Benazet 60,000 Thaler in preußischen Tresorscheinen erhalten, von allem Anfange an unwahrscheinlich genug und wurde vollends widerlegt, als Winter nach seinem Tode sozusagen nichts hinterließ. Womit jedoch nicht bewiesen ist, daß gar keine Pfoten vergoldet, beziehungsweise versilbert wurden.

Bis zur Aufhebung der öffentlichen Glücksspiele in Paris (1. Januar 1837) war Benazet dort Bankpächter gewesen. Den Löwenantheil von der Beute hatte, mit ungefähr neun Millionen Francs im Jahre, die Stadt Paris gezogen; für ihn selber war nach Abrechnung aller Kosten ein erklecklicher Jahresgewinn geblieben, der sich nie unter eine Million bezifferte. Als das Geschäft ein Ende nahm, waren seine Kinder, Enkel, Geschwister, Neffen und die ganze Sippschaft glänzend versorgt, abgesehen von einigen Millionen, die er sich für seine Person vorbehalten. Doch zur Ruhe wollte er sich nicht setzen, obschon er bereits ein Sechziger war; großartige Thätigkeit war ihm Bedürfniß, und darum hatte er sich um das Spiel in Baden beworben, wo es für ihn so viel

zu schaffen und zu thun geben konnte, als er sich irgend wünschen mochte. Mit Thatkraft und Umsicht griff er die Aufgabe an, die Gunst der Zeitumstände mit wahrhaft genialem Scharfblick benutzend. Unter seiner Regierung (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist) wurde Baden vollends das erste Luxusbad von Europa, bis ihm später Homburg vor der Höhe den Rang streitig machte und abgewann. Er ist dabei nicht zu kurz gekommen; ebenso wenig sein Sohn und Nachfolger, welchem nach Ablauf des ererbten Vertrages seit 1854 der Pacht erneuert wurde, der gegenwärtig noch eine kurze Frist, ich glaube bis 1867, zu bestehen hat, von wo an die Bank für immer geschlossen bleiben soll.

Der Glanz des Curortes hat der Einwohnerschaft mancherlei klingende Vortheile eingetragen, aber im ganzen kein Heil gebracht. Wie sich die dortigen Zustände bis 1846 gestalteten, wird später zur Sprache kommen; was dann weiter sich zugetragen haben mag, weiß ich nicht aus eigener Anschauung; es gehört also nicht zu meinen Erinnerungen und höchstens ganz nebenbei in meine Erinnerungen.

Im Alltagsleben war der „Räuberhauptmann" ein Vollblutfranzose von liebenswürdigen Formen des Umganges, geistreich, lebendig, heiter, auch seinen 60 Jahren, seiner schwerfällig plumpen Gestalt und seinem mit Chinawasser gefärbten Haare zum Trotz noch sehr empfänglich für zarte Empfindungen. Indessen besaß er hinlänglich guten Geschmack, nicht den Arkadier zu spielen. In dieser Beziehung erzählte er einst in vertrautem Kreise und mit der gehörigen Nutzanwendung eine

Anekdote von Talleyrand, deren Schlagwort unübersetzbar ist. Der berühmte Diplomat wurde nämlich in seinen alten Tagen einst angeredet: „L'on prétend, mon prince, que vous faites encore l'amour“. Worauf Talleyrand kaltblütig entgegnete: „Pardon, madame, je l'achète tout fait.

Ein anderes Witzwort, das Benazet nicht nacherzählte, sondern selber machte, trug ihm von Ludwig Philipp das rothe Bändchen im Knopfloch ein. Beim republikanischen Aufstande von 1832 stellte er sich an die Spitze einer Abtheilung der Bürgerwehr, deren Oberst er war. Die Mannschaft murrte und wollte nicht von der Stelle. Er aber wußte seine Leute, fast aus lauter Küchengärtnern und Gemüsehändlern der Bannmeile bestehend, schnell bei der schwachen Seite zu packen. Ihren Zuruf: „Vive la république!“ beantwortete er mit der Frage: „Vous ne savez donc pas, malheureux, que les républicains ne mangent jamais des primeurs“? Die Besorgniß um den Ertrag ihrer Frühbeete verscheuchte sofort alle Vorliebe für die Republikaner aus dem Herzen der Küchengärtner und der König wußte ein Verdienst zu würdigen, das durch die lustige Form nichts von seinem Ernste eingebüßt hatte, denn der Abfall der Bannmeile wäre schwer genug in die Wagschale des Aufstandes gefallen.

Benazet hatte in Baden eine Villa in der Nachbarschaft des Conversationshauses gegen eine Leibrente erworben. Der frühere Eigenthümer war der berüchtigte Freiherr von Ende, dem nur noch die Wahl geblieben war, seinen Lebensabend im Zuchthause oder in der Ver-

bannung zuzubringen. Er verbarg unter einem angenommenen Namen seine Schmach in einer Stadt Frankreichs. Da er weder gemordet, noch geraubt, gezünzelt*), gestohlen oder betrogen hatte, blieb er unbehelligt, gleichsam geborgen hinter dem Schmutze seiner widernatürlichen Vergehen.

In der Villa Benazet wurde ein gemüthliches Dasein am häuslichen Herde geführt, gesellig, gastfrei, ohne Prunk und Ansprüche, ebensowenig verschwenderisch als karg. Den schönen Künsten zugethan, liebte der Hausherr vor allen die Musik, und so handelte er nicht blos als Unternehmer, sondern auch, und zwar in noch höherem Grade als Kunstfreund, wenn er ausgezeichnete Musiker nach Baden zu ziehen trachtete. Künstlern von bewährtem Rufe räumte er nicht nur einen Saal im Gesellschaftshause ein, sondern bestritt auch alle Kosten des Concertes. Seine einzige Bedingung war, daß der Eintrittspreis nicht mehr, wie sonst, zu 5 Fr., sondern zu 10 Fr. angesetzt werde.

Eines dieser Zehnfrankenconcerte gab Franz Liszt im s. g. Blumensaal. Es bestand einzig und allein aus sechs Stücken, die er spielte. Die Zuhörerschaft betrug kaum hundert Personen, meistens Damen. Als nach dem frühen Schlusse die Damen noch mehr hören wollten, ließ er die Thüren zum großen Saale öffnen, die Gesellschaft strömte herein und er gab noch eine gute Stunde hindurch von seinen prächtigsten Leistungen zum Besten. Liebenswürdiger und zugleich schärfer konnte sich der be-

*) Zünzeln, Gauwort für Feuerlegen.

leidigte Künstlerstolz kaum rächen, indem er die Ergänzung, welche gleichsam als Recht verlangt worden, als freie Gabe für alle Welt spendete.

Das Virtuosenthum stand damals noch in ziemlicher Blüthe, und was es von Sternen erster Größe in diesem Fache gab, fand sich nach und nach, zum Theile auch wiederholt zu Baden ein. So erschienen, um einige der besten Namen jener Zeit zu nennen: Ernst, Ole Bull, Bohrer, Thalberg, Beriot nebst ein paar anderen, von denen mir im Augenblicke nicht beifällt wie sie geheißen. Auch dem Virtuosen „flicht die Nachwelt keine Kränze". An Sternen niederer Größe fehlte es nicht, das versteht sich von selber; da aber Baden nicht der Platz war, einen Ruf erst zu begründen, so richteten sie wenig oder gar nichts aus. Benazet öffnete die Säle in der Regel nur der bereits anerkannten Meisterschaft. Wenn er minder Bevorzugten etwas zu verdienen gab, so geschah es allenfalls bei den Riesenconcerten oder s. g. fêtes musicales, welche er zuweilen veranstaltete. Er gab auch große Jagden zu Fuß und zu Roß, gleichwie späterhin seine Nachfolger Pferderennen.

Es würde zu weit führen, alle die anziehenden Mittel aufzuzählen, welche Benazet ebenso klug als freigebig anwendete, um durch Musik, Schaugepränge, Sport rc. die Menge anzuziehen. Hier sei nur erwähnt, daß die Gräfin Merlin ihm während zweier Sommer als höchst wirksamer Lockvogel diente. Donna Mercedes war bei Tage in der Dämmerung hinter den geschlossenen Fensterblenden ihres Salons und Abends bei Lampenschein immer noch eine schöne Frau, geistreich wie der leibhaf-

tige Satan selbst, und die vollendetste Meisterin in ihrem gesellschaftlichen Rollenfach, der feineren Gefallsucht. Die Legion ihrer Getreuen und deren Anhang folgte ihr von Paris nach Baden. Es gefiel ihr daselbst gar nicht übel. Für ihre prächtige Wohnung bezahlte sie nur 30 Napoleons. Für ein Spottgeld versorgte sie Haug zum Salmen, welcher den Restaurant im Gesellschaftshause übernommen hatte, mit dem täglichen Brod und mit dem Erforderlichen zur Bewirthung ihrer vielen Gäste. Sie wußte nicht, oder stellte sich nicht zu wissen, daß Benazet sowol den Hausherrn als den Wirth schadlos hielt.

Die Art und Weise des Mannes, der nach seinem eigenen Ausdrucke „faisait les choses grandement“, wird hiemit hinlänglich gekennzeichnet sein. Er befleißigte sich zu leben und leben zu lassen. Die Einzelheiten seiner Veranstaltungen übergehe ich im Ganzen mit Schweigen, indem ich mich auf denjenigen Gegenstand beschränke, der in der Gesellschaft von Europa ein dergestalt großes Aufsehen erregte, daß er sich mit der kleinen Geschichte jener Tage als untrennbarer Theil förmlich verwachsen hat.

Das Gesellschaftshaus von Baden-Baden war in seiner neuen Gestalt ohne Uebertreibung einer anmuthig märchenhaften Dichtung zu vergleichen. In dem umfangreichen, schier um die Hälfte vergrößerten Bau waren vorzugsweise drei Hauptabschnitte zu bemerken: für die Masse, welche der weite Raum umfassen sollte, der große Saal; für den sinnigen Beschauer der, die Phantasie wunderbar ansprechende Renaissancesalon; für den, welcher die Freuden der Tafel und den edlen Duft feurigen

Weines in eleganter Umgebung liebte, der Speisesaal der Restauration. Vor allen ist es die zweite Abtheilung, welche in meiner Erinnerung lebendig geblieben ist, womit nicht gesagt sein soll, daß die übrigen Räume der Aufmerksamkeit einer Gesellschaft, welcher sie ja ausschließlich gewidmet waren, minder würdig gewesen wären; aber es kam nichts destoweniger eine große Masse von wolerzogenen und wolgekleideten Leuten, welche dennoch mit blöden Augen anstarrten, was in seinem innerne ich möchte sagen poetischen Werth zu würdigen, nicht jedem und jeder gegeben war. Den Reichthum der Stoff, und der Arbeit mochte freilich auch das ungeübte Auge auffassen. Er war nicht zu erkennen in den Vorhängen an Fenstern und Thüren, deren in Gold damassirtes rothes Zeug, mit weißer Seide gefüttert, großartige malerische Falten warf, die sich unter der breiten goldenen Einfassung oben verloren, — in den prachtvollen Spiegeln, von denen die beiden an den Hauptwänden eine schier unglaubliche Größe hatten, — in den diwanartigen langgestreckten Sofas, den Lehnsesseln und Stühlen mit ihrem goldenen kunstreichen Schnitzwerk und ihren reichen Ueberzügen von dem Stoff, aus welchem die Vorhänge gemacht waren, und welcher zugleich, mit glücklichem Pinsel nachgeahmt, den obern Theil der Wände zu bedecken schien, — in den Oelgemälden der Zimmerdecke, den Verzierungen der Wände und den zahllosen Vergoldungen der Rahmen, Leisten, Rosetten, und was sonst noch dazu gehörte. Den Reichthum aber machte die Ausführung zur freilich unentbehrlichen, doch immerhin zur Nebensache. Da war auch nicht der kleinste Gegenstand,

welcher nicht stylgemäß dem schöngeordneten Ganzen sich anpaßte und die Augenblendung vervollständigte, welche der Eintretende empfangen hatte. Ganz passend sagte irgendwer von diesem eigenthümlichen Gemach, es scheine zur Aufnahme der geistreichen Königin von Navarra bestimmt, jener Margarete von Valois, deren gesammelte Novellen nur unvollständig auf unsere Zeit gekommen sind. Und das Bild war wahrlich nicht übel gewählt; ich liebte es, mir als die Herrscherin dieses Salons die muntere Erzählerin zu denken, welche deßhalb als eine so bewundernswerthe Schriftstellerin erscheint, weil sie in der heutigen Bedeutung des Wortes eigentlich keine war. Wie im Renaissancesalon neben dem Reichthum der ernste historische Styl das vorherrschende Element, so war im großen Hauptsaal dagegen die Heiterkeit der bezeichnende Zug; in dem weiten hellen Raum mit seinen vielen Spiegeln und Glasthüren strahlten die weißen Wände von goldenem Grillenwerk, hoben sich Pfeiler und Säulen in gleicher Zierde, gekrönt mit goldenem Laubgewinde, glänzte über breitem Gehänge die Decke, an der grüne Felder die Goldrosetten von dem weißen Grunde trennten, und so dem Spiel der vorherrschenden Farben eine anmuthige Abwechslung verliehen. Die Pracht der lichten Farben trat am besten dann hervor, wenn von den Krouleuchtern die Lampen herniederleuchteten, ihren Glanz mit dem der 52 hellen Kugeln vereinend, die ringsum an den Wänden auf hohen Candelabern ruhten; dann erschien der großartige Raum, der bei 150′ Länge und 50′ Tiefe, 30 Schuh in der Höhe mißt, wie eine liebliche Fata morgana, hell, durchsichtig und blendend, vom Größten bis zum Kleinsten

so reich und geschmackvoll durchgeführt, wie man derlei allerdings in Palästen fand, aber nicht wieder in allgemein zugänglichen Räumen, worin niemand gezwungen war, sein Scherflein zum Ersatz der Kosten beizutragen. Um gerecht zu bleiben, muß man nämlich bemerken, daß alle die Pracht eigentlich und hauptsächlich zum Vergnügen derjenigen hergestellt war, welche nichts daran bezahlten; denn wen die finstere Leidenschaft des Spieles drängt und treibt, der sucht nur den verhängnißvollen Teppich; der Glanz des ungemünzten Goldes war ihm also zu Baden ebenso gleichgültig, als ihm früherhin die grauen nackten Wände gewesen, deren Blöße jetzt unter kunstvoller Arbeit sich barg. Nichtsdestoweniger brachten auch die Nichtspieler der Bank mittelbaren Nutzen, indem sie die Masse vermehrten, welche ja überall die Menge herbeizulocken pflegt. „Die Leute gehen am liebsten dorthin, wo es keinen Platz mehr gibt!“ sagte jener Irländer.

An den großen Saal schloß sich, parallel mit ihm laufend, der Blumensaal, so lang wie dieser, doch um ein gutes Stück schmaler, so daß er fast das Aussehen einer Galerie hatte. Der Name kam von den Kunstblumen her, die in Massen als Zierrath dienten, und den Raum verschwenderisch mit dem Schmuck von tausend Damenhüten aufputzten. Die Frauen beneideten die riesigen Spiegel um ihre Einfassung von gemachten Blumen aus Paris, gleichwie Fenster- und Thüren um ihre Vorhänge von Wollenmusselin nach neuen Mustern. Sommerkleider von mousseline-de-laine waren damals eben am stärksten in der Mode. Im Blumensaale wurden die s. g. „Reunions“ abgehalten und Concerte gegeben.

Die Restauration nahm den rechten Flügel des Gebäudes ein. Bemerkenswerth erschien darin vor allem der Speisesaal, dessen Tapeten an Wänden und Decken aus Oelmalereien bestanden, deren künstlerischer Werth einen höheren Rang als den bloßer Verzierungen einnahm. Im linken Flügel befanden sich nach wie vor die Marx'sche Buch- und Kunsthandlung mit dem Lesecabinet und das Theater. Auf Marx wird später zurückzukommen sein, sobald sich eine passende Gelegenheit findet; er gehörte zur alten Garde, unter deren Augen das kleine „Baden bei Rastatt" zum großen „Baden-Baden" geworden.

In diesen hier geschilderten Räumlichkeiten versammelte sich eine Reihe von Sommern hindurch die erlesenste Gesellschaft von Europa. Die Zersetzung wird ungefähr so um 1845 begonnen haben, doch wurde sie damals noch nicht sichtbar. Das soll erst 1849 geschehen sein, wie ich von Hörensagen weiß, gleichwie ich vernommen habe, daß zu derselben Zeit, welche über Frankreich die schönste Blüthe des „bas-empire" brachte, auch die Quellenstadt, durch den Schienenweg in leichte Verbindung mit Paris gesetzt, zum sommerlichen Tummelplatz der Halbgesellschaft geworden sei.

Es wird hier am Platze sein, eigens zu bemerken, daß dieser wörtlich aus dem Französischen übersetzte Ausdruck „Halbgesellschaft" die Bedeutung von „demi-monde" ganz genau wiedergeben und nicht etwa bezeichnen soll, was man ostwärts vom Rheine darunter versteht, vor allem zu Wien, wo der (oder wie man wunderlicher Weise sagt: „die") Demimonde ganz einfach jene Damen in sich begreift, welche die Zierde der Säle des Sperl, bei

Engländer bilden, in Vorstadttheatern flüchtige Bekanntschaften anknüpfen, oder ihre Crinolinen durch belebte Gassen zur Schau tragen, um Romane beim letzten Capitel anzufangen und nicht fortzusetzen.

30.

In jene Badener Zeit, von deren zur vollsten Pracht entfalteten Blüthe eben gesprochen wurde, fiel August Lewalds Uebersiedelung aus Stuttgart mit seiner Europa. Er hatte diese Wochenschrift zu Anbeginn des Jahres 1835 in's Dasein gerufen und damit einen für Deutschland noch unerhörten Erfolg erzielt. Das Unternehmen entsprach an und für sich in seinen Grundgedanken einem Bedürfnisse der Zeit, und der Mann, welcher den glücklichen Griff gethan, besaß alles Zeug dazu, um die gefundene Ader als kluger und erfahrener Bergmann auszubeuten. Abgesehen von der eigenen Begabung des Hervorbringens, deren Werth schon seit längerer Zeit zur vollsten Anerkennung durchdrungen war, besaß er auch alle schätzbaren Eigenschaften eines scharfsichtigen Redakteurs von behender Auffassung und empfänglichem Verständniß der Tageserscheinungen. Er begriff, was die Stunde begehrte, und war zauberschnell damit bei der Hand, bevor die Wallung verflogen. Grübeln, Difteln und alle Schwerfälligkeit überließ er den Schulfüchsen. Sein Beruf war das Plänkeln. Zudem besaß er, mit dem Scharfblick ein wolwollendes Herz vereinigend, eine besondere Anziehungskraft für die strebsame Jugend. Dingelstedt, Auerbach, Gutzkow, Hackländer u. a. m. können

Zeugniß dafür ablegen; so auch Georg Herwegh, der gegenwärtig zwar immer noch vom Ruhme seiner ersten glänzenden Anläufe zehrt, hoffentlich aber doch noch zeigen wird, daß der Sänger der Gedichte eines Lebendigen seitdem nicht völlig unter die Todten gegangen.

Den thatkräftigen Fähigkeiten des wachsamen und unermüdlichen Lewald entsprachen leider nicht die Fähigkeit und Thatkraft des Verlegers und seiner Untergebenen. Dieses schwerfällige Geschlecht begriff nicht, in wie hohem Grade der glanzvolle Anfang der Europa die nachhaltigsten Anstrengungen herausforderte. Die Verlagshandlung blieb hinter dem Erfolge ihres eigenen Unternehmens zurück, und verschlief die heißen Stunden der Erntezeit. Es ging wie seinerzeit bei Franckh mit der Damenzeitung, wovon ich im ersten Abschnitte des vorliegenden (zweiten) Buches berichtet habe. Vielleicht waren auch, ebenfalls wie bei Franckh, die Betriebsmittel zersplittert worden. Der Verleger fand sich gedrängt, die Europa zu verkaufen, und erhielt dafür von der Verlagshandlung Gutsch & Rupp in Karlsruhe eine immer noch sehr anständige Entschädigung. Es waren, glaube ich, 13,000 fl. rheinischer Währung. Von Neujahr 1841 an erschien das Blatt in Karlsruhe.

Bei Gutsch & Rupp kam die Europa aus dem Regen in die Traufe. Die guten Leute schliefen im Laufe von vier Jahren vollends ein. Lewald trat zurück. Die Zeitschrift, oder besser gesagt: ihr Titel übersiedelte 1845 nach Leipzig zu Handen des Dr. Kühne. Seitdem ist sie mir nicht mehr zu Gesicht gekommen, doch glaube ich vernommen zu haben, daß sie noch bestehe.

Lewald, geboren 1793, stand in den s. g. besten Jahren. Bei ihm war die Redensart übrigens keine citle; er blühte in kräftiger Fülle der Gesundheit. Das beste Bildniß, welches ich aus jener Zeit von ihm kenne, findet sich auf einem Steindruck in der Europa 1844. Als ich 1861 ihn zu Ischl wiedertraf, fand ich ihn so wenig verändert, daß fast nur die Silberfarbe des Bartes an die Flucht der vergangenen Jahre erinnerte. Er nahm im Frühjahr 1841 seinen Wohnsitz in Baden, nachdem er ein paar Wintermonate hindurch in Karlsruhe verweilt hatte.

Weil die Europa vorzugsweise der eleganten Welt gewidmet war, so hatte sich im kleinstädtischen Stuttgart und von dort aus in die weite Welt die Sage verbreitet, Lewald lebe auf großem Fuße wie ein vornehmer Stutzer, trage zu Hause einen Schlafrock von echtem Kaschemir, Pantoffeln von Goldbrocat und berge im Nachttischchen von Palisander silbernes Geräth. An der Sage war nichts wahr, als daß er eine sehr schöne Einrichtung und einige ausgezeichnete Kunstsachen besaß, zwischen denen er ein bürgerlich schlichtes Dasein mit seiner Frau führte, die so wenig wie er thörichten Prunk liebte. Es erging ihm hier im Munde der Leute, wie in anderer, doch verwandter Beziehung dem Verfasser der noblen Passionen, welchen irgend ein lustreisender Berichterstatter als einen wüsten Junker geschildert haben soll, der im Stall schlafe, im Sattel seine Malzeiten nehme, und an jedem Abend toll und voll gezecht sich niederlege, während er doch ein so friedfertig gemüthlicher Bursche war, wie nur jemals einer seine gewöhnliche Beschäftigung am Schreibtische zuweilen durch ein kleines Jagdvergnügen oder durch einen

mäßigen Spazierritt auf einem Miethgaul unterbrach. Lewald und sein Freund haben an diesen Uebertreibungen vielen Spaß erlebt und mancherlei Witze darüber gemacht.

Lewalds Adjutant war Max Kohn, ein Bankierssohn aus Hannover, der unter dem Namen Honek schrieb. Er vereinte mit lebhaftem Geiste, regem Gefühl, ziemlich umfassendem Wissen und scharfem Unterscheidungsvermögen eine sehr hübsche Darstellungsgabe. Von schöpferischer Einbildungskraft besaß er kaum einen Anflug. Sein Beruf war der des Kritikers und Zeitschriftstellers; zweifelsohne würde er nach seinen vielverheißenden Anfängen namentlich in letzterer Beziehung noch Bedeutendes geleistet haben, wenn ihn nicht seine allzu früh erschöpfte Natur im Stiche gelassen hätte. Geboren 1813, war er erst 28 Jahre alt, als er mit Lewald nach Baden kam. Er sah auch sehr gesund aus, doch befanden sich seine Nerven bereits in solcher Zerrüttung, daß er Frühmorgens vor Zittern und Beben dem Bartkratzer nicht sitzen konnte, bevor er eine Herzstärkung zu sich genommen; trotzdem ließ er Leidenschaften, wie man sie dem anscheinend phlegmatischen Fettklumpen nicht angesehen hätte, ohne Rückhalt den Zügel schießen. Die Folgen ließen bei ihm das Fett unberührt und warfen sich auf das Gehirn; er gerieth allmälig in regelwidrige Zustände des Denkvermögens, und verfiel schließlich in Wahnsinn. In einer Irrenanstalt ist er, noch ziemlich jung, gestorben. Schade um den hellen Kopf und um das wackere Herz!

In jenen Badener Tagen war der traurige Ausgang begreiflicher Weise noch nicht vorauszusehen. Wenn jeder junge Mann von überreizten Nerven, zornmüthigem Sinne und

leichtfertiger Sinnlichkeit närrisch werden müßte, so bliebe den Vernünftigen nichts übrig, als abzudanken. Honek war eben nur zuweilen, anfangs weniger, dann in steigendem Maße etwas stark überspannt, nicht in seinem äußeren Wesen, sondern bloß am Schreibtische. Es war auch durchaus kein Vorzeichen geistiger Störung, daß er seine Außenseite ungebührlich vernachlässigte. Derlei kommt bei Schriftstellern, wie bei Gelehrten nicht selten vor. Diese Vernachlässigung war so augenfällig, daß sie gelegentlich das Mitleid eines Gönners erregte. Der ältere Lotzbeck aus Lahr war es, der mich eines Tages ersuchte, auf zarte Weise die Annahme einer Unterstützung zu vermitteln, welche er dem talentvollen Schriftsteller zuzuwenden wünschte; worauf er nun zu seinem Erstaunen erfuhr, daß der anscheinend arme Schelm der Sohn eines reichen Wechslers sei, den ein zärtlicher Vater nichts weniger als darben lasse.

Durch Honek wurde zuerst in der Kölnischen Zeitung (1842 oder 43) das Feuer gegen den Fortbestand der öffentlichen Spielbanken überhaupt, zunächst aber gegen die von Baden eröffnet. Das genannte Blatt fing zu jener Zeit an, eine größere Bedeutung in erweiterten Kreisen zu gewinnen; es verdankte dieselbe der erregten Stimmung, welche weit über das preußische Rheinland hinaus die schnöde Gewaltthat von 1837 gegen den Erzbischof von Köln erzeugt hatte, und zu deren Träger es sich gemacht. Diese Angriffe machten in der Badestadt und in Karlsruhe böses Blut. Chezy erachtete sie für ungerecht, und hielt mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge. Er sah die Blüthe, welche der Curort dem Spiele ver-

dankte, und den Wurm in der Blüthe hatte er noch nicht entdeckt. Noch hatte ihn die Erfahrung nicht belehrt. Auch reifere Männer hatten denselben bisher nicht herausgefunden; Lewald verschloß die Spalten der Europa allen Angriffen, während Gustav Kolb jene der Allgemeinen Zeitung für die Vertheidigung offen hielt. Allmälig vergiftete sich der Streit, und Honek vergaß sich bis zu persönlichen Angriffen, um deretwillen er aus Baden weggewiesen wurde. Was die Polizei bei dieser Maßregel sich gedacht hat, weiß ich nicht; vermuthlich genau so viel oder so wenig, als bei allen anderen Leistungen ihres hohen Verstandes. Bei den persönlichen Angriffen wurde auch Chezy nicht übergangen, doch gab ihm bald darauf die Kölnische Zeitung Genugthuung durch eine Einladung zur Mitarbeiterschaft an ihrem Feuilleton, dessen Redaction Leving Schüking übernommen. Der Einladung wäre in jedem Falle auch ohne solche Nebenumstände entsprochen worden. Die Verbindung mit der Kölnischen Zeitung dauerte bis 1848. Vom werthen Freunde Schüking wird mehr die Rede sein, und somit wol auch von Dumont-Schauberg, dem Eigenthümer einer Zeitung, welche durch kluge Benutzung günstiger Umstände aus einem örtlichen Anzeigeblatt großgezogen wurde. Auch Dumont verstand es, wie Benazet, mit sicherer Hand die Wurst nach der Speckseite zu werfen.

Für Lewald hatte Chezy ziemlich viel zu thun; außer Erzählungen größerer und kleinerer Art, literarischen Besprechungen 2c. lieferte er auch Uebersetzungen. Was letztere betrifft, so glaube ich schon früher darauf hingewiesen zu haben, (vermuthlich im zehnten oder elften

Abschnitt des ersten Buches), wie gut es ist, wenn Jemand, der sich dadurch herabläßt, zuweilen Uebersetzungen verfertigt. Einmal hatte Chezy sogar auch Verse für die Europa geschmiedet. Das trug sich aber folgendermaßen zu:

Eines Morgens durch den Baumgang von Lichtenthal her heimwärts schlendernd, traf er auf Meierbeer. „Sie kommen mir eben recht," sagte der Maestro, und erzählte sofort eine Geschichte, welche in höflichen Worten und feinen Wendungen darauf hinauslief, als hätte er in gutem ehrlichem Deutsch gradheraus gesagt: „Ich habe schon vor langer Zeit Lewald ein Lied für die Europa versprochen. Die Verpflichtung will ich halten, denn die Europa kann mir Freude wie Aerger bereiten, mir, der öffentliche Besprechungen in verbreiteten Blättern durchaus nicht mit gleichgültigem Auge betrachtet. Zugleich wünsche ich so wolfeil als möglich loszukommen. Da hätte ich nun eine alte Melodie zu einem völlig unbrauchbaren Text in französischer Sprache. Dieser Text war das Grablied für ein junges Mädchen in Genf. Sie würden mich verbinden, lieber Chezy, wenn Sie meine Musik in Worte setzen wollten." Bereitwillig begleitete Chezy den Maestro in sein Arbeitszimmer, ließ sich die Weise wiederholt vorspielen, und schrieb acht Zeilen dazu, welche nach seinem Gefühl dem empfangenen Eindruck entsprachen. Meierbeer fand, daß der Text zur Musik passe; die calvinistische Nüchternheit sei glücklich beseitigt und doch das ursprüngliche Gepräge des tiefsten Ernstes unbeschädigt geblieben. Er schrieb seine Noten auf ein Blatt Papier, den Text dazu, „Magdalena" als Titel darüber, und

löste dabei sein Wort bei Lewald ein. Das Lied erschien als Facsimile in der Europa von 1841, Band II.

31.

Der Mitarbeiterschaft Chezy's an der Europa war eine förmliche „Faulenz-Cur" von sechs Wochen vorausgegangen, welche er zu Innsbruck gebraucht hatte. Spindler bewohnte dort den vierten Stock des Morigglhauses, wo er sich häuslich eingerichtet hatte, mit Ausnahme der Bedienung und der Küche. Verköstigt wurde er im zweiten Stockwerk bei Herrn und Frau Bader, einem kinderlosen Ehepaar von ungleichen Jahren. Der Mann hatte einen Antheil, ich glaube sogar den bedeutenderen, an der Handelschaft der Brüder Moriggl, deren Schwager er war. Seine Frau, eine prachtvolle Blondine nach Art der berühmten Helene von Rubens, stand auf der Sonnenseite der dreißig, und zählte um zwei gehäufelte Jahrzehnte weniger als ihr Gemal.

Das Dasein im Hause spann sich vom Anfang des Oktobers bis in die Mitte des Novembers in angenehmer Gleichförmigkeit ab. Chezy blieb Morgens bis mindestens 10 Uhr im Bette liegen, erstens um den Freund im Arbeiten nicht zu stören, zweitens weil dies wesentlich zur Cur gehörte. Nachdem er endlich sich erhoben, behielt er bis zur Essenszeit, (nach Landesart 12 Uhr Mittags), grade noch Muße, eine Schale Kaffee zu schlürfen, das Rauchopfer aus langem Weichselrohr und Meerschaum darzubringen, und in der Allgemeinen Zeitung... das Inhaltsverzeichniß zu lesen, wie Spindler sich ausdrückte; indessen dürfte er je zuweilen auch vom Inhalte

selbst einige Kenntniß genommen haben, welcher damals wegen der in Frankreich aufgewirbelten Rheingelüste eine gewisse Bedeutung hatte, obschon der Staub sich bereits legte, und Thiers zurücktreten mußte. Diese Wendung der Dinge hatte Niklas Becker durch sein „Sie sollen ihn nicht haben“ herbeigeführt, wie Bader erklärte; und der mußte es wissen, denn der kleine Mann war ein großer Politiker, so daß ihm zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten nichts fehlte, als einige Kenntniß der französischen Sprache. Für Ludwig Philipp hegte er eine entschiedene Vorliebe, nur daß der Bürgerkönig ihm viel zu mildherzig war. „Wer sich an einer Emante betheiligt oder nur an einer Barissade bauen hilft,“ sagte er, „den ließe ich köpfen, wie den Fischi, den Hauptschnipfer.“

Unmittelbar nach Tische fuhr Bader ab, als fürchte er, das Kaffeehaus könne ihm davon laufen. Chezy ging bald nach ihm in ein anderes Kaffee, von wo der Freund ihn dann zum Lustwandeln abholte. Beim herrlichsten Oktoberwetter und später im Sonnenschein eines milden St. Martinssommers genossen sie die Reize einer der schönsten Gegenden, welche es hienieden geben kann. Ausnahmsweise setzte es hie und da wol einen Regentag, vor dessen Langweiligkeit sich der Gast zum Billard flüchtete. Grundsätzlich mied er jede geistige Beschäftigung bis hinab zum Lesen im Conversationslexikon. Um 7 Uhr ging's zur „Jause“ im zweiten Stockwerk. Die Frau vom Hause befand sich allein. Der Herr kam erst zum Nachtessen heim, selten vor zehn Uhr. Um Mitternacht verfügten sich die Freunde in den vierten Stock hinauf, nachdem

sie vom rothen Tiroler so viel zu sich genommen, als die Rücksicht auf den Anstand irgend gestattete.

Dieser rothe Tiroler ist ein so schätzbares Naß, als irgendwo in Gottes Welt an sonnigen Halden wächst. Er schmeckt vortrefflich, läßt sich in großer Menge trinken ohne zu betäuben, und zieht, wenn zufällig auch ein Tröpflein zu viel genommen wird, keinen Katzenjammer nach sich. Chezy hegte noch eine besondere Verehrung für des Sandwirths wackeren Landsmann; er hatte nämlich auf der Reise nach Innsbruck sich im Regenwetter auf dem Arlberg erkältet, und war mit einem förmlichen Fieber nach St. Anton gekommen, wo der Wirth, ein Heilkünstler in seiner Art, ihm ein Gläschen nach dem anderen aufnöthigte. Er spürte schon beim ersten Schluck eine gute Wirkung, und fuhr fort, sich zu erfrischen, bis ihm das Feuer zu den Haarspitzen hinaussprühte, worauf er sich wieder in den Wagen setzte, allerdings einigermaßen betäubt, aber überaus wolgemuth. Als er auf der nächsten Post, zu Fliersch, anlangte, war die Erhitzung verflogen, und hatte die Erkältung mitgenommen. Demnach hatte der Gast dem wolthätigen Rothen auch eine Schuld der Dankbarkeit abzutragen.

Den Rückzug nahm Chezy wieder über Bregenz, um von dort nach Rorschach und nach Stuttgart abzuschwenken. Als er von Innsbruck abfuhr, fiel der Schnee in dichten Flocken. Das Wetter war nicht mehr danach beschaffen, sich der offenen Wägelein, der s. g. tiroler Extrapost zu bedienen. Die Eilwagen aber waren noch vom älteren Zuschnitt, in Käfige für je zwei Personen abgetheilt. Der Reisegespan war ein langweilig leerer Kerl,

neben dem nichts Besseres zu thun war, als möglichst viel zu schlafen, da der fallende Schnee als dichter Schleier jede Aussicht verhüllte. Um Mitternacht wurde St. Anton erreicht, der Grenzort zwischen Tirol und Vorarlberg. Das Wetter war hell und frisch geworden. Chezy bewog die Kellnerin, ihm noch einen Abschiedstrunk von wolthätigem Rothen zu verschaffen. Er leerte die Flasche auf des Wirthes Gesundheit in raschen Zügen, um dann die großartige Schlafunterhaltung mit erneuter Fähigkeit fortzusetzen. Plötzlich fühlte er sich gerüttelt. „Wie mögen Sie nur schlafen", sagte der Reisegefährte; „schauen Sie hinaus". Es war draußen hell genug, um zu unterscheiden, daß der frischgefallene Schnee, ziemlich fest gefroren, bis zur Höhe des Geländes lag. „Wenn der Wagen ausrutscht", sagte der Andere, „so fallen wir über den Abhang hinunter und sind verloren". Gegen diese Wahrheit gab es keine Einwendung. „Steigen Sie aus, wenn Sie sich fürchten", versetzte Chezy. Er aber meinte, das gehe nicht, weil er unterwegs bis Stuben erfrieren würde. „So schlafen Sie wie ich", fuhr jener fort; „was geschrieben steht, wird so wie so geschehen, und Sie ersparen sich die Angst. Jedenfalls lassen Sie mich in Ruhe." Sprach's, und entschlummerte in süßen Erinnerungen an die Fleischtöpfe des Morigglhauses. Als er am Morgen auf dem holperigen Pflaster von Bludenz die Augen öffnete, fiel sein erster Blick auf ein wahres Jammerbild. Der Nachbar sah aus, wie das böse Gewissen selbst. „Wie habe ich Sie um ihren gesunden Schlaf beneidet", seufzte er.

Wie gut war es doch, daß Chezy so tüchtig vorge-

schlafen, denn in der nächsten Nacht sollte er kein Auge schließen. In Bregenz waren von den vier Plätzen der zwei Abtheilungen des nächtlichen Postwagens nach Rorschach drei an eine Dame mit vier Töchtern von 13 und 16 Jahren vergeben. Die Kleine bestand darauf, bei der Mutter zu sitzen, und wies den Vorschlag, mit dem Unbekannten zu fahren, mit allem Ungestüm von sich. Die Schwester solle sich zu ihm setzen, sagte sie. Das jedoch erklärte die Mama für entschieden unzulässig. Das verzogene Kind weinte und schrie, bequemte sich aber endlich dazu, mit der Schwester vorlieb zu nehmen. Großmüthig nahm die Mutter, eine sehr hübsche Frau von 33 oder 34 Jahren, die Gefahr auf sich, mit dem Unbekannten allein zu bleiben. Offenbar fürchtete sie sich indessen vor dem Einschlafen, und um nicht etwa durch das Beispiel dazu verleitet zu werden, begann sie eine Unterhaltung, die lebhaft fortzuspinnen es ihr nicht an Geist gebrach. Was anfangs Nothbehelf gewesen, gewann ihr nach einer Weile Wolgefallen ab. Beide Theile bedauerten schließlich, zu Rorschach sich trennen zu müssen. Die Namen blieben aber gegenseitig ungenannt, und so möge die heldenmüthige Mutter nach wie vor in meiner Erinnerung den Namen der Dame Pelikan behaupten.

In Stuttgart hatte Chezy Geschäfte, und machte nach deren Abwicklung die Heimreise in Lewald's Gesellschaft, welcher damals die Uebersiedelung vorbereitete.

32.

Bevor die Erzählung in regelmäßiger Weise weiter geht, ist noch einiges über Joseph Eduard Braun beizu-

bringen, von welchem bereits oben die Rede war. Nach Honeks Abgang wurde er dessen Nachfolger bei der Europa. Die gütige Natur hatte ihn verschwenderisch mit ihren besten Gaben ausgestattet, innen wie außen. Als lyrischer Dichter, wie als scharfsinniger Kritiker gab er zu den schönsten Hoffnungen die Berechtigung. Allerliebst waren seine Reiseskizzen ꝛc. Seine äußere Erscheinung war immer noch sehr hübsch, obwol durch wüstes Leben sichtlich verwildert; doch machte das fahle abgemagerte Gesicht des 24- bis 25jährigen Jünglings nicht geringes Glück beim weiblichen Geschlecht, namentlich bei jener Art von Frauen, welche in der Kunstsprache nach Balzacs glücklich erfundenem Ausdruck „femmes de trente ans“ heißen, welches Alter durchschnittlich bei wolerhaltenen, gehörig erfahrenen und lebensdurstigen Weibern nach dem fünfunddreißigsten Geburtstage beginnt, um aufzuhören, wann es Gott gefällt. Die vielen Narben von studentischen Hiebwunden verliehen dem Antlitz, wie es schien, eine besondere Anziehungskraft. In unserer Gesellschaft wurde er nicht anders als „Strolch“ gerufen. Er schien sich auf den Beinamen etwas einzubilden; jedenfalls suchte er ihn fortwährend zu verdienen. Im Schuldenmachen leistete er Unglaubliches. Wenn er zufällig Geld in der Tasche hatte, hütete er sich vor allem, ein Darlehen zurückzuerstatten oder eine Rechnung auszugleichen. Als er kurz vor seinem Scheiden von Baden dergestalt heruntergekommen war, daß ihm auch gar kein Wirth mehr ein Mittagessen borgte, schickte ihm irgend eine verliebte „Gredl“ ihren Sparpfennig zu, ohne sich zu nennen. Er solle mit den 300 fl. seine Schulden tilgen, schrieb

sie ihm mit verstellter Handschrift. Das aber ließ er fein bleiben. Er brachte das Geld einfach durch. Ein Freund sagte ihm: „Gib mir meine vier Karolin zurück, welche ich dir nach und nach vorgeschossen; ich bin in Verlegenheit.“ Worauf er: „Das wäre gegen meine Grundsätze. Wenn du für dein Geld etwas genießen willst, so hilf mir Champagner trinken.“

Zu Brauns Leidenschaften gehörten auch leichtfertige Raufhändel. In Baden gelang es den Bemühungen Erlachs und Chezy's mehrmals, ihn herauszuwickeln, bevor es zum Knallen kam. Auch mit Berthold Auerbach gerieth er in Streit. Der Dichter der Schwarzwälder Dorfgeschichten trat dabei von allem Anbeginn so trutzig auf, daß eine Herausforderung unvermeidlich wurde, die er wirklich annahm, um jedoch sofort die Sache mit offenkundiger Muthlosigkeit zu verschleppen. Braun wollte ihn dafür öffentlich ohrfeigen, was Chezy nur mit äußerster Mühe hintertrieb. Endlich bewirkte Lewald, von einer kleinen Reise gerade noch zur rechten Zeit zurückgekehrt, eine Art von Ausgleich, bevor es zu der von Braun beabsichtigten Prügelei vor den Augen der Badegesellschaft kam. „Ich bin mein Leben der Lesewelt schuldig,“ sagte Auerbach und leistete Abbitte. Eine Versöhnung fand nicht statt, obschon Braun, ehedem Auerbachs Dutzbruder, derjenige gewesen, der als sein begeisterter Bewunderer die lärmendsten Lobfanfaren in der Europa geblasen. Der „Strolch“ wandte sofort auf die Lesewelt und ihren Getreuen die Verse an, worin einst in den Tagen der Restauration die junge Dichterin Delphine Gay (später Frau von Girardin) vom General Bourmont, dem Ueber-

läufer von Waterloo, gesagt, er sei der allergetreuste Diener des Königs, denn er habe der Ergebenheit sogar seine Ehre geopfert.

Braun schrieb eine Erzählung, deren Held ein Hühnerhund Namens Ramasse war. Sie steht im Morgenblatt abgedruckt. Dieser Ramasse, von den Freunden Chezys „Leibmops" geheißen, sah wie ein vierfach vergrößerter Rattenfänger aus, und war von so klassisch schöner Häßlichkeit und dergestalt leutseligem Wesen, daß er mit seinen tiefsinnig und tiefsinnig melancholischen Augen mancherlei Eroberungen machte. Lola Montez unterhielt durch reichliche Zuckerspenden ein zartes Verhältniß mit ihm und hätte ihn gern — natürlich für Affenmünze — vom Eigenthümer erstanden; doch der war, obschon noch nicht 40 Jahre alt, bereits bombenfest, oder vielleicht auch nur noch um ein dutzend Sommer zu jung dazu. Ein gelungenes Bildniß Ramasses findet sich in der Badener Trinkhalle auf einem der Wandgemälde Götzenbergers; es trägt die Unterschrift: „Gründung des Klosters Fremersberg."

Im October 1845 hatte Chezy in Stuttgart zu thun. Wer sich zu Karlsruhe im Eilwagen ganz unversehens zu ihm gesellte, war der „Strolch". Die Begegnung setzte ihn nicht in Verlegenheit, da er zufällig bei Kasse war; er machte sich darauf gefaßt, den ungeladenen Begleiter unterwegs auslösen zu müssen, doch kam er leichter durch, als er gemeint, da Braun zu Stuttgart im Adlerwirth einen bereitwilligen Borger fand, welcher den Gefährten unbehelligt ließ, nachdem er vernommen, daß der junge Herr zurückkommen und den Winter über bei ihm bleiben

werde. So geschah es auch wirklich und der Gast machte in der That eine flotte Zeche von ungefähr 600 fl., die schließlich mit der Kohle in den Rauchfang geschrieben wurde.

Dingelstedt, seit Jahr und Tag mit Jenny Lutzer verheiratet, machte ein hübsches Haus. Da er zufällig eben eine große Abendgesellschaft eingeladen, zog er die Beiden dazu. Was gut und theuer in Stuttgart war, fand sich ein; u. a. der Kronprinz. Braun schwamm in Entzücken unter dem vornehmen Volk. Für Standespersonen fühlte er eine förmliche Leidenschaft. Chezy langweilte sich unter den steifen Kleinstädtern. Wäre nicht Liszt zugegen gewesen, den er hören wollte, so würde er nach der ersten halben Stunde entwichen sein. Endlich sagte er zu diesem: „Ich gehe. Morgen suche ich Sie auf.“ — „Aufsuchen? Schon recht,“ versetzte der Künstler; „aber das Gehen gilt nicht. Der größte Theil der Langenweile ist überstanden. Wir werden in kleinem Ausschusse lustig sein, sobald die faden Gesichter abgefahren.“

Also geschah es. Liszt, der Regisseur Moriz und noch ein paar Nachzügler blieben mit Braun und Chezy sitzen, nachdem der Schwarm sich verlaufen. Dingelstedt erholte sich mit ihnen von den anstrengenden Obliegenheiten des aufmerksamen liebenswürdigen Wirthes. Ohne Anstrengung war er nur um so liebenswürdiger. Jenny hatte sich zurückgezogen; niemand verargte ihr's nach so schwerer Frohnarbeit. Liszt wurde, wie man es im Südwesten des deutschen Vaterlandes heißt: kreuzfidel. Zudem erwachte ein schadenfroher Kobold in ihm, da aus gewissen Zeichen zu entnehmen war, der Hausherr fange an, sich

zu erinnern, daß er weder Junggesell noch Vogel auf dem Zweige mehr sei. Jetzt war kein Halten mehr. Liszt schnellte in die Höhe, stürmte in den Salon und pflanzte sich an den Flügel. Hoch flatterten seine gleichsam zehnfingerigen Hände in der Luft, stürzten sich wie raublustige Möwen auf die Tasten und holten als Beute stürmische Weisen daraus hervor. Endlich hoben sich mit den Armen auch die langen dünnen Beine gelenkig in die Luft, um die Fußspitzen in den Ballschuhen auf Elfenbein und Ebenholz zu schleudern. Nun gab es vollends einen zwar stets melodischen, aber doch immerhin höllischen Lärm. Die bacchantische Begeisterung gefährdete offenbar das Saitenspiel; es wäre nicht das erste gewesen, das unter den Händen des Meisters geblieben, der jetzt zum Ueberfluß auch noch den Landsturm der Fußsohlen aufgeboten. Dingelstedt äußerte die Besorgniß, daß sein Kind aus dem Schlummer geschreckt werden könne. „Er meint die Gnädige,“ kicherte Liszt und trommelte weiter. Chezy trat zu ihm und flüsterte in sein Ohr: „Wir haben lange nicht mehr mitsammen geraucht.“ Das verführerische Wort that seine Wirkung. Liszt verließ sein klingendes Opfer, bevor er es bis zum Schwanenliede gehetzt und schrie nach Cigarren. „Unter der Einfahrt sollt ihr vortreffliche Bremer haben,“ sagte Dingelstedt. „Gehen wir“, fiel der Chorus ein. „Hier stehen ja noch unberührte Torten,“ versetzte Liszt. Da Niemand mehr davon wollte, zerhackte er sie mit dem Messer und ließ dann endlich, nachdem er sein Müthchen gekühlt, sich zum Scheiden bewegen. Unter der Einfahrt vertheilte Dingel-

stedt preiswürdige Cigarren, und gleich darauf klopfte das Hausthor hinter der wilden Jagd zu.

August Zoller, der gute Gesell aus alter Zeit, nahm sich auch dießmal in gewohnter Weise des Freundes an, obschon er an Braun kein sonderliches Wolgefallen fand. Aus dem Kreise von ehedem fehlte Theodor von der Lühe, der mit dem Strolch mancherlei verwandte Eigenschaften besaß; er war zur Abwechslung einmal in k. griechischen Diensten untergebracht worden.

Theodor war ein Sprößling jener Ritterschaft von jüngeren Söhnen, die sich ein früherer Selbstherrscher aller Schwaben aus Norddeutschland verschrieben hatte, wenn ich nicht irre, aus Mecklenburg, weil es ihm zum Aufputz seines Hoflagers an der gehörigen Zahl altadeliger Namen fehlte. Das Schicksal der Söhne, Enkel und Urenkel dieser Ableger stiftsfähiger Geschlechter hatte sich im Laufe der Zeiten auf der fremden Erde noch verschiedenartiger gestaltet, als es auf heimischem Boden geschehen sein würde. Theodor gehörte zu denen, deren Vorfahren in Schwaben wirklich Wurzeln geschlagen und sich eine Heimat gegründet hatten; sie erwarben zwar keine großen Besitzthümer, aber Ansehen und Verbindungen. Sein Vater hatte eines der höchsten Staatsämter bekleidet. Der Sohn hätte eine hübsche Laufbahn offen vor sich gehabt, deren Anforderungen zu entsprechen er das Zeug besaß. Er war ein aus dem Kern geschnitzter Bursche, aber von so unbändig abenteuerlicher Gemüthsart, daß er daheim nicht gut thun konnte. Doch soll er schließlich, nachdem er das s. g. Schwabenalter erreicht, sich der Bedingungen des bürgerlichen Herkommens gefügt und

württembergischer Beamter geworden sein. In München habe ich ihn als Abenteurer gekannt, welcher seine Rolle in jenem großen Drama spielte, aus welchem Balzac seine „Ressources du Quinola“ geschöpft hat. In Straßburg traf ich ihn mit einer Bestallung als Offizier der Königin Maria da Gloria, für welche in Frankreich fremdes Volk geworben wurde. Damals war ein Landsmann mit ihm, der von zu Hause weggelaufen, weil seine Eltern die Heirat mit einer welkenden Jungfrau nicht zugeben wollten. Doch blieb es bei der Kundgebung, weil Vater und Mutter glücklich herausfanden, es sei besser, ihren Sohn der alten Schachtel zu geben, daß sie ihn unter dem Pantoffel halte, als ihn der kindlichen Königin zu lassen, daß sie ihn zum Kanonenfutter verwende. Auf seiner Fahrt nach Hellas war Theodor über Baden-Baden gekommen, wo ich sein Reisegeld mit Beschlag belegte, so daß er es nicht verspielen konnte.

Den Rückweg nahmen Chezy und Braun über Heilbronn, um einen Tag in Weinsberg bei Justinus Kerner zuzubringen, und dann den Neckar hinab nach Heidelberg zu dampfen.

Kerner hat sich stets sehr wolwollend gegen Chezy erwiesen, aber mit ihm sich nie in ein Gespräch über das eingelassen, was er für Beziehungen zur Geisterwelt erklärte, während der junge Mann dieselbe Sache einfach vom naturwissenschaftlichen Standpunkte auffaßte, indem er weder das wolfeile und bequeme Auskunftsmittel ergriff, unbegreifliche Erscheinungen für Traum und Schaum zu erklären, noch auch an überirdische Einwirkungen und, wie es Kerner in der Seherin von Prevorst nannte, an

„ein bedenkliches Hereinragen der Geisterwelt“ in das Menschenleben glaubte. Zum Ableugnen war er nicht leichtfertig genug, und vor dem Aberglauben beschirmte ihn sein bischen Christenthum. Er lebte schon damals in der Ueberzeugung, daß Alles, was irdischen Augen sichtbar wird und überhaupt der menschlichen Wahrnehmung sich offenbart, auch dem Gebiete irdischer Forschung angehören müsse, sowie, daß die Wissenschaft lange noch nicht zu dem Punkte gelangt sei, wo für sie die Welt mit Bretter vernagelt ist. In Bezug aber auf die zur Zeit für uns noch so geheimnißvollen Dinge, welche wir unter der Gesammtbezeichnung des Magnetismus begreifen, bedauert er zuweilen, zwar kein Mann der Wissenschaft zu sein, tröstete sich jedoch damit, daß er, zu anderweitiger Thätigkeit berufen, in seiner Weise wol auch sein Pfund nicht vergraben und, dem eigenen Streben hingegeben, keine pfuschende Liebhaberei auf Gebieten getrieben hat, welche den ganzen Mann erheischen, wenn etwas darauf gewonnen werden soll. Er begnügt sich gerne damit, zu genießen, was ernste Arbeiter dort mit ihrem Fleiße errungen haben, und hält sich beim Magnetismus gegenwärtig so lange an Arthur Schopenhauer, bis Einer kommt, der es noch besser versteht. In solcher Genügsamkeit besteht die Weltweisheit des Dichters.

Bei Kerner fand sich die liebenswürdige Dichterin Emma Niendorf auf Besuch. Chezy kannte sie von Baden her. Damals lagen bereits die Tage hinter uns, worin das Vorurtheil geherrscht, daß der Beruf des Schriftstellers in Hosen gebannt sei und eine Schriftstellerin aus allen Bedingungen der Weiblichkeit heraus-

trete. Man hatte längst erkennen gelernt, daß eine Schriftstellerin nicht als solche, sondern eben nur als Frau närrisch sei, wenn sie es überhaupt war, gleichwie etwaige Verkehrtheiten großer Dichter, Gelehrten, Feldherrn nicht dem Genius oder der Wissenschaft zur Last fallen. Wer aber nach dem altfränkischen Vorurtheile anfing, der mußte von gothischer Starrheit unheilbar befangen sein, wenn ihn Emma Niendorf durch ihre unbefangene Natürlichkeit nicht bekehrte. Sie hatte seit einiger Zeit schon begonnen, in weiteren Kreisen die wolverdiente Anerkennung zu finden, auch aus dem Erfolge bereits die Zuversicht am Schreibtische geschöpft, welche noch eines guten Maßes von Ergänzung bedürftig gewesen: doch solche innerliche Kräftigung ließ sie keineswegs nach außen hin ausschlagen. Wenn sie indessen nicht als Blaustrumpf auftrat, so verfiel sie glücklicher Weise deßhalb noch nicht in das entgegengesetzte Aeußerste; es kam ihr nicht in den Sinn, sich für ein kochendes, nähendes, strickendes Wesen zu geben, von der Verderbniß der weiblichen Dienstboten und anderem Tritschtratsch zu schnattern oder überhaupt die Farbe ihres Berufes zu verleugnen. Sie bewegte sich anspruchslos, aber sicher in ihrem eigenen Elemente, wie der Vogel in der Luft, der Fisch im Wasser. Der Name Niendorf ist ein Pseudonym; ihr Gemal hieß Suckow und war Oberst. Vielleicht ist er vor seinem Tode noch General geworden. Ihr Vater war der General Graf Pappenheim.

In Heilbronn traf Chezy einen werthen Genossen aus der Münchener Zeit, Namens Herzog. Er bekleidete einen schon leidlich hohen Mandarinenrang und war bereits

seit einem Schweizerdutzend von Jahren mit der Tochter eines Münchener Bankiers verheiratet, nichtsdestoweniger aber der alten Gesinnung treu geblieben. In neuerer Zeit ist sein Name bei Gelegenheit der Münchener Zollconferenz durch die Zeitungen gelaufen, mit einem Titel, der ungefähr wie Geheimer Oberfinanzrath lautet. In Heilbronn gedachten die Beiden mit großem Behagen ihrer fröhlichen Abende von München und manchen lustigen Streiches. Herzog war damals derjenige, welcher bei Gelegenheit der ersten Aufführung einer Oper des Intendanten, Frh. v. Poyßl ein Gedicht vorbereitet hatte, das zum Schlusse der Darstellung in einigen hundert Abdrücken von der Galerie flatterte. Die Zuschauer hielten es für eine bestellte Huldigung, die ihnen nach dem äußerst geringen Erfolge des neuen Werkes nicht besonders glücklich angebracht schien; doch bald genug löste sich ihr Mißfallen in schadenfrohes Gelächter auf. Die vermeinte Huldigung sagte sowol dem Tondichter als dem Leiter der Kunstanstalt die bittersten Wahrheiten. Poyßl wüthete. Um sich zu rächen, befahl er, das Abonnement des Frevlers auf einen Logenplatz bei der nächsten Erneuerung zurückzuweisen. Da Herzog jedoch — ich glaube als Schriftführer — zu den württembergischen Zollverordneten gehörte, die wegen des Zollvereins unterhandelten, so stand er unter dem Schutze der Vorrechte, welche das Herkommen den Gesandtschaften nebst Zubehör zuerkennt; und demnach bedurfte es nur eines Winkes von befugter Seite, um Poyßls grimmige Wallung zu beschwichtigen. Ohnehin war der dicke Mann mit der rothen Kartoffelnase eine gute Haut, worin der Zorn nicht anhielt, wenn er zu-

fällig einmal auch erregt worden. So z. B. fiel es dem Intendanten niemals ein, die Begünstigung des freien Eintrittes für Chezy zu widerrufen, obschon die Wochenberichte über das Theater in der Damenzeitung mit der entschiedensten Rücksichtslosigkeit verfuhren. Letzteres wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß die schönen Künste damals den Sündenbock für allen verhaltenen Ingrimm einer Jugend abgeben mußten, welche die anderen Gebiete des öffentlichen Lebens der freien Besprechung verwehrt sah.

Die beiden Reisenden fuhren den Neckar hinab nach Heidelberg, wohin Chezy Frau und Kind zum Besuche bei Helmina bestellt hatte. Braun blieb länger als er dort und ersparte ihm dadurch die Aufgabe, ihn auszulösen. Er erwarte Geld von zu Hause, sagte er, und scheint es auch bekommen zu haben, denn er wäre sonst kaum in der Lage gewesen, nach Baden und von dort nach Stuttgart zu reisen. Im Gasthofe zu Heidelberg blieb er die Zeche schuldig, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Von Baden ging er bei Nacht und Nebel durch.

Um mit dem bedauernswerthen „Strolch" abzuschließen, bedarf's nicht gar zu vieler Worte mehr. In Stuttgart fand er Zutritt in Kreisen lebenslustiger Standespersonen, doch mußten sich ihm die Pforten vor häuslichen Herden verschließen, da er unmittelbar nach seiner Ankunft sich als den verlorenen Sohn gab, der er war. Bei Emma Niendorf hatte er es schon zuvor gründlich verschüttet. Die Ursachen lagen für den Augenzeugen auf offener Hand; in ihrer harmlos leutseligen Weise hatte sie zu Baden den Dichter mit vieler Freundlichkeit behandelt, worauf er, wie ich zu errathen glaube, sie in ihrer weiblichen

Würde gekränkt zu haben scheint. Er gehörte zu jenen, bei welchen, — um ein früher gebrauchtes Bild hier zu wiederholen, — Pfingsten vor Ostern gekommen, woher er ein Maßstab führte, welchen die reine Weiblichkeit nicht kennt.

Die mehr oder weniger hochgebornen Lebemänner, mit denen zu verkehren ihm gegönnt war, ließen sich den Umgang gefallen, weil er sie belustigte. Einigen mögen wol auch seine Gedichte gefallen haben. Etwas Nachhaltiges für ihn zu thun, war selbst den einflußreichsten unter ihnen nicht möglich, da seine Lebensweise jede Bemühung der Gönnerschaft zum voraus vereitelte. Durch literarische Arbeit sein Leben zu gewinnen, hätte er allerdings reichliche Gelegenheit gehabt, aber schon war ihm jede Beschäftigung zum Gräuel geworden. Cotta zeigte sich bereit, ihm Verdienst zu geben; er aber wollte nur Vorschüsse, und davon mochte, wie schon berichtet worden, der gewitzigte Sohn des vielbetrogenen Johann Friedrich nichts hören. Die Gönner mußten sich demnach damit begnügen, dem tollen Gesellen Wein in den Hals zu gießen und sich gelegentlich „anpumpen" zu lassen. So trat, obschon fast wunderbar langsam, das Unvermeidliche endlich ein. Der „Strolch" fand keinen Borger mehr, als er, ich weiß nicht durch welche Vermittlung, im Sommer einen Ruf nach Freiburg i. B. zur Uebernahme der Süddeutschen Zeitung als Redacteur erhielt. Der Adlerwirth, welcher drauf und dran gewesen, ihn einsperren zu lassen, fand sich zum Mitleid bewogen und schenkte ihm einige Kronthaler, um ihn nur fortzubringen.

In Freiburg dauerte die Herrlichkeit nicht lange. Ab-

gesehen von der Fahrlässigkeit, womit Braun ein Geschäft führte, von dem er ohnehin nichts verstand, fanden die Eigenthümer des katholischen Blattes, — Heinrich von Andlaw, die Professoren Buß und Schwörer ꝛc. — daß sie einen Redacteur nicht behalten könnten, der Abends vollgezecht auf der Straße Lärm machte, sich mit Handwerksburschen balgte und am hellen Tage zu der verrufenen Kneipe vor die Stadt ging, welche — zum Waldhorn geschildert — im Munde des Volkes das „Siebentodtsünden-Hüsle“ hieß.

Wie es Braun möglich gewesen, nach seiner Abdankung sich noch vom October 1846 bis zum Frühjahr 1847 in Freiburg zu behaupten, ist für mich ein Räthsel geblieben. Er arbeitete anfangs sehr wenig, dann gar nichts mehr und war endlich schon dergestalt verkommen, daß er nicht mehr arbeiten konnte. „Morgens befängt mich der Katzenjammer,“ sagte er, „und Nachmittags bin ich schon wieder voll.“ Schließlich geschah es, daß er eines Abends im Zähringer Hofe einem Gast um geringfügiger Ursach willen eine Ohrfeige verabreichte; es war nicht bloß eine halbbildliche, wie in anständigen Umgebungen die tödtliche Beleidigung allein noch zugefügt wird, sondern ein wirklicher, ein klatschender Backenstreich, wie ihn der Karrenschieber dem Fuhrmann gibt. Dieses pöbelhafte Gebaren bewies, wie wenig Braun zu jener Stunde seiner Sinne mächtig gewesen, und auf diesen Umstand gründete sich die Hoffnung auf einen friedlichen Austrag des Handels. Einen solchen wünschte vor allen der Beleidigte selbst, ein junger Mann Namens Gottreu, der seinen Offiziersdegen abgelegt hatte, um das Mädchen seiner

Wahl zum Altar führen zu können. Er sollte demnächst eine Bedienstung im Zollwesen antreten, die ihm zugesichert worden, worauf er sofort zu heiraten gedachte. Nun rechnete Gottreu ohne Müh heraus, daß ein Zweikampf, selbst wenn er darin Sieger blieb, ihn um die zugesagte Anstellung bringen könne, um seine Hochzeitsaussichten in weite Ferne hinauszurücken; er wollte daher den Vorgang gerne vergeben und vergessen, wenn der Beleidiger nur erklärte, daß er die Uebereilung bedauere. Auf alle Vorstellungen in diesem Sinne hatte Braun jedoch nur die eine rohe Antwort: „Die Ohrfeige in seinem Gesichte sitzt mir lang gut genug.“ Die Unterhandlungen zogen sich durch sechs Wochen und darüber hin. Endlich fand der Zweikampf statt. Durch das Loos fiel dem Beleidigten der erste Schuß zu und mit sicherer Hand sandte er die Kugel in des Beleidigers Brust.

Die Zeugen hatten den Pistolen nur die halbe Ladung an Pulver gegeben und die Entfernung auf 25 starke Mannesschritte bemessen, um die Aussicht auf einen bösen Ausgang zu beschränken. Das Blei, auf den Kopf gezielt, hatte sich gesenkt, die Achsel getroffen und war nicht tief in die Brust gedrungen. Die Aerzte rechneten darauf, den Verwundeten zu retten, doch seine verdorbenen Säfte vereitelten ihr Bemühen. Er starb nach einigen Wochen. Sein letzter Seufzer lautete: „O Schweinchen!“ Mit diesem zarten Namen hatte er seinerzeit im letzten Sommer, welchen er zu Baden zugebracht, eine allgemein zugängliche Schönheit belegt, welche ihn vollkommen verdiente, wenn auch nicht in dem zärtlichen Sinne, den ihr standhafter Freund hineinlegte.

Auf seinem letzten Lager ließ Braun bei Cotta um einen Vorschuß ansuchen; er erhielt 50 fl., aber ausdrücklich als „Unterstützung". Für die Zeit der Krankheit bedurfte er übrigens nicht des baren Geldes, da er im Spital auf einem besonderen Zimmer unter der Obhut barmherziger Schwestern verpflegt wurde. Sein Nachlaß bestand in der Reiterzehrung aus Cotta's milder Hand, die zu verwenden ihm nicht mehr möglich gewesen, — aus einigen Büchern, alten Kleidern, Hemden ꝛc., — aus einigen wenigen Blättchen mit noch ungedruckten Reimen, — und schließlich aus Briefen, deren viele von Wirthen, Schneidern und sonstigen Gewerbsleuten hergerührt haben dürften. Von selbstständigen Werken hat er nichts hinterlassen, als ein ganz kleines Bändchen (eigentlich nur ein Heft) Gedichte, „Schwerter unter Myrten" überschrieben, Zeugnisse einer hohen Begabung, nicht minder grell gefärbt als Herweghs wuthschäumende Lieder, doch im entgegengesetzten Sinne; die rothe Reaction als Trumpf auf die rothe Republik.

33.

Kehren wir zur Tagesordnung zurück, wenn man den ungebundenen Gang dieser Erinnerungen überhaupt so nennen darf; wenigstens kommen wir auf Baden und zunächst auf die Europa zurück, deren Herausgeber viele Besuche von reisenden Schriftstellern erhielt, worunter mehrere seiner schätzbarsten Mitarbeiter nicht fehlten. Bei dieser Gelegenheit erlebte Chezy das Vergnügen, Heinrich König kennen zu lernen, dessen Art und Wesen nicht minder als seine Schriften seinem Wahlspruch „Einfach

und wahr" entsprachen. Dem Aeußeren nach war der angehende Fünfziger mit dem vollständig glattgeschorenen Gesicht von knorrigen Formen eine ruhige Erscheinung von bedächtig gesetztem Wesen, aber keineswegs zugeknöpft. Mit unbefangenem Freimuth sprach er sich aus, ohne Ungestüm, ohne Bitterkeit, aber auch ohne Menschenfurcht. Ich habe die Beschreibung im Gedächtniß behalten, welche er von der Art gab, worin er arbeite. Er schreibe, sagte er, alles dreimal; zuerst andeutend in tironischen Noten, dann im Concept und endlich in der Reinschrift. Bekanntlich merkt man seinen Schriften nichts von solcher Mühseligkeit des Hervorbringens an; sie riechen keineswegs nach der Lampe, sondern tragen das Gepräge freier Eingebung. Jeder hat eben seine eigene Weise; so wissen wir ja auch z. B. von Ariosto, daß seine leichten flüssigen Stanzen erst durch den feilenden Fleiß nach strenger Arbeit die Gestalt erhielten, worin er sie der Unsterblichkeit überantwortete. Doch besaß er nicht die Geduld, eine Reinschrift zu machen. Was man von Ariostos eigener Handschrift kennt, sieht wie ein aufgewühlter Tummelplatz aus, worauf zwei wüthende Stiere miteinander gekämpft.

Die Europa zog sich von Stuttgart aus eine Streitigkeit zu, welche mancherlei Heiterkeit erregte. Ein gewisser Reinbeck, ich glaube mit einem Hofrathstitel und einem „von"-gebenden Orden behaftet, war durch eine zwar sehr mattherzige, aber durch fünf Jahrzehnte standhaft fortgesetzte Thätigkeit in der schönen Literatur dergestalt zu einer Kirchthurmberühmtheit am Nesenbach geworden, daß ein Verleger sich entschlossen hatte, gesammelte

Erzählungen von ihm zu veröffentlichen. Das Buch war „Situationen“ betitelt. Der Zeitschrift zur Beurtheilung eingesendet, erregte es durch die Ueberschrift der einen Erzählung „Spielerglück“ sofort die Aufmerksamkeit des Berichterstatters. Eine der bewundertsten Novellen von Callot-Hoffmann führte denselben Titel. Auch der Inhalt war derselbe, nicht blos im allgemeinen, sondern dazu noch durch die Reihenfolge der eigentlichen Hauptbegebenheiten sowol wie der zum Rahmen dienenden Erzählung; der einzige Unterschied bestand, außer den veränderten Namen, im Vortrage; der Plagiarius hatte muthmaßlich die Bilder, welche sein Gedächtniß festgehalten, für Erzeugnisse der eigenen Einbildungskraft angesehen und in seiner eigenen Weise wiedergegeben, so gut er es eben verstand. Die Europa ließ diese Ungebührlichkeit nicht schweigend hingehen. Hiemit wäre die Sache abgethan gewesen und vergessen worden, hätte nicht Reinbeck öffentlich Lärm geschlagen, sich für beleidigt erklärt und mit einer Ehrenkränkungsklage gedroht, die er jedoch nicht anhängig machte. Durch den Widerspruch wurde der Handel erst recht an die große Glocke gehängt und brachte die Lacher vollends auf die Seite der Europa.

34.

Und nun mit raschem Sprunge von der Posse zum Trauerspiel von 1843, das zwar nicht geradezu komisch, aber doch leichtfertig genug begann, um ein erschütterndes Ende zu nehmen. Die Begebenheit erregte zu ihrer Zeit ein so gewaltiges Aufsehen in Europa, daß sie füglich nicht mit Schweigen zu übergehen ist. Dieselbe bleibt

auch lehrreich für die Nachkommen; sie zeigt, wie ein überaus armseliger Anlaß zur Ursache werden konnte, daß drei junge Männer im blühendsten Alter im Zweikampfe erschossen wurden; sie zählten 26, 29 und 31 Jahre, und zwei davon hatten eine vielverheißende Laufbahn vor sich. Ich will, Niemand zu Liebe und keinem zu Leide, den Hergang nach bestem Wissen und Gewissen parteilos berichten. Ich hoffe, jetzt nach Verlauf von zwanzig Jahren jene unbefangene Ruhe behaupten zu können, welcher ich damals, wenn auch nicht unmittelbar betheiligt, dennoch mitten in der Sache stehend und durch persönliche Verbindungen beeinflußt, einigermaßen entfremdet wurde.

Das unscheinbare Samenkorn, woraus das große Aergerniß erwuchs, lag im persönlichen Widerwillen, welchen der Spanier Sarachaga gegen Moriz von Haber hegte. Der Name des Freiherrn von Haber war seinerzeit ziemlich bekannt. Er stammte von Karlsruhe aus dem Bankierhause dieses Namens. Die Spießbürger nannten ihn „Don Carlos“, weil er im Lager des gesetzmäßigen Erben der spanischen Krone eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Man möge sich erinnern, daß König Ferdinand VII., der keinen Sohn besaß, zu Gunsten seiner Tochter das salische Gesetz, aber ohne Einwilligung seines erbberechtigten Bruders umgestoßen hatte, und daß Don Carlos die Waffen erhob, um seine Ansprüche geltend zu machen. Der Krieg dauerte bekanntlich sehr lange, bevor schließlich für Donna Isabel das Feld behauptet wurde. Minder bekannt war der Name Sarachaga's, der in frühester Jugend nach Karlsruhe gekommen, ein Stiefsohn des ba-

dischen Generals von Lassolaye war, welcher als junger Offizier in Spanien eine Eroberung gemacht und besser zu behaupten verstanden hatte, wie Napoleon I. die seinen. Frau von Uria Sarachaga war mit drei unmündigen Söhnen in's Land gekommen. Der ältere, welcher das Stammgut erbte, und von dem hier die Rede ist, trat in das badische Heer, heiratete später eine Prinzessin Labanoff, nahm schließlich den Abschied und kehrte in seine Heimat zurück. Für gewöhnlich lebte er in Bilbao, doch kam er zeitweise zum Besuche in's badische Land. Herr von Uria, einer der Brüder, ist ein höherer Beamter von rühmlichst bekanntem Namen im Großherzogthum. Aus diesen angeführten Umständen ergibt sich, wie es kam, daß Georg von Sarachaga mit den Karlsruher Verhältnissen nicht bloß vertraut, sondern förmlich verwachsen war.

Im Sommer 1843 befand er sich zu Baden-Baden. Einige Herren, in deren Kreise er verkehrte, veranstalteten einen s. g. Subscriptionsball, der am 10. August stattfinden sollte. Moriz Haber, kurz vor dem genannten Balle eingetroffen, hörte davon und ließ seinen Namen in die Liste eintragen, der jedoch am Vorabend des Balles wieder ausgestrichen wurde, weil Sarachaga erzählte, Haber sei von Julius Göler vor mehreren Jahren ein Hundsfott genannt worden, und habe die Beschimpfung geduldig auf sich sitzen lassen.

Julius Freiherr Göler von Ravensburg, Busenfreund und ehemaliger Kamerad des Spaniers, war ein ausgezeichneter Offizier, von der Natur in jeglicher Beziehung großmüthig ausgestattet, gebildeten Geistes und all-

gemein beliebt. Die Ueberfülle von Kraft und Lebenslust riß ihn zu mancherlei Uebermuth hin; da er jedoch niemals der gemeinen Liederlichkeit gehuldigt, so war vorauszusehen, daß er sich klären werde wie edler Wein. Als er vernahm, wie Sarachaga mit vorlauter Zunge eine verschollene Geschichte aus der Rumpelkammer hervorgelockt, war ihm der Vorgang nicht eben willkommen, wie sich denken läßt, aber er ließ deßhalb den Freund nicht stecken. Das verstand sich bei ihm von selbst.

Der Vorfall, welchen Sarachaga angeführt, war bis zu einem gewissen Grade wahr, und ließ bei einigem guten, oder eigentlich bösem Willen die unterlegte Deutung zu, obschon offenbar die Wallung, worin Göler gesprochen und gehandelt, längst verraucht war, während Haber nicht wußte, wie weit sie eigentlich gegangen, und sogar geglaubt hatte, Göler könne sich möglicher Weise für beleidigt erachten ,für welchen er Genugthuung angeboten. An bösem Willen aber fehlte es dem Anstifter des Unheils, Herrn v. Sarachaga keineswegs. Von leidenschaftlicher Gemüthsart, wie er war, betrachtete er seinen Gegner durch die Brille des Vorurtheiles, erklärte denselben in seinen eigenen Vorstellungen für vogelfrei, und wähnte das Recht zu besitzen, ihn in der öffentlichen Meinung zu verderben. Er wollte Moriz Haber nicht todt, sondern zum Paria erklärt wissen. Eine Leidenschaftlichkeit solcher Art kommt allerdings viel häufiger bei Weibern, wie bei Männern vor, doch sind auch die Letzteren nichts weniger als frei davon, was sich namentlich in politisch erregten Zeiten zu zeigen pflegt.

Die aus dem Staube hervorgezogene Geschichte bezog

sich auf einen Engländer Hawkins, der in den letzten Zeiten des spanischen Bürgerkrieges auf der Fahrt von Spanien nach England begriffen, zu Bayonne von den französischen Behörden angehalten ward. Die Spürnasen der wachsamen Polizei des Bürgerkönigs hatten verfängliche Briefschaften bei ihm gewittert. Hawkins behauptete, er sei durch Moriz Haber, mit welchem er schon früher Zwistigkeiten gehabt haben wollte, an die Polizei verrathen worden. Diese Beschuldigung kam im Londoner „Morning Chronicle“ öffentlich zur Sprache; in demselben Blatte lehnte sie Haber von sich ab, und da er sich — gleichzeitig mit Hawkins — persönlich in London befand, so gab er in der betreffenden Veröffentlichung seine Wohnung an, was doch nichts anderes heißen konnte, als daß er bereit sei, Herrn Hawkins ferner noch Rede und Antwort zu geben. Als Jahr und Tag darauf Moriz Haber von London abreiste, ohne von Hawkins etwas vernommen zu haben, konnte er mit gutem Fug die Angelegenheit für erledigt halten. Nicht gering war daher sein Erstaunen, als im Jahre 1838 Julius Göler bei ihm erschien und ihm eine Herausforderung brachte. Es war in Karlsruhe, wohin Hawkins mit Empfehlungsbriefen an den genannten Offizier gekommen.

Haber lehnte die Herausforderung indessen nicht blos darum ab, weil sie ungebührlich verspätet erschien, sondern vorzüglich deßhalb, weil er inzwischen durch den General Sir Charles Shaw erfahren hatte, daß Hawkins durch seine Kameraden gezwungen worden, den Abschied zu nehmen. Göler bedeutete seinem Auftraggeber, sich erst von dieser Beschuldigung zu reinigen, bevor in der Sache

weitergegangen werden könne; es ist aber sehr erklärlich, besonders durch die Jugend des damals erst 24jährigen Offiziers, daß seine verletzte Eigenliebe sehr geneigt war, eine auch nur halbwegs haltbare Ehrenrettung des Engländers gelten zu lassen, um sich nicht bekennen zu müssen, daß er für einen Unwürdigen eingetreten.

Hawkins reiste nach England und forderte den General Shaw. Der in Ehren ergraute Krieger hielt nicht für passend, seinen längst bewährten Muth gegen einen Raufbold von zweideutigem Rufe abermals zu erproben. Um ihn zu zwingen, fiel Hawkins auf offener Straße über den alten Mann her und mißhandelte ihn mit der Reitpeitsche. Begreiflicher Weise besaß Shaw nicht das erforderliche Maß von Scharfsinn, um herauszufinden, daß Hawkins durch diesen Gassenbubenstreich genugthuungsfähiger geworden, als er zuvor gewesen. Statt ihn zu fordern, schwor er den Frieden gegen ihn, wie der englische Ausdruck lautet. Hawkins wurde demgemäß als Friedensbrecher unter Anklage gestellt, und wenn er auch gegen Bürgschaft auf freiem Fuße blieb, so konnte er doch vor Erledigung der Sache nicht das Land verlassen, also auch nicht nach Karlsruhe reisen, wohin er nach Verlauf von vier Wochen zurückzukehren sich vermessen hatte, um — versehen mit den Beweisen seiner Rechtfertigung — den Handel mit Haber zum Abschlusse zu bringen. Zweifelsohne würde er diese Beweisstücke, welche er nicht persönlich überbringen konnte, wenigstens eingeschickt haben, wenn er sie besessen hätte.

Vor der entscheidenden Gerichtsverhandlung starb Hawkins. Göler hielt ihn, wie es scheint, für gerecht-

fertigt durch die Hiebe, welche er dem General Shaw aufgemessen, und sprach sich dahin aus, daß Haber im Unrechte gegen den Verstorbenen gewesen sei, worauf Haber seinerseits, wie oben gesagt worden, ihm Genugthuung anbot, wenn er mit den gegebenen Erklärungen nicht zufrieden sei.

So war der Handel beschaffen, welchen Sarachaga nach beinahe fünf Jahren aus der Vergessenheit heraufbeschwor, um ihn dahin zu deuten, daß Haber, obwol von Göler beleidigt, versäumt habe, Genugthuung zu heischen, folglich in guter Gesellschaft nicht zu dulden sei. Sofort bestätigte Göler des Freundes Darstellung, indem er sich der gewaltsamen Auslegung anschloß.

Haber verlor keine Zeit, zu Herrn von Göler zwei Freunde zu senden. Eine solche Sendung bedeutet schon an und für sich eine Herausforderung. Die Abgesandten waren zwei Offiziere, der Oberstwachtmeister von Klock und ein Fürst Karl zu Salm. Nun wäre nichts natürlicher gewesen, als daß Göler seine Zeugen genannt und alles übrige dem Herkommen gemäß abgewickelt hätte; doch in diesem Falle würde ich kaum für der Mühe werth erachtet haben, der Begebenheit mehr als ein Dutzend Zeilen zu widmen, wenn ich überhaupt davon gesprochen hätte.

Unbegreifliche Dinge waren es, die sich von dieser Stunde an entspannen. Ich will sie erzählen, so gut ich's aus dem Gedachtnisse vermag, zu dessen Unterstützung mir aber außer den Aufzeichnungen Sarachaga's keine Behelfe vorliegen, da ich Habers „Exposé des faits concernant l'affaire d'honneur entre M. Maurice de

Haber et M. Jules de Göler“ leider nicht mehr vorfinde. Allerdings besitze ich ein ziemlich getreues Gedächtniß, wie ich auf vorliegenden Blättern beweise, deren Inhalt mit geringfügigen Ausnahmen aus freier Erinnerung niedergeschrieben ist; aber im gegebenen Falle beklage ich, die Darstellung des leidenschaftlichen und erbitterten Spaniers grade nur mit meinen eigenen Wahrnehmungen von 20 Jahren her vergleichen zu können. Indessen zweifle ich nicht, daß ich im großen und ganzen bei der Wahrheit bleibe, wenn ich etwa auch in Einzelnheiten irre*).

Habers Zeugen erschienen in Baden bei Göler, der im Empfangszimmer allein war. Im Nebengemach befanden sich Sarachaga, der sich eben zum Ball ankleidete. Klock sagte, er bedaure, auf den längst abgemachten Handel mit Hawkin's zurückkommen zu müssen. „Sie behaupten“, fuhr er fort, „Haber habe von ihm einen Hundsfott auf sich sitzen lassen. Sie wissen selbst, daß dieser Hawkins von den Offizieren seines Regiments als ehrlos ausgestoßen worden ist, also konnte Haber mit einem solchen Menschen sich nicht schlagen. Zudem, wenn Sie irgend hätten glauben können, daß Haber hätte ausweichen wollen, so hat er ihnen damals schon schriftlich jede beliebige Genugthuung angeboten.“ Letzteren Umstandes entsann sich Göler nicht, doch hat er denselben später, nachdem er in seinen Briefen nachgesehen, als richtig zugegeben, aus welcher Vergeßlichkeit sich folgern

*) Nachträglich habe ich Gelegenheit gefunden, Habers Exposé mit meiner Darstellung zu vergleichen, doch keinen Anlaß daraus geschöpft, meine Auffassung zu ändern.

läßt, daß es im Jahre 1838 ihm nicht darum zu thun gewesen, sich für den verstorbenen Hawkins mit Haber zu schießen, sondern daß sein Absehen lediglich dahin ging, sich das beschämende Geständniß zu ersparen, er habe sich in dem Engländer getäuscht. Im weiteren Verlaufe der Unterredung äußerte er, daß er in des Oberstwachtmeisters Gegenwart den Herrn von Haber beschimpft habe, worauf Klock erwiderte: „Davon weiß ich nichts. Hätte ich es gehört, so wäre es nicht dabei geblieben. Ich hätte Sie im Namen des Hrn. v. Haber sogleich gefordert.“ Schon damit war die Herausforderung ausgesprochen, doch wurde sie noch ausdrücklich wiederholt, nachdem Göler versichert hatte, daß er darauf schwören könne, er habe das stärkste aller Schimpfworte auf Haber angewendet. Göler versetzte darauf, daß in Bezug auf die Herausforderung noch andere Dinge zu ordnen seien, da ganz schändliche Gerüchte über Haber im Umlauf seien. Nähere Auskunft darüber verhieß er dem Fürsten Salm in Karlsruhe zu geben.

Der Oberstwachtmeister Klock (beiläufig bemerkt: Habers Schwager) erklärte, er habe die Herausforderung gradezu ausgesprochen. Sarachaga dagegen, der im Nebenzimmer zugehört, wollte vernommen haben: „Ich werde mich in die traurige Lage versetzt sehen,“ (nämlich: wenn Sie ihn für ehrlos erklären), „im Namen meines Schwagers Genugthuung von Ihnen zu verlangen“. Auch dieser Wortlaut begründet eine Herausforderung. Göler soll darauf erwidert haben, daß er in diesem Falle erst seine Kameraden befragen müsse. Es war also reine Sylbenstecherei, selbst wenn man Sarachagas Darstellung gelten

läßt, daß Göler auf eine Forderung zu warten vorgab; aber Klocks Darstellung hat die größere Wahrscheinlichkeit für sich, schon deßhalb, weil er in seinem Schwager mittelbar selber beleidigt war, und weil ein alter Soldat wie er nicht verblümt zu reden pflegt.

Indessen wurde der Oberstwachtmeister von seinem Mitzeugen, dem Fürsten Salm, förmlich verleugnet. Dieser fand sich nämlich, ich weiß nicht wodurch, dahin gebracht zu erklären, er habe mit Klock keinen weitern Auftrag von Haber gehabt, als bei Göler anzufragen, ob derselbe ihren Auftraggeber für ehrenhaft anerkenne oder nicht? Der Bescheid habe dahin gelautet, daß Göler den Hrn. v. Haber für nicht ehrenhaft erklärte, worauf Letzterer jedoch, obschon von der Antwort durch die zwei Zeugen unterrichtet, keinen weiteren Schritt gegen Göler gethan.

Diese Versicherung des Fürsten Salm rief auf Saracbaga's Betreiben ein Schriftstück hervor, worin 13 Cavaliere den Hrn. v. Haber förmlich in Verruf erklärten, so daß der Spanier für den Augenblick seinen Zweck erreicht fand und einen, freilich nur kurzen Triumph feierte. Die Namen der Unterschriebenen lauteten: Freiherr Heinrich von Maltzan; Graf Edmund Zichy; Fürst Boris Metschersky; Fürst Gagarin; Freiherr Alfred von Lotzbeck; Baron de Frenilly; J. de Canales; Graf Franz von Schönborn; Ferdinand St. John; Graf Arthur Bathyany; Freiherr Camill v. Lotzbeck; Graf Karl Henckel von Donnersmarck; Graf von Einsiedel.

Unter diesen Herren befinden sich mehrere, deren

Schattenrisse zu geben ich mir besonders vorbehalte; denn wenn sie auch hier am rechten Platze wären, so würde das Zwischenstück den Gang der Darstellung doch in unwillkommener Weise hemmen.

Der Bannspruch gegen Haber mußte einige Tage später zurückgenommen werden. Karl Salm übersandte an Maltzan einen „erläuternden Zusatz", wodurch er seine erste Darstellung thatsächlich widerrief*). Durch diesen Widerruf, hieß es, habe Salm die Glaubwürdigkeit seiner beiden Erklärungen aufgehoben, und der auf die erste davon gegründete Ausspruch der 13 Cavaliere falle demnach von selbst. Unmittelbar nach dieser Zurücknahme der Aechtung erging eine neue Herausforderung Habers an Göler. Letzterer erklärte, erst seine Kameraden befragen zu müssen, ob er mit dem Herausforderer sich überhaupt noch schlagen könne?

Der neue Kampfzeuge Habers war ein russischer Offizier Werefkin, der mit großer Auszeichnung im Unterdrückungskriege gegen die freien Bergvölker des Kaukasus gefochten hatte. Der Russe drängte in ungestümer Weise um schleunige Entscheidung, und wurde dabei beleidigt, so daß er sich eine Herausforderung Gölers zuzog, gegen welchen die zu Rathe gezogenen badischen Offiziere sich dahin ausgesprochen hatten, daß er mit Haber nicht losgehen dürfe. Werefkin aber wollte sich mit Sarachaga

*) Durch sein schwankendes Benehmen hat Salm damals seine Stellung dergestalt unhaltbar gemacht, daß er bald für passend fand, den Abschied zu nehmen. Wohin er gegangen, weiß ich nicht. Jener Fürst Salm, welcher 1857 in Wien durch ein Loth Blei seine 70,000 fl. Schulden aufwog, dürfte eine andere Persönlichkeit gewesen sein.

schlagen und nicht mit Göler, welchen Haber durch öffentlichen Anschlag auf der Promenade zu Baden für einen „niederträchtigen und feigen Verläumder“ erklärt hatte.

Göler und Sarachaga begaben sich nach Baden, paßten nächtlicher Weile vor dem Hause auf, worin Wereffin wohnte, traten ihm in den Weg, als er eine halbe Stunde nach Mitternacht heimkehrte und nöthigten ihm das Versprechen ab, sich zuerst mit Göler zu schlagen, bevor er den Streit mit dem Anderen erledige. Diese Nöthigung bestand in einer Bedrohung mit Schlägen, die natürlich nicht erst handgreiflich gegeben zu sein brauchen, um die tödtlichste aller Beleidigungen darzustellen. Wereffin hatte nach solchem Schimpf keine Wahl mehr, als jede Rücksicht auf Habers Vorrecht fahren zu lassen.

Der Auftritt, welchen Wereffin als einen ihm gelegten Hinterhalt bezeichnete, hatte in der Nacht vom 1. September statt; am 2. September wurden im Artillerielager bei Karlsruhe die tödtlichen Kugeln gewechselt; die tödtlichen Kugeln, sage ich mit Vorbedacht in der Mehrzahl, weil beide Gegner erschossen wurden. Außerdem kamen bei dem Kampfe mehrere Umstände von so ungewöhnlicher Art vor, daß die Einzelnheiten nicht mit Schweigen zu übergehen sind.

Die Waffen waren gezogene Scheibenpistolen. Die ursprüngliche Entfernung betrug 22 Schritte, der nicht zu betretende Zwischenraum, die s. g. Barriere, deren nur zehn. Jeder Kämpfer hatte zwei Pistolen und zwei wirkliche Schüsse, welches letztere bedeutete, daß der Schuß nicht eher gelte, als bis die Kugel wirklich aus dem Rohr gegangen, dem sonstigen Herkommen zuwider, wonach

jedes Losdrücken für einen vollen Schuß gezählt wird, auch wenn die Ladung sich nicht entzündet hat. Die ersten Kugeln fehlten. Die Kämpfer traten jeder um zwei oder drei Schritte näher. Gölers zweiter Schuß versagte, Werefkins Kugel traf ihn in die Brust, doch blieb er aufrecht. Den unerhörten und furchtbaren Auftritt, der jetzt folgte, schildert Gölers Kampfzeuge Sarachaga in folgenden, ursprünglich französisch niedergeschriebenen Worten:

„Werefkin warf das zuletzt entladene Pistol zu Boden, nahm das andere, dessen er sich zuerst bedient hatte, in die rechte Hand und trat der Abrede gemäß bis zur Barriere vor, mit einer Kaltblütigkeit, die seinem Muth Ehre macht. Hier erwartete er, was weiter kommen sollte. Göler zog, obschon schwer verwundet, ein anderes Zündhütchen aus der Tasche, setzte es auf, zielte und drückte ab. Der Schuß versagte abermals. Jetzt rief er mir zu, nachzuschauen, was dem Pistol sei? Ich nahm die Waffe, rieb Pulver in's Brandröhrchen bis es voll war, setzte ein Zündhütchen auf und gab sie meinem Freunde zurück, der, außer Stande sich länger auf den Beinen zu halten, durch die Güte des Fürsten Trubezkoi gestützt wurde."

(Trubezkoi war zum Kampfzeugen Werefkins in dem Zweikampfe bestimmt, welcher auf derselben Stelle zwischen diesem und Sarachaga unmittelbar folgen sollte, insofern der Russe mit dem Leben davon kam. Es war also ganz begreiflich, daß Göler als guter Freund noch seine letzten Kräfte aufbot, den zweiten Schuß gehörig an den Mann zu bringen. Aber wenn Trubezkoi ihm dazu behülflich war und Werefkins Kampfzeuge diese Ein=

mischung zugab, so scheint darin eine falsch verstandene Ritterlichkeit zu liegen.)

„Trubezkoi", fährt Sarachaga fort, „hat sich durch diese edelmüthige Hülfe meine aufrichtige Dankbarkeit erworben. . . Der Schuß versagte zum drittenmale. Ich wiederholte mit dem Pistol, was ich oben beschrieben, und vernahm zum viertenmal das fürchterliche „Betsch". Jetzt sagte ich zu meinem Freunde: „Wirf das Pistol von Dir, ich will ein anderes laden." Worauf er: „Mache schnell voran, ich werde sehr schwach, die Kräfte geh'n mir aus." . . . Ich suchte nach dem anderen Pistol, und da ich es nicht gleich fand, wandte ich mich an Werefkin mit den Worten, er möge die Gefälligkeit haben, mir seine Waffe zu geben. Ich griff nach dem Pistol in seiner Hand. „Nicht dieses", sagte er, „nehmen Sie das andere." Er wies dabei zum Boden, wo das Pistol lag, aus welchem er den Gegner soeben getroffen. Ich hob es auf, that eine sehr starke Pulverladung hinein, die Kugel ohne Pfropfen darauf, und beschleunigte nach Kräften die Dienstleistung, da Göler zusehends bleicher ward und mir zurief: „Mach' schnell, mach' schnell, ich kann nicht mehr!" Als das Zündhütchen aufgesetzt war, gab ich Göler, der noch immer vom Fürsten Trubezkoi gehalten wurde, die Waffe mit den Worten: „Ziele gut, lieber Freund, und ruhig!" Er nickte Bejahung und zielte nun zum fünftenmale mit jener unglaublichen Kaltblütigkeit, die, in allen Lagen des Lebens ihm eigen, auch in diesen entscheidenden Augenblicken ihn nicht verließ. Dießmal ging der Schuß los. Ich sprang zum Freunde hin, um ihn zu stützen, während er sprach: „Ich habe scharf gezielt, er

muß todt sein.“ Gleichzeitig brach Wereffin mit den Worten zusammen: „Je suis mort!“ um sofort den letzten Seufzer auszuhauchen.“

So weit Sarachaga, der an dieser Stelle sicherlich ein unverwerflicher Gewährsmann ist, abgesehen davon, daß unbetheiligte Augenzeugen ebenfalls den Hergang der unerhörten Metzelei übereinstimmend so erzählt haben wie er.

Mit dem Tode Wereffins und Gölers war weder der Streit erledigt, noch die Reihe der seltsamen Vorfälle geschlossen, welche denselben so bemerkenswerth gemacht haben, daß der thatsächliche Abschluß mit Sarachaga s blutigem Ende (am 14. Dezember 1843) durch Habers wolgezielten Schuß beinahe nur als Nebenumstand erschien. Vor allem wird hervorzuheben sein, daß die Schuld des blutigen Ausganges dem Herrn von Haber beigemessen ward, welcher — wie die Leute sagten — den Wereffin bethört und in den Tod gejagt habe. Niemand wollte zugeben, daß Haber von der Stunde des Zerwürfnisses an, welches Sarachaga so muthwillig heraufbeschworen, sich im Stande berechtigter Nothwehr zum Schutze seiner Ehre befunden habe, und daß Wereffin gegen den eigenen wie gegen Habers Willen zum Zweikampfe mit Göler gezwungen wurde, bevor dieser dem zuerst Beleidigten sich gestellt. Diese wunderliche Auffassung der Sachlage blieb auch der Polizei nicht fremd. Vor ihren Augen füllte sich das Maß der Frevel des Hrn. von Haber, als eine Pöbelrotte am 5. September das Haus seiner Brüder in Karlsruhe stürmte und verwüstete. Man hatte vorher gewußt, daß ein solcher Unfug

vorbereitet werde; war doch am 4. September Abends in Baden-Baden öffentlich die Rede davon; aber die getroffenen Gegenanstalten zeigten sich bis zur Lächerlichkeit ungenügend, obschon der Großherzog selbst noch am Morgen des 5. September seinem ersten Minister, und dieser dem Vorstande der Polizei empfohlen hatte, die geeigneten Vorkehrungen zu treffen. Unmittelbar vor dem Auflaufe war Moriz Haber verhaftet worden; man hielt ihn dann elf Tage gefangen, um ihn, den in Karlsruhe heimatberechtigten badischen Staatsbürger, über die Grenze zu schaffen. So verstand das Polizeiregiment im constitutionellen Großherzogthum vor 1848 das Wesen des Rechtsstaates!

Wie es möglich war, einen Mann, der kein öffentliches Amt bekleidete und seit vielen Jahren selten in Karlsruhe verweilte, als Wild für die Wuth der arbeitenden Klassen hetzen zu lassen, nachdem man in der fremden Gesellschaft ihn verdächtigt und in der einheimischen die Zahl seiner Widersacher eben dadurch vermehrt hatte, scheint ein Räthsel. Vielleicht bin ich im Stande, ein paar Anhaltspunkte für die Lösung zu bringen. Die schnatternde Klatschsucht wollte wissen, Moriz Haber besorge allerlei geheime Geschäfte für die Großherzogin Sophie (Gemalin des regierenden Herrn), und sei deßhalb vom Markgrafen Wilhelm „zur Thür hinausgeführt“ worden. Die Einen sagten, er wolle der hohen Frau Vorschub leisten, um ihrem Bruder, dem Prinzen von Wasa, wieder zur Krone seiner Väter zu verhelfen; die anderen munkelten von sonstigen Zettelungen hochpolitischer Art; die einfache Erklärung, daß sie dem vielerfahrenen Mann

von erprobter Gesinnung, die ihren Ansichten vom Lauf der Dinge vollkommen entsprach, in Angelegenheiten der Verwaltung ihres bedeutenden Vermögens zu Rathe gezogen, etwa auch in einzelnen Fällen mit der Ausführung von Maßnahmen betraut habe, klang zwar durchaus wahrscheinlich, aber viel zu wenig abenteuerlich, um Glauben zu finden. Die Klatschsucht nimmt nicht gerne mit schlichter Hausmannskost vorlieb; sie ist nach außerordentlichen Begebenheiten lüstern und jagt vorzugsweise den seltsamsten Wolkengebilden nach. Dazu war die regierende Großherzogin wenig beliebt; man vermißte an ihr vor allem die Leutseligkeit, wodurch die Großherzogin-Wittwe alle Herzen gewann; man schrieb ihrem Einflusse jede mißliebige Maßregel der Verwaltung zu, namentlich — und das ist für die damaligen Zustände sehr bezeichnend — die polizeilichen Vorkehrungen gegen die Schamlosigkeit, womit vorzugsweise in Mannheim, dann aber auch in Karlsruhe die ungezügelte Sittenverderbniß aus stillem Dunkel an das helle Tageslicht hervorgetreten war. Wo ein öffentliches Aergerniß abgestellt wurde, polterten die Betroffenen, daß sie die Unannehmlichkeiten, welche sie selber sich zugezogen, der Großherzogin zu verdanken hätten, die, vom Eifersuchtsteufel besessen, das gesammte weibliche Geschlecht in einen Nonnenzwinger zu sperren beabsichtige. Nun ist allerdings wahr, daß der Großherzog eine rühmliche Ausnahme von dem übeln Beispiel machte, welches von einigen seiner Vorgänger gegeben worden; doch ist damit noch nicht bewiesen, daß seine Gemalin ebenfalls in ihrer Art eine Ausnahme gemacht habe und von der Krankheit frei gewesen sei, welche der

allermeisten Weiber Erbübel ist; nichtsdestoweniger war es gradezu lächerlich, nicht nur überhaupt ihr eine Einflußnahme zuzuschreiben, die sie nach der Natur aller bestehenden Verhältnisse augenscheinlich nicht ausüben konnte, sondern auch ihr zuzutrauen, daß sie ihre weibliche Würde dergestalt vergessen könne, sich um die Hölen und Schlupfwinkel der lasterhaften Gemeinheit zu bekümmern. Sie war nicht bloß abstoßend und hochmüthig, sondern besaß auch einen gehörigen Theil vom angestammten Stolze des Hauses Wasa.

Die Unbeliebtheit der hohen Frau fiel auf den Mann zurück, von welchem es hieß, er besitze ihr besonderes Vertrauen. Ob das Gerücht begründet war oder nicht, brauchen wir nicht zu untersuchen, da es allgemein geglaubt wurde und somit seine Wirkung that. Ferner wurde ihm — und hier gilt die gleiche Bemerkuug, — von den Karlsruhern als Verbrechen angerechnet, daß er durch seine Vermittlung Herrn Benazet den Spielpacht zu Baden verschafft hatte, — natürlich nicht für die schönen Augen des Franzosen. Durch seine Hände sollte auch die bereits erwähnte Bestechung des volksthümlichen Ministers gegangen sein. Und um das Maß seiner Frevel bis zum Ueberlaufen zu füllen, so war Moriz Haber sogar auch noch eines Juden Sohn.

Die überwiegend große Mehrheit der Zeitgenossen, mit der ich in dieser Frage ging, hatte damals noch nicht jene natürliche Lösung herausgefunden, wonach man keinem einzigen Juden auch nur ein Haar zu krümmen braucht, um die Judenschaft todtzuschlagen; d. h. die Bekenner der mosaischen Glaubenssatzungen auf die Verhältnisse

einer Religionsgemeinde zurückzuführen, wie es deren so viele im Staate geben kann, ohne daß eine davon nöthig hätte, als Gesammtheit den anderen feindselig gegenüber zu stehen. Wir hatten noch nicht eingesehen, daß der eiserne Zwang, welcher seit vielen Jahrzehnten die Kinder Israel in Kriegszustand gesetzt, einzig die Schuld trug, wenn es geschah, daß nicht der Betrüger betrog, der Gauner stahl oder raubte, sondern wirklich der Jude als solcher diese Verbrechen verübte, gehegt und gepflegt dabei von seinen Stammesgenossen. Die Verzweigung der Mitschuld vom armseligsten Schacherjuden bis zum Bankier, welche Thiele in seinem berühmten Buche „die jüdischen Gauner in Deutschland" actenmäßig nachweist, machte uns den ganzen Stamm verhaßt, aber wir hatten vergessen, daß die eigentliche Urheberschaft unserer Gesetzgebung zur Last fiel. Aus diesem Ueberseßen eines wesentlichen Umstandes ist es — beiläufig bemerkt — zu erklären, daß Chezy auf Franckhs Andringen sich dazu verstand, den einst berüchtigten und dann glücklich vergessenen Gauner-Roman „der fromme Jude" zu schreiben. Seitdem haben wir erkannt, daß wir weiter nichts zu thun brauchen, um alle diese von unseren Vorfahren verursachten Mißstände zu heben, als das verkannte Menschenrecht im Juden zu ehren. Im Kaiserstaate sind wir bereits so weit, daß wir gelegentlich sagen dürfen: „Dieser Oesterreicher ist ein Jude".

Der herrschende Judenhaß war einer der Haupthebel, welcher angesetzt worden, um den gemeinen Mann zum Sturme gegen das Haber'sche Haus zu bewegen. „Hep, hep!" lautete das Feldgeschrei beim Krawall, während

die Rotte, welche „den Mörder Gölers und Werefkins“ henken wollte, das Haus seiner Brüder verwüstete.

Der Schade, welcher angerichtet wurde, war bedeutend, soll aber ersetzt worden sein, weil einer der später überwiesenen Rädelsführer die Mittel dazu besessen habe. So wenigstens erzählt das Gerücht, hinzufügend, der Mann heiße Deimling, habe 30,000 fl. im Vermögen gehabt und sei zum Bettler geworden, da ihm der gesetzlich vorbehaltene Rückgriff auf seine Mitschuldigen zu nichts geholfen. Wenn es etwa unter den eigentlichen Anstiftern vermögliche Leute gegeben haben sollte, so waren sie jedenfalls klug genug, das elfte Gebot nicht zu übertreten.

35.

Ich gehe zu den angekündigten Schattenrissen aus der Badegesellschaft über. Heinrich Maltzan, dessen Name den Reigen der Unterzeichner des Verrufes anführt, hatte seit mehreren Jahren seinen ständigen Aufenthalt in der Quellenstadt genommen. Ein jugendlich gebliebener Fünfziger, war er, wie man's zu heißen pflegt: überall dabei, beziehungsweise voran. Aller Welt war die klafterhohe, klapperdürre Gestalt bekannt; alle Leute hatten ihn um seines liebenswürdigen Wesens halber gern; seinem geistreichen Verkehr sah man bereitwillig kleine Schwachheiten nach, deren bedeutendste in einer gewissen Vornehmigkeit lag, womit er nicht blos eingedenk blieb, sondern auch unverkennbar daran mahnte, daß es mit dem blauen Blute doch eine ganz eigene Bewandtniß habe, und der Edelmann eine Menschengattung besonderer Art

sei. Als er eines Tages vernahm, daß einer seiner näheren Bekannten, welcher ein „von“ vor dem Namen führte, einen Juden herausfordern wollte, der ihn beleidigt hatte, berief er aus eigener Anregung noch ein paar Freunde, setzte eine Art von Ehrengericht zusammen, und veranlaßte die Erklärung, daß die Herausforderung unstatthaft sei, wenigstens für so lange, bis der Jude einen Adelstitel erhalten habe. „Er wird dadurch freilich noch kein rechter Edelmann,“ fügte er hinzu, „aber der König ist die Quelle aller Ehre, und hat es ganz allein vor Gott zu verantworten, wenn er seine Gnaden zweckwidrig verschwendet. Wir müssen uns einfach dem Spruche unterwerfen.“ Mit Chezy war er lange Jahre hindurch gut Freund gewesen, erkaltete aber sichtlich, als in Spindlers Vergißmeinnicht für 1845 die Erzählung „Benzenweiler“ erschienen war, welche sehr deutlich an die Vorfälle von 1843 erinnerte, während eine Gestalt darin für den Doppelgänger des Hrn. v. Maltzan erklärt wurde. Er konnte zwar nicht wissen, daß unter Spindlers Erzählungen hie und da eine von Chezy herrührte, aber vermuthlich hat er im gegebenen Falle den wahren Zusammenhang gewittert. Seine Gemalin, die dritte oder vierte in der Reihe, war eine hübsche Engländerin. Eines Tages verschwand sie aus Baden; es hieß: sie sei dem Eheherren eigenmächtig davon gegangen. Jahr und Tag darauf verlautete, sie sei zu Florenz ganz ohne Verschulden des Hrn. v. Maltzan gestorben. Im Jahre 1832 hatte er zu einer kleinen, aber erlesenen Gesellschaft gehört, welche in Baden unter Anführung des Grafen Sandor ein bischen Regentschaft spielte und vom „Spieß“ die

wilde Jagd geheißen wurde. Von Sandor, dem berühmten Centauren, hätte ich bei jenem Jahre mancherlei erzählen können. Er entzückte die Welt mit edlen Reiterkünsten, wie Shakespeare vom Prinzen Heinz sagt; da sich jedoch außer der tollen Jugend seitdem keine weiteren Aehnlichkeiten mit Heinrich V. von England dargeboten haben, so wird sich das Uebersehen entschuldigen lassen.

Edmund Zichy war ein stattlicher junger Mann, schön von Antlitz wie sein Bruder und wie fast alle die vielen Kinder seiner Mutter aus ihrer zweiten Ehe mit dem Grafen d'Orsay, dem in Oesterreich ansässigen Bruder jenes d'Orsay, der in seiner Jugend zu London viele Jahre hindurch the king of fashion gewesen, um später zu Paris in ernsteren Dingen, namentlich als Förderer der bildenden Künste sich einen feinen Ruhm zu erwerben. Edmund zeichnete sich durch die damals noch nicht gewöhnliche Zierde des Vollbartes aus, der bei ihm sich eines besonders üppigen Wuchses erfreute. Der „Spieß" nannte ihn deßhalb den ungarischen Kapuziner. Sein beklagenswerthes Ende ist bekannt; am 1. Oktober 1848 ließ der magyarische Rebellenführer Arthur Görgey auf der Insel Csepel (Hasen-Insel) bei Pest ihn aufknüpfen.

Franz Schönborn war ein Raufhähnlein, wenn es je dergleichen gab. Im Jahre vor den unglücklichen Verwicklungen, welche oben erzählt worden, waren er und Wereskin, die einander nie zuvor gesehen, an der Gasttafel im Conversationshause zusammengetroffen und um geringfügiger Ursach willen aneinander gerathen. Am nächsten Morgen schossen sie sich. Die Zeugen hatten jedem nur eine Kugel zugestanden. Schönborn fehlte.

Wereffins Pistol versagte, worauf er sich hoch und theuer vermaß, er werde in Zukunft darauf bestehen, daß nur wirkliche Schüsse zählen dürften. Dieser Schwur ward zur Ursache seines Todes durch Gölers Hand; von Sarachaga hätte er schwerlich etwas zu befahren gehabt, weil der Spanier bei der geringsten Gemüthsbewegung in Siedhitze gerieth und die Stätigkeit der Hand verlor. Im Jahre 1844 wurde Schönborn durch einen Freiherrn von Arnstein bei Preßburg erschossen. Dieser Arnstein war einer von jenen durchaus anständigen Abenteurern, die sich niemals mit falschem Spiel, betrügerischem Schwindel und gemeinen Niederträchtigkeiten überhaupt befassen, aber nichtsdestoweniger dem Philister ein Dorn im Auge bleiben. Abwechselnd saß er dem goldenen Ueberflusse im Schooß oder lebte von der Luft, doch nie verlor er die wolgelaunte Zuversicht.

Von den zwei Freiherrn von Lotzbeck war der eine, Alfred, aus Augsburg, der andere, Camill, aus Lahr. — Der Glanz des Hauses Lotzbeck ist, wie jener des Fugger'schen, bürgerlichen Ursprungs, doch viel jünger. Der Stammvater war ein Unteroffizier. Der gute Mann hatte eine besondere Beize für den Schnupftabak entdeckt. Er verwandte sie nur zum eigenen Bedarf, aber nach und nach fanden die Kameraden heraus, daß er die beste Prise in der Dose führe. Endlich vernahmen auch die Offiziere davon. Die Bereitung behielt der kluge Lotzbeck als Geheimniß für sich, ließ sich aber herbei, für eine geringe Vergütung die Nasen der Herren Offiziere mit Futter zu versorgen. Nachdem er sich einiges Geld erspart, nahm er den Abschied und begann sein bürger-

liches Geschäft mit dem groben Lotzbeck. Der Handel ging recht gut, doch nur in bescheidener Weise. Da geschah es eines Tages, daß bei Bestellung des nöthigen Vorrathes von Carotten (Tabakstangen zum Reiben) der Zahl aus Versehen ein Null zuviel angehängt wurde. Kaum war die Lieferung ausgelaufen, als der überseeische Handel durch die Kriegsläufe in's Stocken gerieth. Die Carotten stiegen im Preise, somit auch der Schnupftabak. Der glückliche Erfinder des groben Lotzbeck wurde aus dem kleinen Gewerbsmann ein großer; vielleicht war es auch ein Sohn oder Enkel des ursprünglichen Erfinders, welchen der Schreibfehler zum Millionär beförderte. Gegenwärtig besteht das Haus aus zwei Linien, deren ältere in Baiern ansässig ist. Die jüngere hat zu Lahr im Großherzogthum Baden ihren Sitz.

Der Lahrer Lotzbeck war in den Tagen, von welchen hier die Rede, ein Mann in den besten Jahren und von jugendfrischem Wesen. Er besaß eine große Vorliebe für den Aufenthalt in Italien. Im Kirchenstaate hatte er eine Herrschaft erworben und der Papst ihn mit dem dazu gehörigen Titel eines Duca belehnt. Lotzbeck zog indessen seinen angestammten Namen vor, hierin dem Beispiele des österreichischen Generals Bianchi folgend, welcher den Duca di Casalanza höchstens bei feierlichen Anlässen dem Freihern in's Schlepptau hängte. Seinen einzigen Sohn Camill hatte Lotzbeck mit glücklicher Sorgfalt erzogen. Der junge Mann hatte nicht nur die gewöhnlichen Fahrten gemacht, sondern dazu eine Reise nach Hindostan. Auch an den Lahrer Herren von Lotzbeck übte der „Spieß" seinen wolfeilen Witz und nannte sie die

beiden Klingsberge. Das Gleichniß hinkte mehr als billig, denn der Vater war so wenig ein alter Geck als der Sohn ein junger.

Camill hatte im Sommer 1840 zu Baden ein seltsam eigenthümliches Abenteuer erlebt, und Chezy, welcher durch einen besonderen Zufall vom Zusammenhange der Begebenheit unterrichtet worden, sich des Stoffes bemächtigt. Die Erzählung ward unter dem Titel „Ein moderner Liebeshandel" in der Europa von 1841 abgedruckt. Die Heldin darin ist muthmaßlich etwas schonungsvoller behandelt worden, als sie es verdient haben mochte; der Verfasser mußte sich eben den Rücksichten des Anstandes fügen, welche die Europa grundsätzlich beobachtete. Camill hat ihm das schwerlich verargt, wie ich mir einbilde, obschon er nie ein Wort darüber verlor. Er machte Chezy's Bekanntschaft im Jahre 1842. Die Beiden haben u. a. beim Schachbrett manchen Abend mitsammen zugebracht.

Der Freiherr Alfred von Zedtwitz gehörte nicht zu den Unterzeichnern des Verrufes, aber er war in der Angelegenheit unmittelbar thätig. In seiner ersten Jugend Offizier in einem österreichischem Huszaren-Regiment, hatte er sich später in Frankreich und England längere Zeit aufgehalten und redete die Sprache dieser Länder ganz geläufig. Auch sonst hatte er weite Reisen gemacht und wußte in der unterhaltendsten Weise davon zu sprechen. Eines Tages erzählte er mir die Abenteuer einer Bärenjagd in der Walachei. Ich bat ihn, den Bericht niederzuschreiben. Er fügte sich dem Ersuchen, obschon nicht ohne Staunen. Er handhabte die Feder nicht minder

lebendig, wie er die Zunge führte. Ein paar Wochen darauf überraschte ich ihn mit dem Abdruck seines Berichtes im Morgenblatt. Der Streich machte ihm sichtliches Vergnügen, und er verhieß, noch einige seiner Erlebnisse aufzuzeichnen, fand aber keine Muße mehr. Zu den dringenden Geschäften, welche ihn in Anspruch nahmen, gehörte auch die Bewerbung um eine Engländerin, die er dann richtig eroberte und zum Altar führte.

Auch Zedtwitz bekam, wie damals alle Welt, seinen Raufhandel. Der Kreis von Engländerinnen, welcher sich um die Frau von Maltzan gebildet, hatte durch Gewohnheit bei den s. g. Reunions eine Art von Vorrecht auf die vorderen Banquette an der kleinen Seite des Blumensaales ersessen. Ein anderer Kreis, welcher sich lange genug im Stillen darüber geärgert, faßte endlich den tapferen Entschluß, das Vorrecht thatsächlich aufzuheben. An einem Abend fanden Mylady Maltzan und ihr Geleit „ihre“ Plätze besetzt. Mit behendem Witz griff Zedtwitz ein. Die zweite Banquette stand leer. Er und ein anderer Herr ergriffen dieselbe, hoben sie von rückwärts über die Köpfe der sitzenden Damen hinweg, und die Engländerinnen nahmen in der gewohnten ersten Reihe Platz. In Folge dieses Staatsstreiches erhielt Zedtwitz eine Herausforderung von einem in Baden ansässigen Franzosen Namens Massias. Der Franzose wollte die in Frankreich vorzugsweise übliche Waffe, den Stoßdegen; Zedtwitz schlug Pistolen vor, da er den Stoßdegen zu führen nicht geübt war, und voraussetzte, daß der Gegner sich auf den krummen Säbel nicht verstehe. Die Mittelsmänner aber wollten um der elendigen Ursache

willen kein Menschenleben auf's Spiel gesetzt sehen; sie verordneten grade den Degen auf den Hieb. Massias, der nie eine Hiebwaffe geführt, wurde, wie es die Studenten heißen, eingepaukt. Schließlich trug er eine Schmarre im Gesicht davon. Und da auch zwischen den erbitterten Weibern der Friede hergestellt wurde, so fand alle Welt ihre Rechnung, vor allen Papa Benazet, welcher für seine Reunions im Blumensaal gezittert hatte; er war dem Friedensschlusse, wenn schon nur mittelbar eingreifend, nichts weniger als fremd geblieben, und besaß eine gewisse Erfahrung in derartigen Unterhandlungen, seit im Jahre 1840 ein Damenkrieg von so großartigen Verhältnissen ausgebrochen war, daß er die Badegesellschaft auseinander zu sprengen drohte. Damals hatte Graf Strogonoff, unterstützt von seiner Gemalin, der schon im ersten Buche dieser Erinnerungen erwähnten ehemaligen Gräfin Eiga, den Frieden hergestellt. Und weil grade zu jener Zeit der kleine Thiers als Ludwig Philipps erster Minister darauf hinarbeitete, einen Krieg zur Herstellung „der natürlichen Grenze" anzufangen, so schrieb Frederic Soulié nach Paris, daß nichts zu fürchten stehe, denn die russische Diplomatie, welcher in Baden-Baden das schwere Werk gelungen, die zornigen Weiber zu beschwichtigen, werde mit der verhältnißmäßig kleinen Aufgabe, das gute Einvernehmen zwischen den Mächten herzustellen, wol auch fertig werden.

Weil von Zweikämpfen die Rede, so sei hier nachträglich erwähnt, daß im Jahre 1833 einer von bösem Ausgange sich in Baden-Baden entsponnen. Ein junger Franzose Namens Aubry oder Aubray hatte einen Enkel

des Marschalls Vorwärts blos um seines Namens willen mit Schmähworten angegriffen und sich dabei so ungestüm benommen, daß an einen Ausgleich nicht zu denken war. Am nächsten Morgen lag der Franzose schon erschossen bei Straßburg. Von amtswegen krähte kein Hahn weiter nach der Begebenheit. In Frankreich blieb nach dem damals herrschenden Gerichtsbrauch der Zweikampf unverfolgt; die badischen Behörden hatten sich nicht um das zu kümmern, was fremde Unterthanen jenseits der Grenze gethan; in Preußen aber befahl der König, den Grafen Blücher „ungeschoren zu lassen“. Dieser Enkel des tapfern Fürsten von Wahlstatt besaß eine dergestalt friedfertig ruhige Gemüthsart, wie sie in der Welt nur zu finden, war leutselig gegen alle Welt, liebenswürdig im Umgang mit Freunden und Bekannten, und mit keiner jener Unarten behaftet, die man häufiger als sonstwo bei den preußischen Junkern antrifft. Seine Frau war eine Engländerin aus dem Hause Dallas. Sie liebte gleich ihm die ländliche Zurückgezogenheit. Das Paar verlebte eine längere Reihe von Jahren in Baden. Blüchers einzige Kurzweil außerhalb des Hauses bestand im edlen Waidwerk. Er war nicht nur ein ganz vorzüglicher Schütze, sondern auch ein echter und rechter Jägersmann. Zuweilen ist er mit seinem älteren Bruder verwechselt worden, welcher 1822 dem Schauspieler Stich einen Messerstich versetzt hatte, weil der sonst so geduldige Gatte der berühmten Schauspielerin, aufgehetzt durch die Sticheleien seiner Kameraden, plötzlich eifersüchtig geworden, zu ungewohnter Stunde nach Hause gekommen war und den jungen Offizier, welchen er in bürgerlicher Tracht

in seinem Hause betroffen, thätlich angegriffen hatte. Stich starb nicht unmittelbar an der Wunde, doch nicht gar zu lange nach erfolgter Heilung. Seine Witwe heiratete einen Herrn Krelinger. Blücher kam mit kurzer Festungshaft davon. Die Schandrachen von Berlin sagten, er sei nur deßhalb bestraft worden, weil er außerhalb seiner Wohnung ohne Uniform gesehen worden. Stich, hieß es weiter, habe in höherem Auftrage vom Grafen Brühl, dem Intendanten, einen scharfen Verweis erhalten, weil er versucht habe, den Otello zu spielen, der nicht zu seinem Rollenfach gehöre.

36.

Chezy verkaufte im Herbst 1843 seine Besitzung. Er erhielt um 5—6000 fl. weniger dafür, als er drei Jahre früher erhalten haben würde, wenn nicht ein Zwischenfall den schier so gut als wie abgeschlossenen Handel rückgängig gemacht hätte. Ein Franzose nämlich, welcher die Villa Chezy kaufen wollte, hatte das Geschäft mit dem einzigen Vorbehalt abgeschlossen, daß seine Frau erst Einsicht nehmen müsse. Wenige Tage danach traf sie ein. Das Besitzthum gefiel ihr sehr. Vor der Thüre, wo ihr Wagen mit zwei jungen feurigen Pferden harrte, sagte sie: „Kommen Sie in einer Stunde zu mir, da wollen wir . . .“ Das Wort erstarb auf ihren Lippen, weil in diesem Augenblicke das Gespann mit dem Wagen durchging und diesen zertrümmerte. Die abergläubische Französin sah darin ein Zeichen übler Vorbedeutung. Ihr Gemal meinte zwar, daß sie die Pferde weggeben solle, aber nicht das Haus. Der Einwand verfing nicht.

Bald darauf sanken die Privathäuser sehr stark im Preise. Indessen konnte Chezy auch mit dem Erlös von 1843 immer noch zufrieden sein; nach Tilgung der Satzposten und seiner persönlichen Verbindlichkeiten behielt er einen ganz artigen Gewinn in der Hand, — kein Capital, von dessen Zinsen sich leben ließ, aber einen Betrag, womit etwas anzufangen war. Leider hat er damit, wie es das Sprüchwort bezeichnet: den Gaul beim Schwanz aufgezäumt. Erwerben, Zusammenhalten, Vermehren sind nicht die Künste, zu denen die Natur ihn bestimmt, die Erziehung ausgebildet hat.

Die Zeit, welche Chezy auf dem ehemaligen „Kornfrieder“ als Hausherr verlebte, hat ihn mancherlei Menschen und Kreisen in nähere Berührung gebracht, von denen Thun und Treiben er selbst wenig oder nichts erfahren hätte. Die Villa Chezy, obschon eigentlich für eine ganz große Haushaltung eingerichtet, wurde meistenstheils in zwei Abtheilungen abgegeben; man könnte sagen: immer, denn innerhalb neun Jahren ist das Haus nur dreimal im Ganzen für eine Partei genommen worden: für den König von Württemberg, für Aurora Demidoff und für den Fürsten Wittgenstein. Dadurch hat Chezy außer englischen und französischen auch russische und polnische Haushaltungen in ihrem Innern kennen gelernt und gelegentlich manchen tieferen Blick in das Thun und Treiben der Dienerschaft gethan. Vor Allem waren es die s. g. Couriere*) (Reisediener), welche seine

*) Das Wort wäre eigentlich Courrier (mit einem doppelten r) zu schreiben, oder wie man es im deutschen Verkehr ausspricht: Kurier. Ich ziehe indessen vor, beim Herkommen zu bleiben.

Aufmerksamkeit erregten. Ebenso die französischen Köche. Er mußte häufiger mit Letzteren verkehren, weil seine eigenen Hausholden nur Deutsch verstanden. Dieser Umstand führte wol auch zu persönlichen Unterhandlungen, welche ihrer zarten Natur halber oft sehr schwierig wurden mit den Kammerjungfern. Mit der Französin war dabei noch auszukommen; die machte nach ihrer Landesart schließlich aus der Noth eine Tugend und nannte die Katze eine Katze. Aber die zimpferliche Engländerin wollte nicht mit der Sprache heraus, so daß einst sogar für eine Dollmetscherin zwischen ihr und der Hausfrau gesorgt werden mußte.

Mit den Engländern kam man sonst noch am besten aus. Man hatte vorher zwar lange mit ihnen hin und her zu reden, aber dann blieb abgemacht auch abgemacht. Ihre Dienerschaft ließ die Hausleute unbehelligt, wo sie nicht unbedingt nothwendig den Mund aufthun mußte. Mit den Russen und Polen dagegen wurde man niemals fertig. Die Unverschämtheit der Dienerschaft aus ihrer Heimat war zwar durch Bedrohung mit der Hundspeitsche in die gebührenden Schranken zurückzuweisen, aber die Herrschaft selber hatte alle Tage ein anderes Anliegen. Dann wurde „der Wirth“ katzenfreundlich mit Schmeichelnamen überhäuft und tapfer abgeschmatzt. In Bezug auf ihre Bedienung gingen die Russen im allgemeinen von einem Grundsatze aus, welchen der Fürst Radizwill und der Graf Souboff zu verschiedenen Zeiten fast mit denselben Worten gegen mich aussprachen: „Spitzbuben sind sie Alle, Einer wie der Andere. Der einzige Umstand besteht darin, wie sie uns bedienen. Mein Hallunke

bedient mich gut, also behalte ich ihn.“ Als Chezy sich über den italienischen Courier des Fürsten beschwerte, sagte Radziwill: „Der Schlingel will Sie brandschatzen. Schenken Sie ihm einen Napoleon und drohen Sie ihm mit Schlägen, dann wird er Ihre Leute in Ruhe lassen, und darauf sehen, daß Sie nicht zu Schaden kommen. Ihr zwanzig Francs werden gut angelegt sein.“ Der Rath wurde befolgt und that seine Wirkung; der ebenso feige als eigennützige Wälsche war fortan um den Finger zu wickeln.

Die Fürstin Sophie Radziwill, eine geborene Urussoff, hielt das Heft in Händen und sorgte dafür, daß ihr Gemal sein Einkommen nicht verspielen konnte. Ohnehin fand sie es schwierig genug, mit den 30,000 Ducaten auszukommen, worauf das Jahreseinkommen beschränkt war. Es rührte von den Besitzungen des Hauses her, welche in Polen mit Beschlag belegt worden. Radziwill, der am Aufstande keinen Antheil genommen und General-Adjutant des Czars war, hatte gleichsam als Ausstattung der Prinzessin Urussoff diese Güter zur Nutznießung und zugleich den Auftrag unter Form einer Erlaubniß erhalten, den rechtmäßigen Eigenthümer in der Fremde nicht dem Elend preisgeben zu lassen. Für die Zukunft brauchte er nicht zu sorgen, da er und Sophie keine Nachkommenschaft besaßen.

Von der Fürstin Langschläferei ist bei einem früheren Anlasse die Rede gewesen. Hier füge ich noch einen spaßhaften Vorfall hinzu. Eines Nachmittags um drei Uhr machte sie ihren Morgenspaziergang im Garten und traf den Hausherrn, der im Schatten eines breitblätterigen

Ahorns das Rauchopfer darbrachte. Er fuhr zwar mit der Pfeife hinter den Rücken, entging jedoch nicht einer Strafpredigt, deren Sinn er so wenig verstand, daß er ihn auf das nicotische Laster im Ganzen bezog, während doch nichts anderes damit gemeint war, als der Kopf von Porcellan mit seinem Abguß und das Mundstück von Horn. Bald sollte das Mißverständniß sich aufklären. Am zweiten oder dritten Abend darauf traf Chezy ganz unversehens in einer Laube die zwei Fürstinnen Radziwill und Dolgoruki mit dampfenden Tschibuks. Bescheiden, schier hätte ich geschrieben: erschrocken, wollte er sich entfernen. Man rief ihn jedoch näher und machte ihn zum Mitschuldigen. So lernte er begreifen, daß nicht das Rauchen an sich ein Laster sei, sondern sogar ein anständiges Vergnügen, sobald nur die Lippen an einer Dutte von Bernstein sogen, der Dampf durch ein Weichselrohr ging und es blonder Tabak von Latakia war, der im rothen Türkenkopf glimmte. Heutzutage ersetzt das Papeliso bei den Damen den Tschibuk, und besitzt die Cigarre überall dergestalt das Bürgerrecht, daß man in Oesterreich z. B. in den vornehmsten Kreisen der Aristokratie in Gegenwart der Frauen raucht, auf dem Lande sogar im Salon. Der Kaiser raucht, die Kaiserin ist dem Dufte des Blattes aus Westindien nichts weniger als abhold, wodurch die Nerven selbst der ältesten Fürstinnen und Gräfinnen dergestalt sich gestärkt finden, daß sie den ehedem verabscheuten Qualm gegenwärtig nicht nur ohne Beschwerde aushalten, sondern häufig für einen Wolgeruch erklären. „Und der Stein, welchen die Bauleute verwarfen, ist zum Eckstein geworden."

Auch der russische Graf Souboff ging, wie gesagt, von dem Grundsatze aus, daß die Herrschaft stets betrogen werde und sich dagegen vergebens wehre; sie habe nur zu schauen, daß sie von ihrer raublustigen Umgebung möglichst gut bedient werde, um für ihr Geld doch etwas zu genießen. Aber dabei war er wachsam und rührig, erschwerte das Stehlen und brachte hie und da eine Unzukömmlichkeit ab. Eines frühen Morgens kam Souboff dazu, wie die Hausleute im Garten frühstückten, und lud sich dazu ein. Er fand Geschmack am Kaffee, forschte bei der Frau nach, wie hoch sie das Frühstück zu stehen komme, und vernahm, daß sie die ganze Haushaltung für ein Viertel des Betrages damit versorge, den er für sich allein ausgab. „Nach dem Gelde würde ich nichts fragen," sagte er; „wir sind dazu da, uns plündern zu lassen. Aber mein Kaffee ist wenig werth und mein Schmetten abscheulich." Unter „Schmetten" verstand er, was die Preußen „Sahne", die Südwestdeutschen „Rahm", die Oesterreicher „Obers" nennen. Schließlich bat er die Hausfrau, ihn fortan mit Frühstück zu versorgen. Die kleine Gefälligkeit wurde nicht versagt. Am nächsten Morgen kam er, um sich zu beschweren, daß ihm nicht Wort gehalten worden. Das Räthsel löste sich sehr einfach; der Kammerdiener hatte der Magd das Frühstück abgenommen und nicht unverfälscht überbracht. „Ich will dich schon kriegen," sagte Souboff, und traf die Veranstaltung, daß die Magd ihre Lieferung ihm persönlich zu überbringen habe. Den Kammerdiener aber jagte er nicht weg. Ob er ihn sonst gemaßregelt hat, weiß ich nicht. Der Bursche beschwerte sich zwar beim Hausherrn, aber

nicht etwa über die Ermahnungen, welche er muthmaßlich mit dem spanischen Rohre erhalten, sondern mit den Worten: „Ihre Leute verwöhnen meinen Grafen mit dem Kaffee.“

Souboff war Witwer und hatte ein paar Kinder bei sich, deren Aufseher und zugleich Spielkamerad ein überaus zierlicher Zwerg war, der ihm leibeigen zugehörte. Der Kleine war ein gescheites und durchaus nicht boshaftes Wesen, wie denn überhaupt meistens nur jene Zwerge ein verbittertes Gemüth besitzen, welche bei ihrer Kleinheit auch noch mißgestaltet sind. Tuchta hatte keine Aehnlichkeit mit einem Kobold, sondern war ebenmäßig gebildet wie der Apoll vom Belvedere selbst.

Wir Freunde unter uns pflegten den Grafen Souboff mit dem Titel „Hofmörder“ zu belegen, weil einer seines Namens, — vielleicht sein Vater oder Oheim, — zu den Verschworenen gehörte, welche in der Nacht vom 23. März 1801 durch ein St. Petersburger Hausmittel den wüsten und tollen Czar Paul dergestalt zur Vernunft brachten, daß er sich ohne Widerrede zur Gruft tragen und zur ewigen Ruhe niederlegen ließ. Doch wird hier eigens anzumerken sein, daß diese Anwendung des alten Scherzes nicht ganz am Platze war, denn eine sprüchwörtliche Redensart, deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit ich aus Mangel an Kenntniß vom wahren Sachverhalte weder zu bestreiten noch zu behaupten vermag, pflegte die genannte hohe Würde als Erbtheil einem hochadeligen Hause anderen Namens zuzuschreiben, seitdem ein Träger desselben den Czar Peter III. (1762) umgebracht hatte.

Eine russische Dame hatte, einer beachtenswerthen

Empfehlung zulieb, ihrem Koch aufgetragen, seinen Bedarf bei einem gewissen Fleischhacker zu nehmen. Am dritten oder vierten Tage kam ein angegangener Braten auf ihren Tisch. Sie schlug natürlich Lärm darüber. Man wies ihr nach, daß der spitzbübische Koch eine Bosheit verübt habe, weil der redliche Gewerbsmann sich geweigert, einen höheren Betrag zu bescheinigen, als er geliefert hatte. Sie bezeichnete dafür den Metzger als einen dummen Kleinstädter; denn diese kleinen Sporteln gehörten, wie sie sagte, zum Gehalte des Kochs.

Während der Russe die Rechtlichkeit der Dienstleute schon darum nicht hoch anschlägt, weil er gar nicht an ihr Vorhandensein glaubt, gilt sie bei den Engländern für das oberste und erste Erforderniß. Allerdings wird auch ihnen geschehen, was anderen Leuten in aller Herren Ländern widerfährt, aber sie bilden nun deßhalb an der langen Stufenleiter das von den Russen am weitesten entfernte Aeußerste, weil bei ihnen ein Diener, der auf einer Untreue ertappt wurde, nicht allein auf der Stelle entlassen wird, sondern aller weiteren Aussichten in seinem Fache unwiderruflich verlustig geht. Die englische Gesellschaft hängt nämlich innerhalb wie außerhalb ihrer Heimat durch die feinen aber haltbaren Fäden eines Briefwechsels zusammen, welchen Verwandte, Freunde, Bekannte — und zwar vorzugsweise vom weiblichen Geschlecht — gewissenhaft und ausführlich mitsammen führen. Ich habe von dieser Eigenheit schon bei einem früheren Anlasse gesprochen. Alle Einzelnheiten des täglichen Lebens kommen in den Briefen zur Sprache, und wenn sie dazu angethan sind, auch in weiteren Kreisen Auf-

merksamkeit zu verdienen, werden sie unfehlbar darin verbreitet. Ein Diener, der wegen Unterschleif entlassen worden, kann sicher sein, daß sein Steckbrief in Madras, Kalkutta und Bombay so gut bekannt wird, wie zu Konstantinopel, Athen, Malta, Korfu, Lissabon, St. Petersburg und in allen Curorten; ich nehme selbst das kleine Bad Oberladies in Tirol nicht aus, insofern jemals ein englischer Fuß sich dorthin verirrte.

Vornehme und reiche Engländer wachen auch nicht selten mit einer gewissen Eifersucht darüber, daß sie nicht unter die Vormundschaft ihrer dienstbaren Geister gerathen. In Curorten suchen sie ihre Wohnungen selber aus, und zwar nicht blos deßhalb, weil sie dadurch die zehn Procent ersparen, welche der Vermiether sonst über den eigentlichen Preis gefordert haben würde, um ohne eigenen Nachtheil die Vermittlung des Couriers belohnen zu können. Mit ganz besonderer Eifersucht bewachte Fräulein Campell ihre Unabhängigkeit gegen ihre Umgebung. Sie war mit ihrem alten Vater, dem Herzog von Argyle*), im August nach Baden gekommen und hatte im überfüllten Orte keine Wahl gehabt, als das Einlager im Gasthof zur Sonne zu nehmen. Als gegen den September hin der große Schwarm sich verlief, erhielt sie von ihrer Freundin Marianne Haber, — der schon erwähnten Verlobten William Russells, — den Rath, in die Villa Chezy zu ziehen, „welche der König von Württemberg soeben verlassen". Frau von Haber, mit den Schwächen der Briten bekannt, legte aus Wolwollen für

*) Der Name wird nicht etwa Ardscheil' ausgesprochen, sondern: Argill.

Chezy den Hauptton auf Se. Majestät und erreichte damit den Zweck. Abgesehen vom Abglanz, welchen die königliche Gegenwart hinterlassen, fand Fräulein Campell Gefallen am Hause selbst und an seiner aristokratisch abgesonderten Lage. Die entlegene Einsamkeit paßte auch zu ihrem Trauergewande; die Herzogin, ihre Mutter, war kürzlich gestorben. Ihr Gefolge bestand aus einem britischen „Footman“, einer Kammerjungfer aus Köln a. Rh. und einem deutschen Courier Namens Leopold, einem Vollblut-Westfalen von Aussehen wie von Geburt. Er hatte in früheren Jahren beim Grafen Wikenburg gedient, und war leutselig genug, Chezy daran zu erinnern; natürlich ohne Beimischung von Dankbarkeit, denn der Graf hatte verboten, seinen Leuten Trinkgelder zu verabreichen, und sein Wunsch war gewissenhaft erfüllt worden.

Fräulein Campell besaß die gute und nützliche Gewohnheit feinerzogener Leute, niemals eine Post mündlich zu versenden. Ihre Mittheilungen erfolgten brieflich. Sie sahen besonders feierlich aus durch den schwarzen Rand der Briefhülse und des Briefes, sowie durch das große schwarze Siegel. Zu solcher Feierlichkeit stand begreiflicher Weise der Inhalt nicht immer in richtigem Verhältnisse; so z. B. als einst das schwarzgeränderte Velin die Meldung enthielt, daß eine Wasserflasche den Hals gebrochen habe. Die erste Depesche wurde am Tage des Einzuges selbst erlassen. Sie berief den Hausherrn zu mündlicher Besprechung. Fräulein Campell, die ganz geläufig französisch sprach wie schrieb, setzte auseinander, daß der Courier nichts geringeres im Schilde führe, als

den Papa und sie in Belagerungsstand zu versetzen. Zweifelsohne sei ihm der Wohnungswechsel ungelegen gekommen, und sie schließe daraus, daß er in der Sonne gewisse Vortheile gezogen haben möge, deren er in einem Privathause verlustig gehe. Jetzt behaupte er, daß kein Wirth sich dazu verstehen wolle, die Mittagsmalzeit für den Papa und sie in's Haus zu liefern, obschon sie für den Kopf drei Gulden bestimmt habe, also mehr als den doppelten Preis eines Gedecks an der Wirthstafel. Sie lasse sich von ihrer Dienerschaft nun einmal nicht tyrannisiren oder gar foppen, und da sie als Dame doch nicht selber die Sache besorgen könne, so nehme sie sich die Freiheit, einen Gentleman um den Ritterdienst anzusprechen. Sie gebe ihm unbeschränkte Vollmacht. Wenn die sechs Gulden täglich zu wenig seien, so möge er das Anbot erhöhen.

In weniger als einer halben Stunde war die Angelegenheit geordnet. Der erste Wirth, zu welchem der Unterhändler kam, machte nicht die geringsten Umstände. „Sechs Gulden täglich“, sagte er bedeutungsvoll, „und erst noch kein Courier dazwischen, das läßt sich mitnehmen, und setzt mich in die angenehme Lage, Ihrer gütigen Empfehlung alle Ehre zu machen.“

Nachdem Chezy seine Meldung abgegeben, erhielt er eine neue Depesche. Sie enthielt die Einladung zu Tische. Während dieser Malzeit wurde Leopold, der falsche Knecht, vom Strafgericht ereilt, welchem er ohnehin nicht entgangen wäre. Es trug sich nämlich zu, daß dem alten Herrn der Einfall kam, eine Brühe, die ihm besonders behagte, vollends auszulöffeln, nachdem er das Fleisch

gegessen. Der aufwartende Courier war zufällig nicht zugegen, weil er frische Teller zu holen hatte. Argyle drehte sich auf seinem Stuhle halb zur Seite und langte sich vom benachbarten Pfeilertischchen den Löffel, dessen er bedurfte. Als Leopold zurückkam, sagte das Fräulein mit schneidiger Gelassenheit: „Mein Vater war eben genöthigt, sich einen Löffel zu holen. Einen so fahrlässigen Bediener, wie Sie, können wir nicht brauchen. Sie werden heute gehen.“ Und also geschah es. Vielleicht war der Courier von der Schnelligkeit überrascht, womit der Vorwand gefunden worden, doch eine solche Wendung hatte er gewiß schon von dem Augenblick an erwartet, worin er entdeckt, daß sein Kunststückchen verunglückt war.

Argyle sah älter aus, als er muthmaßlich war. Sein lendenlahmer Gang und die gichtbrüchige Unbeholfenheit der schwerfälligen Gestalt verliehen ihm das Aussehen eines achtzigjährigen Greises. Sein Geist war frisch, seine Laune heiter. Französisch sprach er nicht eben geläufig, verstand es aber vollkommen; und da Chezy dem Englischen nicht ganz fremd war, so kamen sie ganz gut mitsammen aus. Auch mochte der Herzog wol noch einen geheimen Grund haben, den Hausherrn öfter zum Essen einzuladen; ein solcher Gast „sans consequence“ warf nicht den Schein auf ihn, als unterbreche er durch Bankettiren den Ernst der Trauerzeit, und doch hatte er Jemand, der ihm seinen Wein austrinken half. Sobald seine Tochter sich zurückgezogen, erzählte er gelegentlich wol auch lustige und überlustige Stücklein. „Die Engländer“, sagte er eines Tages, „machen uns Schotten gern zur Zielscheibe ihres Witzes, obschon sie die schärfsten Pfeile für den

armen Paddy vorbehalten. Bei einem dieser Scherze ist auch der Name betheiligt, den ich führe."

Es wird nämlich in England den Schotten nachgeredet, daß sie durch die Bank mit jener mißliebigen Hautkrankheit behaftet seien, welche der Volkswitz in Deutschland „Schneider-Courage" nennt. Um nun der daraus entspringenden Neigung zum Jucken auch für jene Körpertheile Befriedigung zu verschaffen, wohin die Hand nicht reicht, habe der erste Herzog von Argyle seine Erhebung zur höchsten Stufe der Adelstitel dadurch gefeiert, daß er auf dem ganzen Gebiete der Grafschaft Wege und Stege mit Pfählen verziert habe, damit der Clan Campell sich wie an Sielbäumen daran abreibe. Seitdem sei zuerst in der Umgegend von Inverary, hernach aber im ganzen Hochlande der Brauch aufgekommen, daß jeder Schotte beim Reiben an einem Pfahl zu sagen habe: „Gott erhalte Seine Gnaden, den Herzog von Argyle!"

Unter den Gästen der Villa Chezy innerhalb des bezeichneten Zeitraumes von neun Jahren befanden sich auch Lyndhurst, Stratford Canning und Heinrich Wellesley. Lyndhurst verzehrte seinen (damaligen) Ruhegehalt von 5000 Pfund Sterling auf dem Festlande. Er hatte kurz zuvor eine hübsche Jüdin geheiratet, die ihn in seinen alten Tagen noch zum Papa gemacht. Stratfort Canning, vor der Zeit ergraut, hatte mit seiner Frau ein ganzes Nest voll Kinder bei sich. Mylady gerieth mit dem Hausherrn in ein Mißverständniß. Sie hatte nämlich von Stuttgart eine Köchin mitgebracht, deren Aussehen nach wenigen Wochen etwas verrieth, was sie bis dahin nicht ohne Erfolg verborgen gehalten. Offen-

bar stand Gefahr auf dem Verzuge, und da Stratford verreist war, mußte sich Chezy an die Dame mit der Bitte wenden, das Mädchen zu entlassen. Worauf sie es sonderbar fand, daß er sich in ihr Hauswesen mischte, und den Grund zu wissen begehrte. Der lasse sich nicht sagen, beschied er. Worauf sie: „Ich begreife nicht, wie Sie von solchen Dingen mit einer Frau zu reden wagen, und werde mich bei Herrn Stratford über diese Unzukömmlichkeit beschweren.“ Mit der Bemerkung, daß der Verzug auf Myladys Verantwortlichkeit laufe, empfahl sich Chezy. Fortan ließ sie ihn ungegrüßt, wenn sie ihm begegnete, und blieb es natürlich ebenfalls, weil die Engländerinnen auch auf dem Festlande an ihrer heimischen Sitte festhalten, daß sie einen Mann immer zuerst grüßen. Nach einiger Zeit kam Stratford zurück. Am nächsten Morgen war die Schwäbin verschwunden. Mylady traf im Garten auf Chezy, grüßte ihn von weitem, winkte ihn herbei, gab ihm die Hand und knüpfte ein kleines Gespräch über Wind und Wetter an, ohne jedoch des Streites zu erwähnen. Zweifelsohne hatte sie dem Gemal die Sache vorgetragen und war von diesem belehrt worden, daß — wenn die Schwäbin in Baden niedergekommen — die Gemeinde für die Verpflegung und Erziehung des widergesetzlichen Weltbürgers verantwortlich geworden wäre, sich für die Kosten an den Hausherrn gehalten und dieser natürlich auf ihn selber zurückgegriffen hätte.

Die einträgliche Kundschaft Stratfords verdankte die Villa Chezy dem anglicanischen Caplan Coetlogon. Der Hausher kanute ihn nicht von Gesicht, sondern sah eben

nur einen Briten vor sich, welcher nach dem Preise der Wohnung fragte. Nach der herrschenden Gewohnheit wurden 25% vorgeschlagen, um dem Sohn der Kreideninsel das Vergnügen des Feilschens nicht zu verkümmern, oder ihm, wenn er ein Zwischenhändler war, seinen Mäklerlohn geben zu können. Statt zu feilschen, oder gar zu sagen, „so und so viel für mich," schlug er ohne weiters ein, und gab schließlich seine Namenskarte her. Jetzt begriff Chezy, wie viel die Glocke geschlagen. Er hatte nämlich in der Allg. Ztg. sein Erstaunen darüber ausgedrückt, daß in der Spitalkirche, welche doch ganz unentgeltlich den Engländern für gewisse Stunden am Sonntage zur Verfügung stehe, die Plätze urplötzlich numerirt worden seien und gleich den Sitzen im Theater vom englischen Caplan verkauft würden. Nachdem nun der „reverend" ihm auf Stratfords Kosten die Lehre, daß eine Hand die andere wasche, so fein in das Gedächtniß zurückgerufen, ließ Chezy fortan seine Verwunderung auf sich beruhen. „Leben und leben lassen", würde Sancho Pansa hier sagen und ebenfalls hinzufügen: „Dem bösen Hunde gibt man zwei Knochen für einen."

Heinrich Wellesley (seit 1847 nach dem Tode seines Vaters als Graf von Cowley englischer Peer) war noch nicht oder allerhöchstens vierzig Jahre alt, als er noch in der Eigenschaft eines britischen Diplomaten in Stuttgart ein glücklich verborgenes Dasein führte. Die Zeit ging nicht in hohem Wogenschlag. Politische Verwicklungen gab es in Deutschland nicht an den kleinen Höfen. Man ahnte nicht, daß der tapfere König von Württemberg, welcher in seinen grünen Tagen das rit-

terliche Schwert gegen Napoleon I. so erfolgreich geführt, als Greis noch in die Lage kommen würde, sich — wenn auch nicht mit Stahl und Eisen — gegen die Uebergriffe preußischen Ehrgeizes zu wehren. Wellesley konnte in aller Gemüthsruhe mit seiner, immer noch auffallend hübschen Frau und seinen vielen Kindern den Sommer in Baden zubringen, und sich, wenn er das Vergnügen daran fand, wie Georg Shee mit Bilderkaufen befassen. Doch das ließ er bleiben. Er hatte zu jagen, zu reiten, zu fahren. „Four in hand" war ihm lieber, als ein Bild, das etwa fünfzig Gulden werth war, aber etliche Hunderte kostete, weil ihm irgend ein Name angehängt worden, welchen es mit demselben Recht führte, wie zu Amsterdam die spitzbärtigen Silva's, Almeida's, Costa's, Saldanha's 2c. die ihrigen. Aber er war um deßhalb nicht etwa ein bengelhafter Junker, sondern ein gebildeter, feiner Mann, außen abgeschliffen, innen mit tüchtigem Wissen und hellen Gedanken in geordneter Reihenfolge begabt. Sein Wesen und Benehmen waren ernsthaft, ohne mürrisch zu sein. Was einem Süddeutschen am fremdartigsten vorkam, war der Umstand, daß Wellesley zu den Betstunden mit seinen Angehörigen auch die Dienerschaft zog. Den Vortrag hielt er dabei in deutscher Sprache, deren er, die Seinen und die Engländer unter den Hausholden mächtig waren. Die anderen Dienstboten waren Schwaben, natürlich protestantische.

Wellesley's guter Gesell und Jagdgefährte war der obenerwähnte Blücher, wie denn überhaupt die Angehörigen der beiden Helden von Waterloo, — des Marschalls Vorwärts und des eisernen Herzogs, — gute

Freundschaft mitsammen hielten. Gegenwärtig steht bekanntlich Lord Cowley in der Vorderreihe der englischen Diplomatie, und behauptet seit 1852 den schwierigen Posten zu Paris mit anerkanntem Erfolge.

Aurora Demidoff, nach kurzem Ehestand zur Witwe geworden, war in ihren Trauergewändern bloß deßhalb nach Baden gekommen, weil ihr Seliger eine besondere Vorliebe für diesen Ort, sowie für den berühmten Arzt Gugert gehegt. Dieser Dr. Gugert war ein Badener Stadtkind, doch ohne daß ihn das gewöhnliche Los des Propheten in der Heimat betroffen hätte; gleich bei seinem ersten Auftreten war er zum Liebling der Bevölkerung geworden. Er verdiente das im vollsten Maße durch seine Geschicklichkeit, seine Leutseligkeit und seine unermüdlichen Nächstenliebe. Noch als ganz junger Mann wurde er der erklärte Günstling der fremden Gäste. Ueberschüttet mit Gold, Orden und Titeln, lehnte er die glänzendsten Anerbietungen von auswärts aus Vorliebe für seine Vaterstadt ab, welche dem gesuchten Heilkünstler zum großen Theile das Zunehmen ihrer Berühmtheit zu verdanken hatte. Das Vertrauen, welches man so allgemein in Gugert setzte, bewog viele vornehme und reiche Leute zu längerem Aufenthalte in der Quellenstadt, worin sie sonst vielleicht nur acht oder vierzehn Tage verweilt haben würden. Der geschickten Behandlung Gugerts schrieb der alternde und abgelebte Demidoff es zu, daß er in den Stand gesetzt worden, noch ein junges Fräulein zum Traualtar zu führen und sich, (um mit dem Kaiser Max I. zu reden), einen süßen Tod anzuthun. Er hinterließ bei

seinem Scheiden einen gesunden, kräftigen Erben seiner Reichthümer.

Demidoffs Ende war von seltsamer Art. Der reichste Mann Europa's mußte zwischen vollen Schüsseln verhungern, weil er weder Speise noch Trank mehr hinabschlucken konnte. Sein Bruder, der meines Wissens noch am Leben, ist der bekannte Anatol Demidoff, Gemal der Prinzessin Mathilde, Tochter Jeromes, des ehemaligen Königs von Westfalen, und Schwester des berüchtigten rothen Prinzen. Die Ehe dauerte nicht lange, und ist nachmals auch förmlich getrennt worden. Ob der Erbe des älteren Demidoff zu seiner Mündigkeit gelangt ist, weiß ich nicht; wenn es geschehen, so hat er, abgesehen vom Stock des Vermögens, auch an aufgespeicherten Renten eine Kleinigkeit von 10—12 Millionen als Taschengeld vorgefunden.

Aurora hatte viel Volk bei sich. Die Amme des Söhnleins war eine urwüchsige Riesin aus dem Hessenlande, die Frau eines Bauern. Der hohe Lohn und noch höhere Verheißungen hatten sie bewogen, Mann und Kind zeitweilig zu verlassen, um sich in goldene Sklaverei zu begeben, worin es ihr sonst nicht eben wolgefiel. Sie wurde allerdings gut genährt, aber nicht mit der derben Kost, woran sie gewöhnt war. Vor Allem vermißte sie die Freiheit. Man ließ sie keine Viertelstunde lang unbewacht. Was ihr etwa sonst noch gefehlt haben mag, ließ sie natürlich ungesagt.

Geheimschreiber, Geschäftsführer und überhaupt Vertrauensmann der Frau Demidoff war einer ihrer Stiefsöhne von der linken Hand. Ein aufgeweckter, frohmü-

thiger Gesell, aber arbeitsscheu. Unter dem Vorwande, daß er nicht Deutsch verstehe, ersuchte er eines Tages den Hausherrn, einige Briefe für ihn zu lesen. Chezy trat bei ihm ein und traf einen entsetzlich großen Haufen von Briefen, deren Halbscheid in französischer Sprache abgefaßt war. „Lesen sie gefälligst", sagte der Vertrauensmann; „und wenn Sie das Maß Ihrer Güte vollmachen wollen, so schreiben Sie den Inhalt in kürzestem Auszuge an den Rand, oder werfen Sie den Wisch gleich in den Papierkorb." Die Schreiben bestanden aus Bettelbriefen. Der Leser unterhielt sich eine Weile an den Formen, welche die Bettelei aus allen Gauen Deutschlands und Frankreichs annahm; an den oft wunderlichen Vorwänden, wohinter sie sich verschanzte; an den häufig seltsamen Zumuthungen an die Großmuth der Witwe des Millionärs, die — wie der linke Stiefsohn sich ausdrückte, — nur 200,000 Silberrubel im Jahre für sich zu verausgaben hatte. Eine gute Weile hindurch schrieb Chezy den Auszug geduldig an den Rand, dann ward der Bericht stets lakonischer, bis er auf das Wort „gueuserie" zusammenschrumpfte. Nach und nach flogen der „Wische" immer mehr nur halbgelesen in den Papierkorb und endlich der Rest ganz ungelesen. Ich vermuthe, daß es mit den meisten Bittschriften in der Welt so geht, selbst dort, wo sie pflichtgemäß nicht nur zu lesen, sondern auch zu erwägen wären. Im gegebenen Falle lag keinerlei Verpflichtung zum Aufmerken und zum Prüfen vor, und gab es für eine auch nur oberflächliche Prüfung gar keine Anhaltspunkte.

In späteren Zeiten habe ich über das briefliche Bet-

telwesen noch mancherlei Aufschlüsse erhalten. Vor Allem sind Bettelbriefe nicht mit jenen Bittgesuchen zu verwechseln, welche ihre Berechtigung grundsätzlich auf ein persönliches Wechselverhältniß gründen. Der Staatsbürger z. B. besitzt das Recht, sich bittend an das Oberhaupt des Staates zu wenden, und darf erwarten, daß sein Gesuch erwogen werde. Unter den eigentlichen Bettelbriefen aber bilden diejenigen eine besondere Klasse, welche bei vornehmen Reisenden unterwegs einlaufen. Diese Schreiben rühren zu neun Zehntheilen von Steifbettlern in Handschuhen her; den Rest haben theils die Verzweiflung, theils eine kindische Auffassung der gesellschaftlichen Zustände eingegeben. Die Briefe letzteren Schlages sind gewöhnlich die längsten unter allen, und werden daher am wenigsten gelesen. Ohnehin wird so ziemlich jede schriftliche Bitte zum voraus für verurtheilt gelten müssen, sobald der Vortrag nicht in bündiger Kürze und mit übersichtlicher Deutlichkeit geschrieben, sich auf die erste Seite des Briefes beschränkt.

Ein loser Vogel, der hier besser ungenannt bleibt, machte während seiner Wanderschaft als Thespisjünger in einem Badorte die Bekanntschaft eines Abenteurers, der ihn bat, eine französische Bittschrift an eine eben angelangte Standesperson anzufertigen. Der anzubettelnde Herr war vielleicht der König Max Joseph oder sein Schwiegersohn Eugen Beauharnais, jedenfalls etwas sehr Vornehmes. „Wenn Ihre Schrift wirkt“, sagte der Fechtbruder, „so zahle ich ein paar Flaschen Markgräfler.“ Um die Zumuthung zu bestrafen, schrieb der gute Freund in französischer Sprache ein sehr bündig gefaßtes Brieflein

nieder, worin es dem Sinne nach ungefähr hieß: „Der Unterzeichnete bittet um eine Reiterzehrung. Er war von jeher ein Taugenichts, der nichts arbeiten mochte. Sein Habegut hat er längst durch die Gurgel gejagt. Zum Schuldenmachen fehlte ihm nicht der gute Wille, wol aber der Borger. Wenn euer Gnaden ihm nichts schenkt, wird er zweifelsohne auf dem Schub fortgeschafft werden von diesem angenehmen Ort, wo die beginnende Badezeit ihm eine reiche Ernte verheißt.“ Seine Gnaden mag über den Brief herzlich gelacht haben; wenigstens ließ auf so etwas der Erfolg schließen, denn der seltsame Bettler erhielt 100 Francs in fünf blanken Goldstücken.

Unter den Gästen der Villa Chezy sei schließlich noch der alte Feldmarschall Fürst Wittgenstein genannt. Er kam mit Sohn, Schwiegertochter und großem Gefolge, um, wie er sagte, vor seinem Tode noch einmal das schöne Rheinland zu sehen. Man fragte ihn nach einem Zimmermann, welchen er vor Jahren nach Rußland mitgenommen. Der Bescheid lautete: „Er hat's nicht besser gemacht, als die meisten deutschen Gewerbsleute bei uns; er trank sich in wenigen Jahren zu Tode. Aber mein Geld habe ich darum doch nicht verloren; er hat eine fruchtbare Schule von tüchtigen Zimmerleuten auf meinen Gütern hinterlassen.“ Wie der Mann geheißen, habe ich vergessen; er trug einen jener einsylbigen Namen, die in der Badestadt vorherrschen, wie Baum, Bertsch, Blum, Britsch, Dürr, Groß, Haug, Heck, Hotz, Holz, Jung, Kah, Kolb, Koch, Schlund, Schmidt, Schwarz, Weiß, Stein, Graf, Herr, Zerr, Braun, Roth, Buhl, Birk, Dietz, Diß, Dehn, Ell, Falk, Fraß, Fauth, Fels, Götz,

Göhr, Haaf, Henf, Hof, Herz, Höh, Klein, Kruft, Kunz, Lang, Lerch, Rausch ꝛc. Ueberhaupt findet man in Südwestdeutschland viele einsilbige und dann fast nur zweisilbige Namen, während in Baiern und Oesterreich die drei- und viersilbigen nicht selten vorkommen, und zuweilen noch längere auch, wie z. B. Niederkirchweger, Oberlindober, Hohenbrämberger.

Des greisen Kriegshelden Schwiegertochter hat — ungefähr zehn Jahre nach seinem Tode — sehr viel von sich reden gemacht. Aus Liebe zu Franz Liszt trennte sie sich von ihrem Gemal. Der neue Ehebund sollte in Rom geschlossen werden, doch scheint die kirchliche Einsegnung nicht erfolgt zu sein. Wie sich die Frage schließlich gelöst, ist mir unbekannt geblieben; vielleicht durch eine bürgerliche Trauung. Jedenfalls ist gewiß, daß die Liebenden bisher sich nicht getrennt haben. Im Jahre 1842 war die Fürstin eine Frau von etwa 27 Jahren; keine Schönheit, aber anziehend durch das brennende Augenpaar von dunkler Farbe und durch den leidenschaftlich lebendigen Ausdruck in den wenig regelmäßigen Zügen des bräunlichen Antlitzes.

37.

Unter den oben angeführten einsilbigen Namen ist auch „Zerr“ aufgeschrieben worden. Wem von den Zeitgenossen des Verfassers, die nicht etwa nach 1835 geboren sind, wird beim Lesen nicht die gegenwärtig verstummte Nachtigall Anna Zerr in das Gedächtniß zurückgerufen?

Gleichwie Francilla Pixis, die nach sehr kurzem

Glanze wieder vom Schauplatze verschwand, war Anna Zerr ein Kind der Aurelischen Quellenstadt. Ihr Vater war städtischer Musikus. Wenn man in den Tagen, da ihr Stern in wachsendem Hause stand, ihn sah, wie er im Orchester des kleinen Theaters, im Musikhäuschen vor dem Gesellschaftshause, auf der Tribüne des Ballsaales oder im Speisesaal eines Gasthofes sein tönendes Holz handhabte, so würde man nicht errathen haben, daß der schlichte Musikant mit dem langen blaßen und ernsten Antlitz unter seinen 12—15 Kindern eine Tochter zähle, welche sich so hoch dem Kreise entrückte, wo hinein Geburt und Verhältnisse ursprünglich sie zu bannen schienen. Wenn jedoch der Fremdling vernahm, daß er Anna's Vater vor sich erblicke, so lauschte er mit aufmerksamerem Ohre dem wirklich seelenvollen Flötenspiele des unscheinbaren Orchestermitgliedes, und lernte daraus begreifen, wie es kam, daß dem Kinde eine melodische und harmonische Begabung angeboren sein mußte, welche schon durch die Anfänge der ersten Erziehung ausgebildet worden. Der Stadtmusikus brachte seinen Sprößlingen sehr früh die Grundbegriffe seiner Kunst bei, und da er beim kleinen Nannele die beste Anlage dazu fand, bildete er sie mit besonderem Fleiße aus. Er konnte nicht zum voraus wissen, daß sein Töchterlein eine wunderherrliche Stimme bekommen würde; und wenn er es gewußt, so würde seine Einbildungskraft sich schwerlich bis zur Vorstellung von einer Primadonna aufgeschwungen haben. Allen Zeichen nach schlummerte in ihm der halbbewußte Gedanke, daß „sein Mädele“ schon sehr früh im Stande sein werde, durch Unterrichtgeben auf dem Clavier ihm Zeit und

Mühe zu ersparen und Geld verdienen zu helfen. Die Erziehung war streng und bewegte sich in urwüchsig „Bademer"*) Formen; wenn das Nannele eben keine Lust verspürte, sich zu den Tasten zu setzen und seine Uebungen durchzuspielen, wurde es mit rauhen Worten dazu ermahnt, und wenn, wie dies nicht selten sich zutrug, „die Schneegans" nicht hören wollte, halfen handgreifliche Vorstellungen nach. Dieser nicht zarten, aber heilsamen Erziehung verdankte Anna die Grundlage von seltener Festigkeit, worauf ihre musikalische Ausbildung so sicher fußte.

Mit den Jahren entwickelte sich in ihr eine liebliche Stimme. Joseph Zerr that dafür, soviel seine von Berufsgeschäften in Anspruch genommene Zeit und sein nicht umfangreiches Wissen zuließen. Bald entwuchs die Begabung ihren allzu beschränkten Umgebungen. Der gewöhnlichen Berechnung des Verlaufes irdischer Dinge zufolge hatte „'s Zerr's Nannele" die Aussicht vor sich, statt die angestammten Gaben zur vollen Entfaltung zu bringen, sie eben nur auf dem Halme zu verzehren, um in untergeordneter Laufbahn das tägliche Brod zu gewinnen und etwa an Theatern dritten und vierten Ranges erste Sängerin für 1000 Gl. jährlich zu werden, wie zu jenen Zeiten eine andere Badnerin, Amalie Micolino, die ihre herrliche Stimme und ihre angestammte Schönheit, beide von seltenster Art, auf so elende Art verbrauchte. Doch für Anna leuchtete ein freundlicheres Gestirn.

*) Der landesübliche Sprachgebrauch verkehrt bei Heimatsnamen N in M und sagt z. B.: Bademer, Beuermer 2c.

Der Zwischenfall, welcher ihr die Bahn zur Höhe erschloß, scheint erzählenswerth. Es war in einem der letzten Jahre der Chabert'schen Pachtzeit, — ich glaube 1836, — als ein reisender Virtuose Anna einlud, in seinem Concert zu singen. Joseph Zerr sagte für seine sechzehnjährige Tochter zu. Theresa Marx, die ältere Tochter des Buch- und Kunsthändlers im Gesellschaftshause, ersuchte einen guten Freund, die Großherzogin Stephanie, Badens hohe Gönnerin, darauf aufmerksam zu machen, daß ein hoffnungsvolles Stadtkind im Concert singen werde.

Bei Marx fand im Laden und im Lesezimmer alle Welt sich zusammen. Man kaufte dort außer Büchern, Kunstsachen, Papier, Federn, Oblaten 2c. noch eine Menge von Dingen, welche kurzweg auf französisch „article Paris“, in Wien „Nürnberger Waaren“, auf deutsch „Galanteriegegenstände“ heißen. Das Geschäft führten die Töchter Theresa und Rosalie, welchen sich allmälig der Nachwuchs gesellte, Papa Marx befaßte sich nicht mit derlei Kleinigkeiten. Der behäbige dicke Mann konnte sich auf seine Kinder verlassen, schmauchte sein Pfeifchen, spielte seine Partie Piquet und kümmerte sich höchstens um ganz wichtige Angelegenheiten, wenn sie ihm allzunahe auf den Leib rückten. Vom Verlegen wollte er seit langem nichts mehr wissen; im Jahre 1835 hatte er Chezys „Rundgemälde von Baden-Baden“ herausgegeben, und obwohl die Auflage sich längst vergriffen, verschmähte er eine zweite zu veranstalten, welche dann 1841 bei Creuzbauer zu Karlsruhe in doppelter Ausgabe (deutsch und französisch) erschien.

Der Freund entledigte sich seiner Sendung bei der Großherzogin-Witwe mit dem besten Erfolge. Sie habe schon von Anna gehört, sagte sie und freue sich darauf, nun auch sie selbst zu hören. Das Concert war für den folgenden Tag anberaumt. Eine Stunde vor dem Beginn kam der Freund auf gewohntem Wege zu Marx. Therese empfing ihn mit den Worten: „denken sie nur, 's Nannele will nicht singen." — „Ist sie krank geworden?" — „Nein, stutzköpfig. Drin im Zimmer sitzt sie. Gehen Sie doch hinein. Vielleicht werden Sie mit ihr fertig. Meine Kunst bei ihr geht betteln." Der Freund ging hinein, setzte sich zu der Weinenden auf das Sofa, nahm ihre Hand und redete ihr gütlich zu. Das war den Mäusen gepfiffen. Je eindringlicher er sprach, um so eigensinniger behauptete Nannele, sie könne nicht, sie wolle nicht. Endlich wurde sie unhöflich. „Sie schwätze mir kein Loch in Kopf," hieß es da; „lasse Sie mich passirt." Nun riß dem Freunde die Geduld. Er fing an, sie zu dutzen, wie er vor Jahren gethan, und sagte unwirrsch: „Ja, was bildest Du Dir denn ein, Schnepperle? Habe ich deßwegen am hellen Vormittag meinen schwarzen Frack angezogen und ein paar frischgewaschene, weiße Hosen geopfert, um deinetwegen die Großherzogin zu utzen und mir ihren Unwillen zuzuziehen? O du Schneegans..."— „Ich will ja singen", unterbrach sie ihn, durch Thränen lächelnd. Vielleicht hatte das Wort „Schneegans" die kindlichen Erinnerungen an des Vaters Taktstock von Meerrohr in ihr wachgerufen, vielleicht auch ganz einfach die gewohnte Tonart an und für sich gewirkt; sie

nahm den dargebotenen Arm und ließ sich zum Concertsaale führen.

Ihre Stimme und ihre hübsche Erscheinung gewannen ihr eine thätige Gönnerin. Durch Rath und That schaffte die Großherzogin Stephanie Mittel, Anna zu weiterer Ausbildung nach Paris zu senden. Mit eifrigem Fleiße betrat die junge Sängerin die eröffnete Bahn. Es war als habe ihren Ehrgeiz die unerwartete Gunst des Glückes geweckt, hinter der zurückzubleiben sie sich geschämt haben würde; sie bedurfte keine weitere Mahnung mehr, um mit Lust und Eifer unermüdlich fortzuarbeiten. Die Früchte blieben nicht aus. Schließlich stellte sich noch ein glücklicher Zufall ein, um die Vollendung der Schule zu beschleunigen und zu besiegeln. Es hatte sich inzwischen nämlich gefügt, daß Benazet die Verträge abgeschlossen, welche ihn zum Spielpächter in Baden machten; er traf seine Vorbereitungen zu allen den Anstalten, deren schon Erwähnung geschah, und da er dadurch mit einigen Bewohnern des Kurortes in näheren Verkehr kam, so erfuhr er gesprächsweise vom Dasein der Badener Schülerin des berühmten Singmeisters, von dem ich vergessen habe, wie er hieß. Benazet verlangte sie zu hören. Alsbald erkannte er, welche Schätze von Wollaut sich hinter Anna's noch so schlüchternen Lippen bargen. Er sprach der zaghaften Schülerin Muth ein, gab ihr Gelegenheit, in Gesellschaft sich hören zu lassen, und als in Paris die Jahreszeit Concerte brachte, unterschrieb er die erste vorgelegte Liste eines berühmten Virtuosen, indem er den Wunsch ausdrückte, daß man die junge Deutsche singen lasse.

Abgesehen davon, daß er fünfzig Karten genommen, besaß der schwere Geldmann großen Einfluß in musikalischen Kreisen, sein Wunsch war also ein Befehl. Anna sang, und zwar mit Beifall, vor der glänzendsten Versammlung der „Dilettanti" von Paris, und somit betrat ihr scheuer Fuß die erste Staffel der Leiter zur Höhe, die sie bald darauf erklommen hat. Nachdem sie die Schule durchgemacht, trat sie ihre theatralischen Lehrjahre zu Karlsruhe auf dem großherzoglichen Hoftheater an, wo die Oper, das Schoßkind unseres Jahrhunderts, mit Vorliebe und ganz hübschem Erfolge gepflegt wurde. Von Karlsruhe aus nahm sie ihren Flug in die große Welt, um sich nach verhältnißmäßig kurzer Zeit zur Ruhe setzen. Im kräftigsten Lebensalter, kaum 35 — 36 Jahre alt, hat sie die Bühne verlassen, um den eigenen Herd zu gründen.

In Wien war Anna Zerr ein Liebling des Publikums, welchem durch ein leidiges Mißverständniß der Genuß, sie zu hören, verkümmert wurde. Sie war 1851 während ihres Urlaubes nach London gegangen. Dort wurde sie eingeladen, in einem großen Concert zum Besten ungarischer Flüchtlinge mitzuwirken. In ihrer kindlichen Unbefangenheit sagte sie ohneweiters zu, und war dann sehr erstaunt, als sie vernahm, sie habe mit ihrer Zusage eine Taktlosigkeit begangen und müsse dieselbe zurücknehmen. Letzteres geschah, obschon Anna nicht recht begriff, weßhalb sie eigentlich nicht für unglückliche Flüchtlinge singen solle; daß im Concerte an und für sich eine politische Kundgebung gegen Oesterreich liege, leuchtete ihr nicht ein. Von Politik war sie grade so genau

unterrichtet, wie ich etwa von den Coulissengeheimnissen des Josephstädter Theaters. Sie hatte die Ereignisse von 1848 in Wien mit erlebt, wußte aber nicht viel mehr davon, als daß ihre Wohnung auf der Wasserkunstbastei im October vom sogenannten Volke besetzt und stark ausgeräumt worden. Als ich ihr sagte, daß man aus Verehrung für sie einige Andenken mitgenommen habe, drückte sie mit catonischem Ernste einige gelinde Zweifel aus; es schien ihr nicht allzu glaublich, daß die Besucher der Oper und die Kundschaften der Concerte sich damit befaßt hätten, das Vaterland gegen den Kaiser zu vertheidigen und für die Magyaren Partei gegen den heldenmüthigen Banus zu ergreifen.

Annas Mißgriff in London wurde an den Wienern empfindlich gezüchtigt. Sie durfte nicht mehr auftreten und sah sich genöthigt, über Jahr und Tag ihren Gehalt von 10,000 fl. C. M. umsonst einzustreichen. Die unfreiwillige Muße benutzte sie dazu, diejenigen Rollen einzustudieren, in denen sie nachmals ihre letzten Triumphe jenseits der Meereswogen feierte. Wenn Se. Excellenz der Oberstkämmerer Graf Lanskoronski nicht ohnehin auf dem Gipfel der Beliebtheit gestanden, diese Maßregel gegen die Sängerin hätte ihn vollends emporgehoben; er war der Abgott der Tagesschriftsteller, die er in gnädigem Scherze das Federvieh nannte und dergestalt begünstigte, daß er ihnen ganz und gar den freien Eintritt in die beiden Hoftheater entzog.

38.

Closen war seit zwei oder drei Jahren nicht mehr in Baden gesehen worden, als er 1844 sich wieder zeigte,

immer auf den alten Freiersfüßen. Dießmal aber schien es, als wolle das Geschick den Hagestolz zum Hafen führen. Er machte der Gräfin Guiccioli sehr angelegentlich den Hof, allen Zeichen nach nicht ohne günstige Aussichten. Sie war immer noch eine vollkommen schöne Frau, obschon sie nach der allernachsichtigsten Rechnung vier Dutzend Lenze zählte, wenn man annahm, daß sie nicht älter wie zwanzig Jahre gewesen, als sie die bekannten Beziehungen zu Lord Byron anknüpfte, mit dem sie ihrem Gemal davonlief. Die Welt trug ihr diesen Seitensprung nicht nach, weil es hienieden, wie Shakespeare ganz richtig sagt, „zum voraus losgesprochene Sünden" gibt. Die Erinnerung an den Unsterblichen, welchem sie einst ihr Herz und sich selbst zu eigen gegeben, schien der wunderherrlichen Erscheinung noch einen Reiz mehr, ich möchte sagen eine Art von Verklärung hinzuzufügen. In Art, Wesen und Ausdruck, besaß sie eine gewisse Ansehlichkeit mit der schönen Julie in Insbruck, nur waren die Gesichtszüge vollkommen regelmäßig, ohne darum kalt zu erscheinen, und die Gestalt war die der bekleideten Venus von Milo, welche das Urbild der naturwüchsigen wahren Schönheit ist, während ihre jüngere Schwester, die mediceische, eine bereits begonnene Ausartung des Geschmackes bekundet. Diese prachtvolle Erscheinung in ihrer gesunden Fülle scheint die Natur ungewöhnlich dauerhaft angelegt zu haben, zweifelsohne um ein so gelungenes Meisterstück von seltener Vollkommenheit nicht gleich der Dutzendwaare sich im Handumwenden abnutzen zu lassen. Noch im Jahre 1860 wurde vom bekannten „Courrier de

Paris“ in der Independance belge die Marquise von Boissy als eine schöne Frau bezeichnet; die Gemalin des lärmenden Senators Boissy aber ist keine andere als die ehemalige Herzensfreundin Byrons. Mit Closen kam eine Verbindung nicht zu Stande; die Gründe sind mir dergestalt unbekannt geblieben, daß mir nicht einmal eine Muthmaßung zu Gebote steht. Fragen konnte ich weder ihn, der ziemlich bald von dannen ging, noch die Dame, obschon sie um vier Wochen länger blieb und ich häufig Gelegenheit hatte, mich ihrer geistreichen Unterhaltung zu erfreuen.

Im Jahre darauf erschien die Guiccioli sozusagen nur als Sternschnuppe in Baden. Es war zur Zeit des ärgsten Zudranges der schönen Welt, im August. In den Anlagen vor dem europäischen Hofe traf die Gräfin auf Chezy, den Bekannten vom vorigen Sommer. „Sie kommen wie gerufen,“ sagte sie; „ich wollte vor Tische nach Ihnen schicken und wartete nur noch auf den Lohnlakaien, der eben meine Briefe von der Post holt.“ Darauf wurde erwidert, was sich gebührte. — „Um so besser,“ hob sie wieder an; ich nehme Sie beim Worte. Heute Abend führen Sie mich auf den großen Ball im Gesellschaftshause.“ Schalkhaft lächelnd fügte sie hinzu: „erschrecken Sie nicht. Der Dienst wird nicht beschwerlich sein. Um halb zehn Uhr gehen wir hin. In einer Stunde ist alles abgethan.“

Der Ball war so glänzend als möglich. Die schönsten Frauen und Mädchen der großen Gesellschaft des Welttheils fanden sich versammelt, und doch fiel unter allen die Guiccioli noch auf. In ihrem Ballstaate von der

kostspieligsten Einfachheit war sie das Urbild der Frau von dreißig Jahren. Das wolgeformte Antlitz, die blanken prallen Schultern und Arme, die schlanke Fülle der ebenmäßigen Gestalt von anmuthiger und schnellkräftiger Bewegung bildeten mitsammen ein Ganzes von künstlerischer Vollendung. Chezy fand, natürlich ohne laut zu denken, daß sie nicht minder schön sei, als seine eigene Frau am Hochzeittage gewesen. Und das heißt hoch geschworen, denn wenn Nanettes Enkel dereinst ihr Bildniß betrachten, werden sie ausrufen. „Welch stattlich schöne Frau war doch unsere Großmutter!" Die Gräfin ging mit ihrem Begleiter eine geraume Weile hin und her, um dann Platz auf einer Banquette zu nehmen. Später gesellten sich zwei alte Herren zu ihnen, welche die Dame in italienischer Sprache begrüßten. Chezy trat dem ältesten davon seinen Platz ab und verlor sich im Getümmel, doch ohne die Begleiterin ganz aus den Augen zu lassen. Endlich winkte sie ihn zu sich. Die Wälschen nahmen Abschied. Lachend erzählte er, wie er nie so viele gute Freunde und Bekannte besessen als an diesem Abend. Sie lachte tapfer mit. „Morgen können Sie mir alle Welt vorstellen," sagte sie mit schalkhafter Miene. Da sie ihm bereits mitgeheilt, daß sie am nächsten Morgen abreisen werde, verstand er ohne Mühe wie es gemeint war. Er glaubte seines Weggehens halber sich entschuldigen zu müssen. „Ich würde nicht vergessen haben, Ihnen dafür meinen Dank auszudrücken," versetzte sie überaus verbindlich. In der nächsten Pause bewegten sich die beiden nochmals durch den Saal, um nach dem Wiederbeginn

des Tanzes zu verschwinden. Von Closen war den ganzen Abend über keine Rede.

Es ist doch ein eigenes Ding um das Gedächtniß! Ich glaube zwar nach so vielen Jahren die Frau Guiccioli deutlich vor mir zu erblicken, aber ich hege bedenkliche Zweifel, ob sie wirklich die Blondine gewesen, als welche sie mit aschblonden Locken in meiner Erinnerung lebt. Mir ist, als könne das üppig reiche Haar wol auch eine hellbraune Farbe getragen haben und als seien die gefährlichen Augen möglicher Weise doch nicht blaue gewesen. Jedenfalls waren sie so wenig schwarz als das Haar. Doch ob blond oder braun, jedenfalls war die Guiccioli eine echte und rechte Italienerin in allen Stücken, von unbefangener Natürlichkeit wie die weltbekannte Fürstin Belgiojoso, raschen und entschlossenen Wesens, von nüchterner Auffassung der thatsächlichen Verhältnisse, ohne Empfindelei und dennoch der Schwärmerei fähig, die sich bei ihr auf die politische Seite geworfen hatte. Sie gehörte jener Schule an, aus welcher Cavour und Garibaldi hervorgegangen sind. Es steht auch zu vermuthen, daß sie den geheimen Zettelungen der Carbonari nicht fremd geblieben, und daß die erwähnte Besprechung im Ballsaale zu Baden mit derlei zusammenhing. Einige Gedichte von ihr, die sie mir zum Andenken gab, trugen eine entschieden großitalische Färbung, theilweise an jene berühmten Verse erinnernd, in denen Petrarca das Los seines zerrissenen Vaterlandes beklagt.

Wolgemerkt: ich bin ein viel zu guter Deutscher, um eine Schwärmerei zu theilen, welche zu nichts geführt hat und zu nichts anderem führen könnte, als die Weltstellung Frankreichs zu einer überwiegend mächtigen zu

machen; aber damit ist nicht gesagt, daß ich eine Begeisterung nicht zu würdigen wisse, die ich verehren würde, wenn uns eine lange Erfahrung nicht belehrt hätte, daß sie auf den unhaltbarsten Gundlagen fußt. Es fehlt ihr der volkswirthschaftliche Boden.

Da eben vom Gedächtniß die Rede war, so sei eines wunderlichen Falles erwähnt, wie die Einbildungskraft mit demselben einst durchging. Chezy hatte als neunjähriger Knabe Heidelberg verlassen, um es erst neunzehn Jahre später wiederzusehen. In der Zwischenzeit war das alte Schloß in seiner Erinnerung gewachsen und gewachsen, so daß, als er es mit leiblichen Augen erblickte, er zu träumen wähnte. Der ungeheuere Bau in seinen ehrwürdigen Trümmern erschien ihm zu armseliger Dürftigkeit eingeschrumpft. Erst wiederholte Besuche vermochten allmälig das richtige Verhältniß der Anschauung wiederherzustellen. Vielleicht ist nicht überflüßig, nebenbei noch zu bemerken, daß jenes phantastische Traumbild unvergessen neben der berichtigten Vorstellung vom Heidelberger Schloß fortbestand, bis es nach Jahren endlich sich bewogen fand, den Namen der vielgethürmten Serbenburg Semendria anzunehmen. Der Reisende auf dem Donaudampfer erblickt diese Veste unterhalb von Belgrad zu verschiedenen Malen und in mehrfacher Verschiebung, so daß ihm ein märchenhaft großartiges Bild im Gedächtniß bleibt, vollkommen dazu angethan, darin zu wachsen und mancherlei Grillenwerk anzusetzen.

39.

Die neue Trinkhalle inmitten der Anlagen (oder

englischen Anlagen) beim Gesellschaftshause war eines der Werke, welche vom unheiligen Pfennig der Opfer des grünen Tisches aufgeführt wurden. Sie bestand aus einem Säulengang, nach einer Seite hin offen und ungefähr 500 Mannsschritte lang. Rückwärts schloß sich ein Saal daran, dessen Wölbung in der Mitte auf einem runden Pfeiler ruhte. Den Bau hatte Hübsch erfunden und ausgeführt. Heinrich Hübsch (geboren 1795, † 1863) war Weinbrenners Nachfolger in der Stellung eines großherzoglich badischen Palladio und stand als Künstler weit über diesem seinem ehemaligen Meister. Ich möchte den anerkannten Verdiensten des berühmten Architekten durchaus nicht zu nahe treten, aber ich kann mich der Bemerkung nicht enthalten, daß die öffentlichen Bauten im badischen Lande, soweit ich sie kenne, mich für meinen Theil nicht sonderlich ansprechen. Nach meinem Gefühle fehlt ihnen in der Anlage die naturwüchsige Unbefangenheit; was seiner Natur nach großartig sein sollte, erscheint mir kleinlich und verkünstelt, während anderes, das zum täglichen Gebrauche bestimmt ist, über den Maßstab einer weisen Beschränkung hinausgeht und unwohnliche Räumlichkeiten geschaffen hat, die mit ihrer übel verstandenen Großartigkeit in schreiendem Mißverhältnisse zu ihrer Bestimmung stehen. So bemerkte die Frau eines Oberamtmannes beim Anblick der ihr bestimmten Wohnung in einem neuen Amthause: „Das sind Zimmer, die in's Mannheimer Schloß gehören. Für diese Riesenfenster sind unsere Vorhänge um eine Klafter zu kurz und viel zu schmal. Unsere Spiegel werden sich an den Pfeilern verlieren. Um uns nur

leidlich anständig hier einzurichten, brauchten wir noch für einige tausend Gulden Fahrnisse zu denen, die wir besitzen. Wir kommen billiger weg und leben noch dazu bequemer, wenn wir für unser eignes Geld die alte Wohnung behalten."

Die Trinkhalle machte eine Ausnahme. Sie stand in richtigem Verhältnisse zur Umgebung und brachte einen angenehmen Eindruck hervor. Als der Bau gehörig ausgetroknet war, begann der Mannheimer Maler Götzenberger, damals schon rühmlich bekannt durch seine Fresken in der Bonner Aula, die Ausführung der Wandgemälde in der Trinkhalle. Die Stoffe hatte er aus den Sagen und Erinnerungen der Landschaft geschöpft. Die Arbeit auf den frischen Anwurf hat er 1844, spätestens 1845 begonnen. Er war ein lebensfrischer Bursche, um ein gutes Dutzend von Wintern jünger als sein Taufschein aus den ersten Jahren des Jahrhunderts; doch hatte insofern die Zeit auf ihn gewirkt, daß seinen stets sprudelnden Uebermuth ein ziemlich gesetztes Wesen vor den Augen der Welt verhüllte. Er kleidete sich nach der herrschenden Mode ohne künstlerische Absonderlichkeiten, trug einen runden Hut, kurzes Haar und einen einfachen Schnurrbart.

Als Gesell half ihm Hans Heinefetter, ein Bruder der Sängerin. Fräulein Sabine hatte ein kleines Haus auf dem Schloßberge erworben, wo sie den Sommer zuzubringen pflegte, oft auch die Winterszeit, wie sie eben Muße fand. Sie hatte ihre Mutter mit ein paar Geschwistern dort untergebracht, dazu ein allerliebstes

Mädchen, das für ihre jüngste Schwester galt, doch etwas näher noch mit ihr verwandt war.

Götzenberger sagte eines Tages, er brauche einen Greisenkopf von bedeutsamem und ehrwürdigem Aussehen. Chezy verhieß ihm einen zu zeigen und führte ihn zu geeigneter Stunde zum Gesellschaftshause. Das gewünschte Modell saß an einem Kaffeetisch vor der Restauration. Götzenberger nahm in der Nähe Platz und zeichnete den Alten in sein Skizzenbuch, entzückt über den herrlichen Fund. Chezy begleitete ihn zur Trinkhalle zurück. „Ein wahrer Göthekopf!" rief der Maler aus; „ich möchte wol wissen, wer dieser ehrwürdige Greis ist. Gewiß trägt er einen berühmten Namen." — „Errathen," versetzte der Dichter, „nur mit dem kleinen Unterschiede, daß er diesen berühmten Namen ererbt hat, um ihn dann auf die traurigste Weise in der Leute Mäuler zu bringen." — „Oho, wie so?" — „Der ehrwürdige Greis ist der Fürst Kaunitz."

Götzenberger „war paff," wie man in Wien zu sagen pflegt, wenn einem der Verstand urplötzlich stillsteht. Er hatte, gleich allen Zeitgenossen, von dem Manne vernommen, dessen Ruhm ein europäischer war, aber nicht fein klang. Kaunitz hatte eine längere Reise von Jahren zu Paris im Schuldgefängnisse verlebt und war schließlich durch ein neues Gesetz befreit worden, welches die Dauer der Schuldhaft auf eine gewisse Zeit beschränkte. Nachdem dasselbe erlassen war, hatte er wärend der vorgeschriebenen fünf Jahre seine 20,000 Francs Renten nach wie vor in der Clichy-Straße verzehrt, um dann seines Weges zu ziehen.

Zu Baden schmiegte sich Götzenberger — etwas spät —

in das süße Joch. Die Erkorene war eine Polin von französischer Abkunft. Wir nannten sie nur die Marmorbraut, weil ihr schönes Antlitz in der That einfärbig weiß war, eingerahmt von schwarzem Haar. Das bleiche Gesicht mit den dunkeln Augen sah schier gespensterhaft aus. Unser „Strolch" hatte sie kennen gelernt, wie man eben in Bädern Bekanntschaften macht, die ja auch in solcher Beziehung mit Recht „Curplätze" heißen. Seine Herzensneigung für „Schweinchen" hinderte ihn nicht, der Marmorbraut den Hof zu machen. Eines Tages lud er Mutter und Tochter auf das alte Schloß ein. Es war grade in der Zeit, als er damit beschäftigt war, die schon erwähnten 300 fl. todtzuschlagen. Die Antwort lautete, man werde ihm am nächsten Tage Bescheid sagen. Dieser hieß: „Wenn Chezy mitgeht, willigen wir ein." Der lachte sich in's Fäustchen, als der „Strolch" ihn einlud, denn er wußte bereits, daß Götzenberger von der bleichen Schönheit das Jawort erhalten hatte. Am späten Nachmittage traten die Vier den Weg zum alten Schlosse an, erstiegen droben den Thurm, genossen die Aussicht, sahen die Sonne hinter den Bergen des Wasgaues untergehen und zogen sich nach angebrochener Dunkelheit in den Saal zurück, welcher im alten Gemäuer zum Vergnügen der Besucher und zum Vortheile des Burgwirthes angebracht ist. Der „Strolch" bestellte ein Abendessen mit Affenthaler und Champagner. Bevor es aufgetragen worden, sah er sich in die Lage versetzt, ein fünftes Gedeck zu verlangen. „Ganz zufällig" nämlich fand sich Götzenberger ein, von welchem Braun zwar wußte, daß er die Damen kenne, ohne ihn jedoch für einen Nebenbuhler im Ernste zu halten; wie er denn überhaupt

von seiner eigenen Unwiderstehlichkeit viel zu fest überzeugt war, um nur von weitem daran zu denken, daß ein anderer ihm irgendwo den Rang ablaufen könne. Seine Eitelkeit ließ unbemerkt, welch ein stattlich schöner Mann der kerngesunde Künstler war; noch viel weniger fiel ihm ein, daß ein rühmlich bekannter Name, ein Bändchen im Knopfloch und gesicherte bürgerliche Stellung maßgebend in der Wagschale liegen könnten. Die Gesellschaft war überaus vergnügt und begab sich erst zu später Stunde von dannen. Beim Antritt des Heimwegs jedoch wurde der „Strolch" urplötzlich mißlaunig, weil die Marmorbraut ohne Umstände Götzenbergers Arm ergriff und sich in eine Unterhaltung mit dem Begleiter dergestalt vertiefte, als sei niemand sonst zugegen. Ein paar Versuche Brauns, das Gespräch allgemein zu machen, rollten erfolglos ab. In seiner Selbstliebe tief verletzt, blieb der Strolch hinter den andern zurück, welche der bequemen Fahrstraße folgten. Bei der ersten Einmündung des Fußpfades, auf welche er traf, schwenkte er ab und lief auf seinen langen Beinen wie ein Windhund flüchtigen Laufes hinunter. Wohin wird besser ungesagt bleiben.

Im Herbst machte Götzenberger die Marmorbraut zur jungen Frau. Im December 1846 habe ich ihn zu Mannheim in seiner Häuslichkeit besucht. Ich fand einen wolzufriedenen Gatten und Vater. Ein prächtiges Stück Menschenfleisch von einem Buben war es, das in der Wiege mörderlich nach seinem Futter schrie, als ich eben eintrat. Der Maler war ein glücklicher Mann, — und ein paar Jahre darauf wurde er ein armer Schelm, getrennt von Weib und Kind, des ehrlichen Namens ver-

lustig. Wie alles das gekommen, weiß ich nicht genau und nur vom Hörensagen. Es läßt sich auch nicht recht vortragen. Wie es scheint, waren durch einen leidigen Zufall alte Sünden zur Sprache gekommen und das Gerippe eines Kindleins gefunden worden, dessen Dasein selbst, abgesehen von der Verheimlichung der Geburt wie des Todes, schon durch seinen Ursprung auch nach dem irdischen Gesetze förmlich strafbar war, sogar wenn der Richter den Thatbestand einer Tödtung als gar nicht vorhanden annahm. Ferner scheint es, als sei der Angeklagte vor Fassung des Urtheils unter der Bedingung begnadigt worden, daß er in die von seiner Frau verlangte Scheidung willige, seinen (oder seine) Orden zurücklege und nach Amerika auswandere. Indem er diese Bedingungen annahm, erklärte er sich für überwiesen. Seitdem hat man nichts weiter von ihm vernommen, woraus sich schließen läßt, daß er seinen verunzierten Namen in Europa zurückgelassen haben dürfte.

40.

In Stuttgart war ein neues Mitglied in die Gilde der Verlagsbuchhändler getreten, J. F. Cast, der in geschichtlichen Hülfswissenschaften machte. Er hatte bereits das württembergische Adelsbuch herausgegeben und bereitete das badische vor, als er auf einer Geschäftsreise durch das Großherzogthum nach Baden-Baden kam und den Verfasser der noblen Passionen aufsuchte, von welchem er im Morgenblatt „etwas über Heraldik“ gelesen hatte. Er brachte Stahlstiche mit, welche — nicht sowol in streng geschichtlicher als in übersichtlicher Weise und einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten allgemein zusammenfassend

— das Ritterwesen in seinen Einzelheiten darstellten. Cast wünschte dazu einen erläuternden Text von demselben Schlage; also nicht wissenschaftlich, sondern geeignet, der reiferen Jugend einen allgemeinen Begriff von der Sache beizubringen. Dieser Text erschien unter dem Titel „das Ritterthum in Bild und Wort“ zu Ende des Jahres 1847 und mit der Jahreszahl 1848, mithin zur allergelegensten Zeit. Um das Maß der zeitgemäßen Geschicklichkeit vollzumachen, hatte der Verleger auch noch den leuchtenden Einfall gehabt, einige Erzählungen anzuhängen, weil ihm der Band nicht stark genug erschienen. Diese abgeschmackten Geschichten, von Gott weiß welchem armseligen Schmierer zusammengestoppelt, liefen unter dem Namen Chezy's vom Stapel, ohne daß dieser um Erlaubniß gefragt worden. Er würde, wenn man ihn darum begrüßt hätte, die Vaterschaft abgelehnt haben; die fertige Thatsache verdroß ihn nicht wenig. Später lachte er über das „Weilheimer Stückle.“ Gleichzeitig erschien bei Cast der Ehrenhold, dessen Ueberschrift der gelehrte Verleger in „Ehrenherold“ verkehrt hatte. Das Büchlein enthielt einen Leitfaden zum Verständniß der Wappenkunde oder Heroldskunst, so weit dieß zur allgemeinen Bildung nothwendig erschien. Auf Wissenschaftlichkeit machte die Schrift nicht den geringsten Anspruch; sie verwahrte sich sogar ausdrücklich gegen eine solche Unterstellung.

Die Heraldik ist für den ernsten Forscher eine nothwendige Hülfswissenschaft. Um sie sich eigen zu machen, geht er zu den Quellen zurück. In unseren Tagen findet er auch im heraldischen A B C des Ritters von Mayr schätzbare Anhaltspunkte. Doch für Forscher und Gelehrte überhaupt

war der Ehrenhold nicht geschrieben. Er wollte in unterhaltend leichter Weise den unerfahrenen Laien belehren, wie die Wappen entstanden sind und was sie in ihrer Zeit bedeuteten, einer Zeit, worin außer den Geistlichen fast niemand des Lesens kundig war und bildliche Darstellungen allein zum Verständniß sprechen konnten. Wenn unsere Vorfahren der Buchstabenschrift nicht kundig waren, so wird für uns, die wir zu lesen verstehen, darin doch kein Grund liegen, ihre Bilderzeichen einfach zu verachten, statt sie kennen und deuten zu lernen? Ich wenigstens gehöre nicht zu der Rotteck-Welckerschen Schule, welche einer fernen Vergangenheit gradezu ein Verbrechen daraus macht, daß sie nicht war wie die Gegenwart. Ein gebildeter Geist soll jede Zeit in ihrem eigensten Wesen zu erfassen suchen und nicht in rechthaberischer Pedanterei den Maßstab eines beschränkten Gesichtskreises an sie legen. Da jedoch nicht jeder Gebildete zugleich ein Gelehrter sein kann, so dürfte jener heraldische Fachmann nicht ganz in seinem Rechte sich befunden haben, der in seinem dicken Buche dem harmlosen Ehrenhold seine Entrüstung darüber ausdrückte, daß derselbe die ernste Wissenschaft, gleichsam als Schänder des Heiligthums, zu leichtfertiger Kurzweil mißbraucht habe. Diese Fachgelehrten bleiben doch unverbesserliche Schulmeister, und der vom A B C der Heraldik zählt nicht zu den Ausnahmen.

41.

Genug davon, eigentlich schon zuviel! Vor den Augen meiner Seele taucht das Bild meines lieben Miklos auf. Die Zeit, welche wir mitsammen verlebten, war nur ein kurzer Traum. Doch welche herrliche Stunden waren es,

die wir selbander zubrachten, plaudernd in Ernst und Scherz. Mit Entzücken denke ich daran, wie er oft auf seiner Geige mir vorklagte und vorjauchzte. Wenn er die Geige zur Hand nahm, war er ein echter und rechter Zigeuner, und in der freien Wildniß der Zigeunerei fanden sich unsere Seelen, wie er spaßhaft sagte und in vollem Ernste herausfühlte. Es war kurz vor der Stunde, welche den Unsterblichen aus den Reihen der Menschheit stoßen sollte, um ihn für Jahre in eine Bestie zu verwandeln, bevor der Tod die umnachtete Seele erlöste.

Wer Miklos war? fragt ihr, die ihr keinen Unsterblichen dieses Namens kennt. Kein anderer als Nikolaus Lenau. Unter diesem Namen, den er sich selbst geschaffen, hatte er sich bei Chezy vorgestellt, und dieser war einige Zeit darauf Zeuge eines verhängnißvollen Augenblickes in des Dichters Leben. Sie aßen mitsammen zu Mittag im holländischen Hofe, dem ehemaligen goldenen Lamm. Ihnen gegenüber waren zwei Plätze leer geblieben, aber besteckt. Lenau war lustig bis zum Uebermuth. Plötzlich wechselte er die Farbe und blickte starr vor sich hin. Der Nachbar folgte der Richtung seines Blickes. Die zwei Plätze gegenüber hatten sich mit zwei Damen besetzt, einer jungen und einer, welche den Jahren nach ihre Mutter sein konnte. Der Unglückliche hatte sich unversehens verliebt. Er blieb nicht lange stumm, sondern redete die Damen an und hatte im Handumwenden eine lebhafte Unterhaltung angesponnen, deren Faden nicht riß. Wenige Tage darauf war er des Fräuleins Verlobter.

42.

Im Oktober 1845 kam L. A. Frankl auf der Durch-

reise nach Baden-Baden. Spindler, der im Sommer mit seiner Tochter zu Wien gewesen, hatte ihn dort kennen gelernt und — was ihm überhaupt selten genug, bei Schriftstellern aber fast gar nicht widerfuhr, — wirkliches und bleibendes Wolwollen für ihn gefaßt. Der Dichter aus Wien war bereits über die Anfänge seines Emporsteigens hinaus, aber noch in vollem Schusse begriffen. Man kannte und nannte ihn in weiten Kreisen. Für mich jedoch lag die größere Bedeutung nicht sowol im Dichter als im Tagesschriftsteller, denn wenn ich auch nicht zu den Brandstiftern gehörte, so gesellte ich mich doch nicht zu jenen, welche da meinten, die Zeit werde sich nicht fort bewegen, wenn man nur die Uhren zum Stehen bringe. Man hat diese Montecchi und Capuletti der Tagespolitik späterhin Wühler und Heuler genannt, und letztere vom November 1848 auch als Rückwühler bezeichnet, wo man nicht etwa das landläufige Fremdwort „Reactionär“ vorzog. Ich schätzte, wenn vorläufig auch nur in halbbewußtem Drange, in Frankl vorzugsweise den Redacteur der Wochenschrift „Sonntagsblätter“, deren Auftreten ich in der Europa mit großer Lebhaftigkeit begrüßt hatte, nachdem eine Reihe der ersten Nummern erschienen war. Von seinen ägyptischen Plagen unter Sedlnitzky's brutalem Rothstift wußte Frankl vorzugsweise zu erzählen, er that es mit der wolgelaunten Lebendigkeit, die seinem mündlichen Vortrage von jeher eigen war. Aus seinen Berichten war zu entnehmen, daß die literarischen Zustände in Wien seit 1829 sich nicht verbessert hatten, weder von Seiten der Zionswächter und ihrer Untergebenen, noch von Seiten der Bewachten, die nicht höher als bei

Bäuerle's Theaterzeitung schwuren. Diese erkünstelte Unmündigkeit kam uns in unserer Unerfahrenheit damals nur lächerlich vor; die ernste Seite sollte uns erst einige Jahre später sichtbar werden, als wir wahrnahmen, wie die Wiener die kostbare Errungenschaft einer Freiheit, für die sie noch nicht reif geworden, dergestalt mißbrauchten, daß sie die Säbelherrschaft mit zwingender Gewalt heraufbeschworen, und zwar nicht nur über sich selbst, sondern auch über Preußen und über alles deutsche Land.

Frankl hat in den Wiener Märztagen von 1848 eine bedeutsame Rolle gespielt und späterhin deßhalb mancherlei Verfolgungen erlitten, wovon zu reden seine Aufgabe ist, nicht aber die meine; nichtsdestoweniger halte ich für wahrscheinlich, daß ich seinerzeit auf einige Einzelheiten zurückkommen dürfte, obschon ich kein Augenzeuge der Wiener Ereignisse vom Jahre 48 war. Am Tage des Besuches zu Baden-Baden war er ein jüngerer Mann in der Mitte der dreißig, frisch und munter, aufgeweckt, witzig, geistreich und nebenbei auch so hübsch, als sich so für einen ziemt, der nicht ist noch sein will, was man im Rheinlande bis nach Basel hinauf einen schönen Frankfurter, zu Wien aber „Glöcklpolster“ heißt. Von größeren Dichtungen hatte er bereits das Habsburglied gegeben. Don Juan de Austria befand sich unter der Presse oder wenigstens noch auf dem Schneckenzuge der Versendung. Auch waren früher schon gesammelte Gedichte erschienen.

43.

Der „Musterstaat“ Baden besaß übrigens auch keine

vollständige Preßfreiheit, trotz seiner Verfassung. Die Verfassungen jener Zeit trugen bekanntlich wächserne Nasen. Die Censur ward allerdings mit einer gewissen Schonung geübt: abgesehen jedoch davon, daß der Begriff „Censur" im Rechtsstaate einen grundsätzlichen Widersinn darstellt, kehrte sie manchmal doch die rauhe Seite heraus und ließ der bureaukratischen Willkür auch in nicht politischen Dingen freien Spielraum. Die Mannheimer Abendzeitung erschien oft mit einer oder zwei weißen Spalten, und in Baden-Baden nahm ein kleiner Sedlnitzky, der Geheime Rath Betz, das Theater unter rothstiftlichen Schutz. Die Regierung nahm den Bundestag zum Vorwand, als sie, nachdem der Großherzog vom 1. März 1832 an in Uebereinstimmung mit dem Landtage die volle Preßfreiheit hergestellt, nach Verlauf von vier Monaten die Censur wieder einführte und ein zu Freiburg erscheinendes Blatt, „der Freisinnige" betitelt, unterdrückte. Der betreffende Bundesbeschluß war, wie ich glaube, am 28. Juni zu Stande gekommen. Der früher schon erwähnte „Beobachter von Baden" in Scotzniovskys Badeblatt machte dem damaligen Amtsvorstande viel zu schaffen. Er hieß Theobald und war ein Allerweltsmann, der es mit niemand verderben wollte. Nun schrieb Spindler zwar den Beobachter der Regel nach allein, doch half ihm Chezy zuweilen und trat zeitweise wol auch ganz für ihn ein, wenn er abwesend oder sonst verhindert war, und so galten denn die beiden für gemeinsam verantwortlich. „Ihr zwei Herren macht mir die Hölle verdammt heiß," sagte Theobald eines Tages beim Billard im Kaffeehause zu Chezy. —

„Wer einmal in der Hölle sitzt“ antwortete der, „muß sich auf Hitze gefaßt machen.“ — „Schon gut,“ entgegnete der Herr Oberamtmann, wider Willen und daher sauersüß lächelnd; „ein Witzwort geht dem Herrn Dr. Spindler wie Ihnen selbst über alles. Und doch seid ihr beide conservativ. Wenn ihr Radicale wäret, müßte ich davon laufen. Der Herr Dr. Muhl hat mir noch nicht den geringsten Verdruß zugezogen.“

Dieser Muhl, in freundschaftlichem Kreise „Mules“ gerufen, war durch Gründung der Badezeitung zum Nebenbuhler des Badeblattes, d. h. Scotzniovsky's geworden. Ein Westfale von Geburt, Candidatus Theologiä von Erziehung, Doktor durch ein gebührendermaßen erfochtenes Diplom, war er als Hofmeister in einer englischen Familie nach der Quellenstadt gekommen. Nachdem die Zöglinge seiner Obsorge entwachsen, beschloß er an Ort und Stelle zu bleiben und gründete mit einem anderen jungen Pädagogen, ich glaube Dapping, eine Knaben-Erziehungs-Anstalt, „a boarding school“ für Ausländer. Das Geschäft fing an, einen verheißenden Aufschwung zu nehmen, als Muhl sich veranlaßt fand es aufzugeben; er hatte sich nämlich mit den 2000 Pfund Sterling Renten einer Tochter Albions verlobt. Eigentlich wollte sie einen von dem Adel haben, und für das viele Geld wäre ohne weiters ein Freiherr mit sechzehn Ahnen, ein Graf mit seinen neun Perlen auf der Wappenkrone, oder was die Wälschen einen „marchese rovinato“ nennen, zu haben gewesen; aber der Muhl gefiel ihr, obwol er nicht einmal das armseligste „von“ zwischen Tauf- und Familiennamen ein-

zuflicken hatte, und sie verlangte nur, daß er sich einen Titel anschaffe. Derlei war für Geld und gute Worte zu haben, und bald genug konnte sich der Verlobte Arabellas (oder wie sie sonst hieß) als „Hofrath" vorstellen. Er behauptete, sechs Karolin für den Titel in Homburg vor der Höhe erlegt zu haben. Inzwischen jedoch fiel die Herzdame ab; in der Liebe wie im Kartenspiel kann man sich auf die Damen nicht immer verlassen. Muhl, mit den englischen Gesetzen hinlänglich bekannt, drohte mit einer Klage, bequemte sich jedoch zu einem Vergleich und ließ sich mit ein paar hundert Sovereigns abfinden. Es wäre auch möglich, daß ich die Daten verwechsle und die Brautschaft der Kostschule voranging. Gleichviel; jedenfalls steht fest, daß Muhl um 1840 herum die Badezeitung gründete und späterhin eine eigene Druckerei errichtete. Die Zunftgesetze umging er, indem er ihnen zu genügen schien, wie man überhaupt mit allen Satzungen zu verfahren pflegt, sobald sie einmal verrottet sind, ohne förmlich abgeschafft zu sein. Er ließ sich zu Mannheim bei einem befreundeten Buchdrucker als Lehrbub aufdingen, stand 14 Tage lang am Setzkasten, wurde als Gesell freigesprochen, „wanderte" nach Baden zurück, wo er früher schon das Bürgerrecht erworben, und niemand konnte ihm mehr wehren, eine Druckerei zu errichten. Er heiratete eine wohlhabende Bürgerstochter von Heidelberg. Im Jahre 1849 scheint er sich überflüssig schwarz gemacht zu haben und soll nach Amerika ausgewandert sein.

Der Beobachter heizte nicht blos den Amtleuten des Großherzogs ein, sondern warf auch dem kleinstädtischen

Philister mancherlei Bengel zwischen die Beine. Unter „Beobachter" wird hier auch das zu verstehen sein, was Chezy in der Allgemeinen Zeitung, im Morgenblatt und bei ganz besonderen Veranlassungen wol auch in der Karlsruher Zeitung veröffentlichte. Letztere hatte nämlich die böse Gewohnheit, erhaltene Mittheilungen unbezahlt zu lassen, weßhalb er sich hütete, ihr regelmäßig zu schreiben; dagegen besaß sie wiederum die löbliche Eigenschaft, alles, was er an sie schrieb, ohneweiters aufzunehmen, weßhalb er nicht gänzlich mit ihr brach. Den „Spieß" verdroß die Rücksichtslosigkeit, womit seine kleinen Liebhabereien gar oft behandelt wurden. Die Stimmung war schon ziemlich gereizt, als es sich zutrug, daß in einer Nacht ein junger Taugenichts seinem Vater auflauerte und ihn erstach, um ihn baldigst zu beerben. Die Frevelthat kam rasch zu Tage. Der Mörder wurde zum Tode verurtheilt. Obgleich gar keine Milderungsgründe vorlagen, sondern vielmehr das Gegentheil, so sprach sich doch die allgemeine Stimme in der Stadt gegen den Vollzug des Urtheils aus. Die einen fürchteten einen Nachtheil für den Ruf des Curplatzes, wo seit Menschengedenken kein Bürgerssohn und seit einem Vierteljahrhundert überhaupt niemand hingerichtet worden. Der zuletzt Geköpfte war ein Ausländer und dazu „nur" ein Jude gewesen, der einen Glaubensgenossen ermordet und beraubt hatte. Die anderen ergingen sich in jenen allgemeinen Redensarten gegen die Todesstrafe, welche bekanntlich in den Jahren vor großen Staatsumwälzungen vorzugsweise in Umlauf kommen und am geläufigsten von der gedankenlosen Menge nachgeplap-

pert werden. So befanden sich, um blos ein fernstehendes und zugleich weltbekanntes Beispiel anzuführen, unter den blutigsten Schreckensmännern der ersten französischen Revolution einige, welche in der Nationalversammlung die glänzendsten Reden für Aufhebung der Todesstrafe gehalten hatten, die mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden. Diesen Aeußerungen falschverstandener Barmherzigkeit trat der Beobachter sehr scharf entgegen, um dann, als dem Mörder das Leben geschenkt worden, kein Wort weiter darüber zu verlieren, als eine halbe Zeile mit der trockenen Meldung: „Reimboldt ist begnadigt worden.“ Dieses bedeutsame Schweigen ward ganz richtig ausgelegt. Auswärts aber wurde erzählt, wie dem Großherzog die Begnadigung abgelistet worden. Er war nämlich nach irgend einem besonderen Vorfall, vielleicht nach einer überstandenen Krankheit, zu kurzem Besuche nach Baden gekommen, erhielt eine Nachtmusik und zeigte sich sehr gerührt. Dieser Augenblick ward benutzt, die Begnadigung des verurtheilten Bürgerssohns von ihm zu erbitten, die er in seiner weichen Stimmung auf der Stelle zusagte. Er war ein gar zu guter Herr und hat schweren Undank erfahren.

Eines anderen schweren Frevels machte sich der Beobachter in der Kirchhofsfrage schuldig. Seit ein paar Jahren nämlich war ein neuer Begräbnißplatz in angemessener Entfernung angelegt worden, weil die vergrößerte Stadt bis zum alten hingewachsen war, dessen Umfang ohnehin dem Bedürfniß längst nicht mehr entsprach, besonders da in seinem sumpfigen Boden die Leichname viel zu langsam verwesten und Abends wie

Morgens bei feuchtem Wetter ein stinkender Nebel aus ihm emporstieg. Aber die Einwohner, namentlich die älteren, wollten diesen Begräbnißplatz ihrer Vorfahren seit mehr denn anderthalb Jahrhunderten beibehalten wissen, und ihnen zu Gefallen verschleppte der Gemeinderath die Angelegenheit, so daß sie endlich eingeschlafen schien. Die Pfründner im Spital, die Insassen der zunächst gelegenen Vorstadthäuser, welche der verpestete Nebel am meisten belästigte, blieben ungehört. Ihrer nahm sich der Beobachter mehrfach an. Dann brachte die Karlsruher Zeitung eine gesalzene Philippika, worauf fast unmittelbar von der obersten Behörde die gemessene Weisung erlassen wurde, daß an dem und dem Tage, der ganz nahe bevorstand, der alte Gottesacker unbedingt zu schließen sei. Das Bezirksamt hatte den Vollzug zu überwachen und that seine Pflicht.

Ein alter Friedhof hat nach Vorschrift des Gesetzes dreißig Jahre lang unangetastet stehen zu bleiben, vom Tage des Schlusses an gerechnet, also im gegebenen Falle bis 1876, bevor über den Platz anderweitig verfügt werden darf. Bis dahin werden nur wenige noch von denen, welche dort ihre letzte Ruhestätte gefunden, in frommem Andenken der Hinterbliebenen fortleben. Natürlich standen 1846 die Dinge anders, und ein billiger Sinn wird den einfältigen guten Leuten von damals ihre Erbitterung nicht übermäßig verargen. „Der Spindler und der Chezy habe gut schwätze", sagte der Bürgermeister; „ihre Väter sind in Strosburg und Paris gut aufgehobe."

Es gab des Streites noch mehr. Seit einiger Zeit

mieden die fremden Gäste an Sonntagen Nachmittags und Abends bis zu später Stunde die Promenade, (wie man die nächsten Umgebungen das Gesellschaftshauses nannte), als hätten sie sich verabredet, denjenigen, welche die ganze Woche über arbeiteten, den sonntäglichen Genuß nicht zu verkümmern. Aber allmälig kamen (1845) die Leute auch in der Woche, sobald die Feierstunde geschlagen, und die Wandelbahn wimmelte von Arbeitern. Die Gäste beschwerten sich. Sofort erging die Weisung von Seite der Behörde, daß Dienstboten &c. sich in einem gewissen Baumgange an der linken Flanke zu halten hätten, wo sie die Musik ebenso gut hören könnten wie auf der Wandelbahn. Das Gebot blieb anfangs unbeachtet. Einige Fremde von Bedeutung reisten ab, die anderen murrten. Dem Curplatz drohte offenbar eine merkliche Gefahr; wenn das so fort ging, kam er in Verruf. Namentlich waren es große Gastwirthe, welche den Beobachter mit dem Ansuchen bestürmten, sich über derlei Uebergriffe zu beschweren. Er ließ sich bereitwillig finden, — unbedenklich, weil der in solchen Dingen einigermaßen zaghafte Spindler auf Reisen gegangen war. Damit war eine Rakete in's Pulverfaß geworfen worden. Die Frage wurde auf das politische Gebiet gespielt, wie dazumal so ziemlich eine jede, welche irgend nur einen entfernten Vorwand dazu bot. Der Beobachter wurde der laesae majestatis populi angeklagt. Er aber blieb bei der nüchternen Erwägung, daß die Gäste, einmal verdrängt, fortan von Baden wegbleiben würden, und dann höre mit der Musik der Zank von selber auf. Der Spielpächter seinerseits gerieth in ernstliche Be-

sorgnisse, da er erfuhr, daß nicht nur in radicalen Blättern, sondern an Ort und Stelle von Sendlingen gehetzt werde, von denen zu vermuthen stehe, daß ihre Bemühungen unmittelbar gegen die Bank gerichtet seien. Er erwog bereits den Gedanken, die Musik auf der Promenade einzustellen. Doch dazu kam es nicht, weil die Ordnung ohne sichtliche Gewaltmaßregeln hergestellt wurde. Dieser Ausgang war zweifelsohne das Werk des Gendarmerie-Rittmeisters Chastellain, der eigentlich zwar nur die Fremdenpolizei zu handhaben hatte, aber wol bei diesem besonderen Anlasse das Schatzkästlein seiner Erfahrungen nicht versperrt gehalten haben dürfte. Er war ein freisamer Soldat und zugleich ein gewandter Weltmann, sprachenkundig und in jeder Beziehung auf der Höhe der Verhältnisse stehend. Ein trockener engherziger pedantischer Bureaukrat wäre einer Stellung nicht gewachsen gewesen, wo er einer Gesellschaft gegenüber stand, aus welcher die Spreu vom Waizen zu sondern ebenso vielen Scharfblick als feinen Tact erheischte.— Doch wenn der Handel, gleichviel ob durch Chastellain oder sonstwen, auch glücklich beigelegt war, die Mißstimmung gegen den Beobachter wurde dadurch keineswegs beschwichtigt.

44.

Im Frühjahr 1846 kamen zwei Pläne zur Reife, welche Spindler und Chezy schon seit Jahr und Tag erwogen und nach allen Seiten durchgesprochen hatten. Sie wollten eine Reise nach Konstantinopel, Griechenland und Montenegro machen, und bald darauf ihren Wohnsitz zu Freiburg im Breisgau nehmen. Der letztere

Entschluß stand begreiflicher Weise in keinem Zusammenhange mit der Stimmung des Philisters gegen sie, die allen beiden vollkommen gleichgültig war. Spindler wollte seine Tochter ganz zu sich nehmen und nach ihrem Wunsche in der Malerei ausbilden lassen; eines wie das andere ließ sich in Baden nicht bewerkstelligen. Chezy seinerseits wünschte, literarische Hülfsmittel zu treffen und sich in wissenschaftlichen Kreisen zu bewegen. Die Kosten der Reise und des Umzuges sollte der „Feind" bestreiten, nämlich durch den Verlag der Reisebeschreibung, welche Chezy — wenigstens zum größten Theile — schreiben, der andere mit seinem Namen versehen würde. Wenn sich kein anderer Verleger fand, der mehr bezahlte, so mußte Hallberger vertragsmäßig das Buch übernehmen, den Band zu 600 fl. Vom ersten der zwei Pläne wurde nichts gesagt, so wenig als vom Schlusse des zweiten; die Reise nach Stambul dagegen ward an die große Glocke gehängt, nicht aus besonderer Absicht, sondern weil kein Grund zum Heimlichthum vorlag. Vom bevorstehenden Umzug so lange schon zum voraus zu reden, schien darum nicht angezeigt, weil die Frau Spindler keinen Anlaß erhalten durfte, ihrer Tochter deßfalls den Kopf warm zu machen. Das arme Mädchen stand ohnehin genug mit ihr aus. Die Spindler war, seit sie in nähere Beziehungen zu Helmina getreten, nicht närrischer geworden, aber bissiger denn je zuvor, sobald sie auf ihren Mann zu sprechen kam; es läßt sich denken, was Frl. Fanny dabei litt, die bereits ihre Kinderschuhe ausgetreten. Sie war ums Jahr 1825 herum geboren.

Zu den bewegenden Ursachen, welche in Chezy den Gedanken an den Umzug zur Reife gebracht, war auch ein Gefühl bitterer Enttäuschung zu zählen. Baden war dem Lehrbegriff nach seine zweite, doch thatsächlich seine erste Heimat, denn er hatte sich, seit er zu denken verstand, nirgendwo zu Hause gefühlt, als höchstens halb und halb in Wien. Nun hatte er vom glänzenden Aufschwunge, welchen der Curort seit Benazets Auftreten genommen, die glücklichsten Ergebnisse für die ihm so theuere Stadt erwartet; und weil in der Bank die Quelle alles dieses Glanzes lag, so hatte er — wie früher erzählt worden — für den angegriffenen Fortbestand des Spieles mit Eifer gestritten. Seitdem war er allmälig und unter harten Kämpfen gegen die aufkeimende Ueberzeugung durch die Thatsachen belehrt worden, daß es mit dem Glanze zwar seine volle Richtigkeit habe, aber daß dieser Glanz zum grellsten Widerspiele der davon gehofften Folgen, nicht zum Heil, sondern zu Unheil geführt. Seinem Mißmuth über die Enttäuschung lieh er in einem Artikel „Badener Zustände“ entrüstete Worte. Derselbe erschien zu Ende Juni 1846 im Morgenblatte. Ich glaube ihn hier einschalten zu sollen, weil er seinerzeit großen Lärm verursachte. Als Spindler die Handschrift gelesen, sagte er: „das nenne ich den Stier bei den Hörnern packen. Immerhin, wenn dich's freut. Es gilt deine Haut!“ Der Aufsatz lautete:

Lassen Sie mich auch einmal von etwas anderem reden, als bloß von den Besuchern des Bades und was sich allein auf diese bezieht. Das vielbewegte Schauspiel der Saison zieht allerdings die Aufmerksamkeit mehr an, als das Getümmel hinter den Coulissen; doch mag es zur Abwechslung nicht unergötzlich sein, einen Blick

auf die Lampenanzünder, Handlanger und dergleichen mehr zu werfen, sei's auch nur im Vorübergehen. Das Schauspiel selbst hat in der hergebrachten Weise wieder begonnen, doch bisher noch keine einzelne Erscheinung sich vom Hintergrund abgehoben; es ist wie immer das oft beschriebene Getümmel; glänzende Namen füllen die Badelisten, zahlreiche Gäste die Wohnungen; Musik, Tanz, Spiel, Corso morden auf willkommene Weise die Zeit; unabsehbar wie Banko's Nachkommen dehnt sich die Reihe der verheißenen „Kunstgenüsse." Von allen diesen Herrlichkeiten werden Sie noch mancherlei vernehmen, bevor die Nacht wieder länger wird als der Tag, und der Himmel möge geben, daß nur Angenehmes und Rühmliches zu berichten vorliege.

Das erste, worauf sich die Aufmerksamkeit hier richten muß, sind die Gasthöfe und Wirthshäuser. In einer Handelsstadt bildet der Kaufmannsstand eine Art von Aristokratie; in einem Ort, dessen Heil auf zahlreichem Fremdenbesuch beruht, ist natürlich den Gastwirthen eine ähnliche Rolle vorbehalten; nicht minder natürlich scheint es, daß die Abstufungen im Innern dieser Classe sich nach dem Vorzug richten, welchen die vornehme Gesellschaft dem oder jenem Hause zuwendet. So gilt unter den Gasthöfen des ersten Ranges der englische Hof als der bevorzugteste, als Erster unter Gleichen, weil Fürsten und Grafen ihn mit besonderer Gunst beehren. Diese Gunst ist wolverdient. Ein schönes Haus in der günstigsten Lage, die Einrichtung bequem und glänzend, Küche und Keller wolbestellt, der Wirth ein aufmerksamer Mann von feinem Betragen, wolwollend und gefällig, ohne jemals dem Gast lästig zu fallen oder sich selber etwas zu vergeben; kurz, das Muster eines Wirthes, in dessen Hause kein Kellner es jemals wagen wird sich zu vergessen. Wie der Herr, so der Knecht. Die Vorzüge des englischen Hofes sind auch dem badischen nachzurühmen. Ein schattenreicher Garten umgibt von drei Seiten das stattliche Haus, das einst ein Kapuzinerkloster war. Der badische Hof wird vorzugsweise von Engländern besucht und ist auch auf diese eingerichtet; den Winter über bleibt er geschlossen, wie außer dem englischen und dem zähringer Hof alle

großen Hotels. Dieses letztgenannte Haus behauptet seit langen Jahren den besten Ruf und hat bei allem Glanz und „Comfort" etwas gemüthlich Bürgerliches, das besonders die Deutschen anzieht.

Diese Vorzüge und Tugenden erkennt auch John Boßwell, das Lästermaul, so ziemlich an. — Doch halt! ich muß Ihnen zuerst sagen, wer der Mann ist: ein Schriftsteller auf dem Halm. Er ist zwar nicht mehr jung, so in der Blüthe der Vierzig; doch ist es sein Erstlingswerk, das jetzt dem Preßbengel anheimfällt und wovon ich einige Bruchstücke in der Handschrift gesehen habe. Nun versteh' ich freilich das Englische nur unvollkommen, dennoch glaub' ich dem Buch einen nicht unbedeutenden Erfolg voraussagen zu können. Der Verfasser hält sich nicht auf der allgemeinen Heerstraße der Gedanken, wiewol seine Reise durch ganz Europa der großen Heerstraße folgt. Die „Gesellschaft" sucht er überall auf, doch ungefähr in derselben Absicht, welche den Wolf zur Hürde führt. Die Modeplätze scheint er für Salzlecken der Fashion zu nehmen, und während er die schöne Welt mit der schärfsten Lauge des Spottes übergießt, kommt es ihm gar nicht darauf an, wenn die Umgebungen auch noch gehörig bespritzt werden. Dabei ist er ein scharfer Beobachter, der mit eigenen Augen sieht, mit eigenen Ohren hört. Seine Bemerkungen sind größtentheils treffend, und seine allerdings sehr eigenthümliche Stimmung macht ihn nicht immer ungerecht. Doch treibt er die Rücksichtslosigkeit sehr weit, namentlich wo er erzürnt worden ist, und das Lob, das er spärlich genug spendet, scheint dem Tadel zur Folie dienen zu sollen. Dieß ist namentlich in den Bemerkungen über unser Baden der Fall, die ich, wie Sie leicht denken können, mit besonderer Aufmerksamkeit gelesen und meinem Gedächtniß eingeprägt habe. Offenbar preist er hier die Reize der paradiesischen Gegend nur, um die Leute desto mehr zu ärgern, bemerkt er das Gute nur, um das Ueble daran zu messen. Auch hält er sich nicht, wie andere Touristen, bloß an das öffentliche Leben des Gesellschaftshauses, sondern geht auf Verhältnisse ein, welchen der fashionable Reisende sonst fremd zu bleiben pflegt.

Die meisten Gasthöfe kommen bei Boßwell nicht gar glimpflich weg; dieser Theil des Buches wird viel böses Blut machen, und zwar nicht nur in Baden. Die Wirthe mögen da und dort ihn geärgert haben; er gibts redlich zurück mit Zins und Wiederzins, doch etwas gemäßigter als in einem Aufsatz des Morning Chronicle, der allem Anschein nach aus seiner Feder herrührt, und worin er das Gasthaus zum Hof von Holland vorzugsweise zum Zielpunkt seiner bösen Laune erwählt; wie denn überhaupt in neuerer Zeit das gedachte Haus sich bittere Feinde in der literarischen Welt gemacht haben muß, denn auch französische Zeitungen singen ihm kein feines Lob.

Um auf Boßwell zurückzukommen, so behauptet er unter anderm: die Vornehmthuerei sei ansteckend durch die Luft wie durch unmittelbare Berührung, und die Badener Luft bis in den verborgensten Winkel davon geschwängert „Zu Baden wird (wie er ungefähr sich ausdrückt) jeder Engländer zum Sir oder zum Capitän, der Russe zum Fürsten oder General, der Pole zum Grafen, der Deutsche zum Baron, der Franzose zum Ritter, wie ehedem jeder Brite ein Lord hieß. Aus demselben Grund müssen Wirthshäuser zweiten und dritten Ranges für Hotels gelten. Wie in Polen der Mittelstand, fehlt in Baden die Mittelklasse der Herbergen. Das ist ein arger Mißstand meines Erachtens. Ich will euch das an einem Beispiel erweisen, das mir ziemlich nahe liegt, an meinem eigenen. Ich bin ein einfacher Gentleman, der ohne Wagen, ohne Bedienung reist. Wie kann ich also mitten im Wirrwarr der Saison dem Wirth zum englischen Hof zumuthen, daß er mir im ersten Stock ein Zimmer mit einer Kammer überlasse? Unmöglich! Weil ich aber das Treppensteigen hasse und auch nicht in meinem Wohnzimmer schlafen mag, so frag' ich den Lohnbedienten nach einem Gasthaus zweiten Ranges, und gerathe bei dieser Gelegenheit in den Dunstkreis der angemaßten Vornehmigkeit. Ein geschniegelter Kellner nimmt mich mit mehr oder weniger Herablassung in Empfang, und wie das Haus, statt zum schwarzen Bären, zum rothen Ochsen oder zum goldenen Lamm zu heißen, einen „vornehmen" Namen führt, so heißt der

Rüpel auf der Schwelle Monsieur Edouard, Alfred oder Arthur und ist nach dem österreichischen Ausdruck dermaßen „Glöcklpolster“, daß ich mich schier fürchte, ihm meinen Nachtsack aufzuladen. Meine bescheidene Bitte um zwei Zimmer beantwortet ein gnädiges Kopfnicken. Meine Stuben find' ich leidlich hübsch, mit etwas mehr Aufwand als Geschmack eingerichtet; und da ich vollends erfahre, daß um fünf Uhr eine Table d'Hôte gehalten wird, denk' ich beinahe irr gegangen zu sein. Doch schnell enttäuscht mich ein Blick auf den Kellner, der mit dem Aufwärter eines Hauses vom ersten Rang den Aufputz und das Selbstbewußtsein gemein hat, aber sonst ein Klotz ist. Er kommt mir vor wie ein Geruch von Pfeffermünz und Knoblauch durcheinander. Dieser ersten Enttäuschung folgen noch viele andere. Auf die Tafel kommen wol viele Schüsseln, aber wie sind sie bereitet! und wie genau darauf berechnet, daß ja kein Gast zu viel nehme, oder gar von allen! Wer Blumenkohl ißt, rechne ja nicht mehr auf ein anderes Gemüse. Der Kohl ist wie der sie dir reicht: ein Tölpel mit feiner Wäsche. Nicht viel besser ist mir die Tischgesellschaft vorgekommen; meistens Leute, die vornehm thun und es doch nicht verstehen. Wenn nun schon die elegante Welt mit ihren Manieren mir nicht behagt, so sind mir vollends die Affen der Fashion in den Tod zuwider. Der Bissen blieb mir im Munde stecken, und ich hatte damals doch die ungewaschenen Hände der Wirthin noch nicht gesehen.

Der Engländer übertreibt hier augenscheinlich, so wie auch weiter unten, wo er behauptet, in der Nacht von Wanzen geplagt worden zu sein. Wahrscheinlich war er verdrießlich über den Zufall, der ihn in ein Haus geführt, „das größtentheils nur von Lakaien, Croupiers und Mohren besucht werde,“ und „wo man für ungenügende Darreichungen so viel bezahlen müsse, als in den Gasthöfen ersten Ranges für gute Waare und aufmerksame Bedienung.“

So weit unser lästernder Brite, der sich noch in beißenden Bemerkungen über die Bevölkerung des Hofes ergeht, der so unglücklich war, ihn eine Nacht zu beherbergen. Dann schließt er

das Wirthshauscapitel: „Was blieb mir anders übrig, als in meiner Verzweiflung den tiefsten Ton der Herablassung anzuschlagen? Und das ist mir überaus wol gerathen. Ich wohne in einem entlegenen bescheidenen Wirthshaus, dessen Schwelle ein Kellner höchstens als Gast überschreiten mag. Wie es heißt? Ich werde mich hüten, das zu verrathen; wie leicht könnte sonst irgend ein Gentleman den unglücklichen Gedanken fassen, auch noch diesen letzten Zufluchtsort alter Einfachheit vornehmthuerisch zu machen. In reinlichem Gemach mit einfachen Fahrnissen schreib' ich auf einem Tisch von Tannenholz diesen Brief und bin hier, wolgemerkt, kein Engländer, sondern ein Amerikaner von deutscher Abkunft, Namens Müller. Schon sind Wirth und Wirthin meine besten Freunde, gar nicht als ob ich für Geld bei ihnen wohnte. Wann ich einst von dannen gehe, wird kein frisirter Haubenstock im Frack mir eine steife Verbeugung machen und mir durch den Kellner eine lithographirte Abbildung seines Hotels überreichen lassen; ein schlichter Biedermann wird mir die Hand drücken und mit mir zum Abschied noch einen Becher von seinem Wein leeren, der aufrichtig und echt ist wie er selber."

Abgesehen von der bösen Laune, hat Boßwell im Punkt der Vornehmthuerei so ziemlich den Nagel auf den Kopf getroffen. Nur sollte er billig genug sein, nicht außer Acht zu lassen, daß diese Krankheitserscheinung nicht nur in Baden vorkommt, sondern überall, wo die große Heerstraße des Reiseverkehrs durchzieht. Ueberall, wo der Größere sich sehen läßt, äfft ihn der Kleinere nach, und wo die Herrschaft in einem ersten Gasthof mit silberner Gabel speist, verschmäht der Bediente in seiner Kneipe zur Krone oder zum Stern die eiserne.

In demselben Maße, wie zu Baden durch die stets noch zunehmende Zahl der Gäste der Weizen der Wirthshäuser blüht, erbleicht mehr und mehr der Stern der übrigen Hausbesitzer, besonders derer, welche nur große Wohnungen zu vermiethen haben. Es ist schon früher gesagt worden, daß die erleichterte Verbindung durch die Eisenbahn den Zufluß der Besucher vermehre; aber schnell, wie sie gekommen, gehen sie auch wieder von dannen, so daß die

Gasthöfe schier allein den Vortheil davon ziehen. Dadurch werden die Preise der Wohnungen immer mehr gedrückt, während auf der andern Seite die Ansprüche der Miether sich mit jedem Tage steigern; nichts ist ihnen elegant genug und doch alles zu theuer. Zugleich gibt es nicht wenig Hausbesitzer, die ihres Besitzes nicht mehr sicher, die Wohnungen um jeden Preis vermiethen, um zu guter Letzt noch einiges bare Geld zu überkommen; und dieses Verschleudern beeinträchtigt natürlich auch die Besserstehenden. Eine ungeheure Schuldenlast drückt das Häusercapital unserer Stadt; für Zahlen hab' ich kein Gedächtniß, doch glaub' ich mich zu entsinnen, daß die Summe auf drei und eine halbe Million angegeben wird. — Dieser Druck, welchen die Häuserbesitzer empfinden, wirkt zurück auf Handel und Gewerbe, welche auch noch unter der veränderten Weise des Badebesuches leiden, denn die Gäste, welche statt Wochen und Monate lang nur auf Stunden oder Tage verweilen, schaffen nichts an, lassen nichts machen, geben oft nicht einmal Weißzeug zum Waschen. Wenn wir nun noch die Theurung aller Lebensbedürfnisse hinzurechnen, welche durch den Verbrauch durch die Fremden in der Stadt und durch die Arbeiter an den Werktagen von Rastadt gewaltsam gesteigert wird, so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß die Noth des geringen Volkes immer noch wächst. In einem Badeort ist ohnehin die Sittlichkeit des Volkes nie sonderlich gut begründet; das Beispiel des Müßiggangs und der Verschwendung wirkt immer verderblich, der leichte Verdienst im Sommer (den übrigens nur ein verhältnißmäßig geringer Theil noch hier erhascht) fällt ebenso leicht durch die Finger. In solchen Verhältnissen gedeiht wie in einem Mistbeete die Liederlichkeit, für deren Zunahme seit einigen Jahren sich schlagende Thatsachen anführen ließen. Sie erlassen mir jedoch die Begründung; die Thatsachen sind zum Theil so beschaffen, daß, wenn sie bei einer öffentlichen Verhandlung vor Gericht zur Sprache kämen, der Kronanwalt kraft seines Amtes die Entfernung der Zuhörer verlangen und erhalten würde. Lassen Sie uns dasselbe thun, und in der Stille eine Entsittlichung beklagen, welche den Wurm in die Rosenknospe

wirft, daß sie, bevor sie zur Entfaltung kommt, oft schon zerfressen ist.

Bei alledem steht Baden noch in vollem Flor, nimmt immer noch an Bedeutung zu; eine Menge seiner Einwohner, die Wirthe an der Spitze, behauptet sich in behaglicher Stellung, und die Mehrzahl der minder Beglückten findet immer noch „etwas, was den Himmel hält," wie das Sprichwort sagt. Aber lassen Sie den vielleicht noch fernen, aber dennoch unvermeidlichen Tag erscheinen, an welchem die harte Faust des Schicksals eine der künstlichen Stützen wegschlägt, worauf die prunkende Herrlichkeit ruht, wie dann? Wir wollen nicht einmal von Krieg reden, sondern nur von der Aufhebung des öffentlichen Spiels im Gesellschaftshaus, dessen Ertrag den Schlußstein des kühn geschwungenen Bogens bildet, worauf wir fußen. Der Einsturz wird furchtbar sein, der Glanz bis auf den letzten Schimmer verschwinden und an seiner Stelle Elend, Verzweiflung und Laster in ihrer scheußlichen Blöße erscheinen, was diejenigen wol bedenken mögen, die mit voreiligen Hammerschlägen dieses übertünchte Grab anfallen, als ob der Tag, welcher für den Einsturz geschrieben steht, nicht von selber und immer noch viel zu frühe erschiene.

Indessen laßt uns auf dem unterhölten Boden, so lang er noch hält und trägt, wolgemuth scherzen, lachen, trinken, lieben, spielen und tanzen; was kommen muß, wird kommen, und wenn der Himmel einstürzt, sind alle Spatzen gefangen.

Der Aufsatz war, wie man sieht, nicht vom Standpunkte zarter Schonung aus geschrieben. Zudem wurde er noch übler ausgelegt wie er gemeint war, indem man die Kennzeichnung ganzer Classen auf einzelne Persönlichkeiten zurückführte. „Der frisirte Haubenstock" z. B. mußte mit aller Gewalt ein gewisser Zachmann sein, der als geschniegelter und gebügelter Kellner mit einem Milchgesicht eigens nach Baden gekommen war, um die Witwe des wackeren Ignaz Rößler zu trösten und Vaterstelle bei ihren unmündigen Kindern zu vertreten. Er

hatte viele Mitbewerber gehabt, aber durch sein zierliches Aussehen und durch seine Jugend den Sieg davongetragen. Andere Leute meinten zwar, er sei doch gar zu jung für die bald-vierzigjährige Witwe; aber sie faßte die Angelegenheit von einer andere Seite auf und setzte ihren Willen durch. Zachmann wurde für ein Dutzend Jahre, d. h. bis zur Mündigkeit des älteren Sohnes, gebietender Herr im holländischen Hofe. Auf ihn paßte vollkommen, was Boßwell und Boßwells Dolmetsch gesagt hatte; doch die Nutzanwendung auf das Haus traf nicht überall zu, weil noch Ueberlieferungen aus Rößlers Zeit darin nachwirkten. Sein Ruf war beiweitem nicht ganz zu Grunde gerichtet, als der junge Rößler, zu seinen Jahren gekommen, die Wirthschaft übernahm und denselben vollkommen wieder herstellte, glänzender denn je zuvor.

Auch noch einige andere Leute fühlten sich getroffen und es bildete sich eine Verschwörung, deren Opfer Spindler und Chezy beinahe geworden wären. Mehrere arme Hallunken waren von den reicheren mit Geld, Wein und Verheißung zu einem Ueberfall angeworben worden, der auch wirklich versucht wurde, zum Glück jedoch scheiterte. Von den fünf oder sechs Banditen fand sich nur einer beherzt genug, den Angriff zu beginnen, doch war er zu stark betrunken, um etwas auszurichten. Kaum hatte das Handgemenge begonnen, als die Spießgesellen entwichen. Er folgte ihnen und konnte nicht daran gehindert werden, weil Spindler nicht Hand anlegen wollte, nachdem er sich in eine Stellung zurückgezogen, die ihm den Rücken deckte. Chezy behielt die Kappe des Angreifers

in der Hand und lieferte sie dem Bezirksamt ein. Sie gehörte einem Gärtner Gruninger, doch konnte er nicht überwiesen werden und das Amt vermochte sein Müthchen nicht anders an ihm zu kühlen, als daß es die erstbeste Gelegenheit ergriff, den Mann einzusperren, nachdem er sich eines Diebstahls verdächtig gemacht, statt ihn dem Herkommen gemäß auf freiem Fuße in Untersuchung zu nehmen. Die Kundgebung blieb nicht unverstanden und erregte große Heiterkeit. Weitere Angriffe sind nicht erfolgt, obschon Chezy noch den ganzen Winter über in Baden blieb, nachdem er im October von der Reise zurückgekehrt. Spindler bewerkstelligte den Umzug schon im Herbst. Er könne sich nicht mit Terzerolen schleppen, die zu handhaben er nicht verstehe, sagte er. Mit einem englischen „life-preserver" umzugehen, traue er sich allerdings, aber wenn er irgendwem den Schädel einschlage, so würde er nur Verdruß davon haben. „Unsere Schreiber," fügte er hinzu, „sind ohnehin geneigt, den Herrenleuten gegen den gemeinen Mann Unrecht zu geben. Sei gescheit und mach's wie ich." Chezy war mit seinen 40 Jahren noch zu jung, um so gescheit zu sein. Er wollte sich nicht nachsagen lassen, daß er sich fürchte; auch prickelte in seinem Herzen der geheime Wunsch, den er kaum sich selber eingestand, den früheren Angriff nachträglich mit Pulver und Blei zu vergelten. Er blieb indessen vollkommen unbehelligt, vielleicht nur darum, wie Dr. Gugert in derber Weise sich ausgesprochen hatte; wenn Baden als Banditennest verschrieen wird, sagte er, so bleiben die Gäste aus, ich ziehe weg und ihr dürft alle mit den Herrschaftspatzen fliegen.

45.

Die Freunde traten ihre Reise, wozu alle Vorbereitungen schon seit ein paar Wochen fertig waren, zwei oder drei Tage später an, als ursprünglich bestimmt gewesen, weil sie nicht unmittelbar nach dem Ueberfalle verschwinden wollten. Am 4. Juli machten sie sich auf den Weg, doch gelangten sie weder nach der Levante noch nach Montenegro, sondern nicht weiter als nach Wälsch-Oesterreich. Einige Hindernisse, die sich in den Weg stellten, raubten Spindler den Muth, und schließlich erklärte er unumwunden, er könne nicht sechs bis acht Wochen hindurch ohne Bier leben. Diese Aeußerung kam erst in Wien zum Vorschein, doch schon in den ersten Tagen reisten die beiden, wie es von jeher ihre Gewohnheit gewesen, in etwas launenhaftem Zickzack. Der Weg über Frankfurt und Wertheim zeichneten Eisenbahn und Dampfer gebieterisch vor. In Würzburg blieben sie ein paar Tage liegen; das Wetter war so heiß und das Bier so gut. In Regensburg wäre angezeigt gewesen, den Dampfer zu besteigen, um nach Wien zu fahren; da Spindler jedoch die Wasserfahrten verabscheute, so wurde die Richtung über Salzburg beliebt, verbunden mit einem Besuche in Landshut. Dort war zwar ein Sängerfest angekündigt, da jedoch Chezy in Landshut einen „Feind" besaß, zu dem er auf verwunderliche Weise gekommen, so wurde der Abstecher nichts destoweniger unternommen.

Die Sache mit dem „Feind" hatte sich folgendermaßen zugetragen. Mit dem seligen Gottlob Franckh hatte Chezy seinerzeit die Herausgabe eines Werkes von drei

ganz kleinen Bändchen verabredet, welche unter dem Gesammttitel „das große Malefizbuch“ das Leben und Treiben eines Scharfrichters der Vorzeit, einen großartigen Hexenproceß und etliche absonderliche Verbrechergeschichten enthalten sollten. Als die Handschrift abgeliefert wurde, war Franckh bereits vom Schauplatz verschwunden, doch führte sein Bruder die Verlagshandlung fort. Ein junger Mann, welcher im Geschäfte bedienstet war, hatte die Sendung in Empfang genommen, aber (wie sich später ergab) seinem Brodherrn nichts davon gesagt. Er schrieb an den Verfasser: „Franckh will das Malefizbuch nicht übernehmen, aber da ich nächstens in Nürnberg meine eigene Buchhandlung errichte, so bin ich bereit, für ihn einzutreten.“ Chezy schlug ein, der Nürnberger eröffnete richtig sein Geschäft, fühlte sich aber bankrutt, als kaum das erste Bändchen im Drucke vorlag, und trat den Verlag an Rietsch in Landshut ab. Die Spitzbüberei des Nürnbergers kam durch eine gelegentliche Anfrage Franckhs, ob das Malefizbuch nicht bald fertig geschrieben sei, an den Tag, als der Handel längst abgeschlossen war. Chezy erlitt keine Einbuße an Geld dabei, da Rietsch die bedungenen 495 fl. blank und bar zu rechter Zeit erlegte; der Nürnberger würde sich wahrscheinlich nicht so pünktlich eingestellt haben.

Herr Rietsch erwies den Schriftellern alle Aufmerksamkeiten, welche sich den Umständen nach erwarten ließen, und bewährte sich als einen so angenehmen Gesellschafter, daß seine Bekanntschaft allein schon den Abstecher belohnte, der aber auch um das Sängerfestes willen der

Mühe werth war. Die ursprüngliche Furcht vor letzerem erwies sich als unbegründet.

Vor Salzburg an der Gränze nahm der Beamte 20—25 Cigarren in Beschlag, die Chezy bei sich führte. Am selben Abend brachte der Zufall die beiden in der Gartenwirthschaft auf der Bastei zusammen, und der Hüter der K. K. Gefälle hatte einen von den weggenommenen Glimmstegeln im Munde. Chezy knüpfte ein Gespräch mit ihm an und ersuchte ihn ohne viele Umstände um eine Cigarre. Der Zöllner entsprach der Bitte mit verbindlichem Lächeln und es fiel ihm nicht ein, sich auf den ertappten Sünder zu spielen; doch trank er baldigst sein Glas aus und entfernte sich. Die Lustreisenden blieben mehrere Tage in Salzburg, wo es ausnahmsweise nicht eher regnete als am Morgen ihrer Abreise; ganz unbegossen durften sie natürlich nicht wegkommen. Der Weg wurde über Ischl und Aussee, nach Graz genommen. In Aussee gab es einen fröhlichen Abend mit Eduard Feuchtersleben, welcher Bergbeamter dort war und in seiner Bergmannstracht recht wie ein Gnom aussah; ein herziger gemüthlicher Kobold, witzig wie dreimal sieben Jahre zuvor, aber nicht mehr stachelig. Vermuthlich machte er die Sammetpfötchen nur dem Wiedersehen zu Ehren. Am späten Abend fanden sich ein paar Roithners ein, der schwarzen Hanne jüngste Brüder. Sie machten Musik bis tief in die Nacht hinein.

Zu Graz blühte damals die vortreffliche Herberge zum wilden Mann, welche seitdem verschwunden ist. Das Haus lehnte sich an ein Bollwerk, das ihm als Terrasse diente. Man saß dort im Schatten grüner

Bäume und erfreute sich einer weiten reizenden Aussicht über Glacis und Vorstadt in eine der herrlichsten Gegenden Oesterreichs hinaus. Die Gäste aus Baden blieben über vier Wochen ganz gemütlich sitzen, um dann ungern genug ihren Stab weiterzusetzen.

Wickenburg war unter dem damals üblichen Titel „Gouverneur" des Kaisers Statthalter in der Steiermark. Chezys erster Ausgang galt selbstverständlich ihm. Der Graf war in den letzten Jahren zweimal in Baden-Baden gewesen, einmal darunter mit seiner Gemalin, einer der schönsten Frauen ihrer Zeit. Sie hatte bei ihrer flüchtigen Anwesenheit im europäischen Curort durch ihre Schönheit fast noch größeres Aufsehen erregt als jene berühmte Dame aus Italien, von welcher früher die Rede war. Die Gräfin verweilte auf dem Lande, was ihren Gemal indessen nicht hinderte, den Besucher zum Essen einzuladen und ihm aufzutragen, Spindler mitzubringen. Der Brummbär hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen große Herrn und ließ sich im letzten Augenblicke entschuldigen. „Das gibt es nicht," sagte Wickenburg lachend, um dann mit catonischem Ernste einem Hausbeamten anzubefehlen, sich in den wilden Mann zu verfügen und den Herrn Dr. Spindler aus Baden-Baden augenblicklich zur Stelle zu schaffen. Der gute Mann bildete sich ein, der Auftrag komme in amtlicher Eigenschaft vom Gouverneur und vollzog ihn als eine Verhaftung in gemilderter Form. Sein Eifer brachte die Unterhaltung bei Tische gleich vom ersten Augenblicke an in den heitersten Gang.

An der Spitze eines Actienvereines hatte Wickenburg

den nachmals berühmt gewordenen Curplatz Gleichenberg gegründet, ein abseits gelegenes Dorf von herrschaftlichen Landhäusern, eine Tagereise weit von Graz entfernt. Seine Familie wohnte dort. Der Einladung nach Gleichenberg wollte Spindler nicht folgen und Chezy ging ohne ihn. Die Anlagen sahen noch etwas jung aus, doch standen bereits rings um die Villa Wickenburg nicht wenige der Landhäuser. Auf der Höhe der schräganlaufenden, gegen Süden offenen Thalmulde thronte das zierliche Kirchlein, der heil. Emma als der Namenspatronin der Gräfin geweiht, und daneben das kleine Franciscanerkloster; beide durch Wickenburg aus eigenen Mitteln erbaut und ausgestattet. Unter der Kirche hat er die Gruft für sein Haus eingerichtet und seine Eltern sammt den in der Zwischenzeit verstorbenen Angehörigen darin beigesetzt. Dort ruht seit 1851 seine ältere Tochter Lucie, welche der unerbittliche Tod nach einem Ehestande von wenigen Monaten aus den Armen des liebenden Gatten riß.

Im Jahre 1846 war Lucie noch ein Kind von 13 Jahren, ihr künftiger Bräutigam, der Prinz von Thurn und Taxis, ein junger Cavalier, der als Rittmeister seinen Abschied genommen. Als im Jahre 48 die Drommeten mit Kriegsfanfaren laut wurden, eilte er selbstverständlich zu des Kaisers Fahnen, obschon er bereits mit Lucie verlobt war. In der Schlacht von Temesvar empfing er die Wunde, welche sein Gesicht entstellte und wovon er in vertrauten Kreisen den Beinamen des „illustre balafré“ führt. Lucie betheuerte, er gefalle ihr jetzt noch besser denn je zuvor. Doch eilen wir nicht all-

zusehr der Zeit voraus; von Thurn und Taxis wird seinerzeit schon mehr die Rede sein müssen. Er hat, nachdem er im Verlaufe des kurzen und unglücklichen Feldzuges von 1859 zum General befördert worden, als oberster Leiter der Cavallerie-Schule einen Wirkungskreis angetreten, welcher im Anbeginn verhältnißmäßig bescheiden schien, aber durch den Mann eine Wichtigkeit von unabsehbarer Tragweite gewonnen hat. Wo irgend ein kaiserliches Reiterfähnlein flattert, wird „der Prinz General“ mit Liebe, Achtung und Vertrauen genannt.

Seit jenen Tagen meines ersten Besuches in Gleichenberg ist der Ort über die Hügel hinübergewachsen, welche die Thalmulde einrahmen, doch ohne sein ursprungliches Gepräge eines Herrendorfes einzubüßen. Für die Nachfrage sind der Häuser noch zu wenig, und können nicht leicht genug werden, da sie nach den Satzungen des Vereines und dem festgestellten Plane gemäß sich aneinanderschieben dürfen und die Mitte der Thalmulde freilassen müssen. Von der Konstantinsquelle, einem wolschmeckenden Säuerling, werden alljährlich viele tausend Flaschen mit derselben Flüssigkeit versandt, welche vor drei Jahrzehnten noch aus dem Brunnentrog neben eines Kleinhäuslers einsam abgelegener Hütte durch die Wiesen zum Bache hinabrann, obschon — wolgemerkt — die Heilkraft des Borns bereits ein paar Menschenalter hindurch bekannt und erprobt war, gleichwie die alten Römer schon sich seiner bedient hatten. Zu den Vorzügen Gleichenbergs wird auch der zu rechnen sein, daß es nichts von jenem lungernden beutelüsternen Badproletariat weiß, welches sich dort zu bilden pflegt, wo eine schon bestehende

Ortschaft zu einem Curorte, und dadurch in eine zuvor schlichte Bevölkerung der Same geworfen wird, aus welchem die Schnapphahne erwachsen.

In kurzer Entfernung von Gleichenberg und zu den Anstalten des Curortes gehörig, sprudelt im Engpasse unter dem Schlosse, in der s. g. Klause, ein eisenhaltiger Brunnen, bei dem ein Gasthaus in der grünen Einsamkeit aufgeführt wurde. Die alte Burg Gleichenberg, eine halbe Stunde Wegs vom Curorte entfernt, gehört zum Stammgut der Grafen von Trautmannstorf und befindet sich in baulichem Stande. Vor Zeiten hat das feste Haus, gleich der berühmten Riegersburg, ersprießliche Dienste der Grenzhut gegen Ungarn und Türken geleistet, ferner einen unheimlichen Ruf durch seinen Hexenthurm erworben. Die Hexenverfolgung, jene geistige Seuche der öffentlichen Meinung, die vorzugsweise stark im 17. Jahrhundert wüthete, hat zu ihrer Zeit in der Herrschaft Gleichenberg ganz besonders zahlreiche Opfer gefordert. Hammer-Purgstall spricht ausführlich davon in seinem geschichtlichen Roman „die Gallerin auf der Riegersburg,“ der kurz nach seinem Erscheinen große und allgemeine Theilnahme erregte, weniger durch die Dichtung als durch die Wahrheit darin. In den betreffenden Buchhändleranzeigen wurde zum größten Verdruß des damals mit seinen 70 Jahren immer noch jugendlich heißblütigen Verfassers, die Gallerin gewöhnlich als Gallerie vorgeführt. „Wissen Ihre Esel denn nicht,“ schrieb er in seiner hainbuchenen Derbheit an einen Redacteur, daß man Galerie nur mit einem L schreiben darf? Hammer war, beiläufig bemerkt, auch noch mit 82 Jahren derselbe Heiß-

sporn, und würde es zweifelsohne geblieben sein, wenn er länger das Leben behalten.

Im Jahre 1846 war das alte Schloß bewohnt. Der Burgherr hauste dort, ein wunderlicher Heiliger von widerborstiger Gemüthsart. Er hatte, noch nicht alt, aber doch beiweitem nicht mehr jung, sich zur zweiten Gemalin eine Trampelgunde erkoren. Der frischen derben Dirne war es von Anbeginn an durchaus nicht darum zu thun gewesen, ein Herrenweib zu werden; aber ehrlich wollte sie bleiben. Sie ließ sich zur Frau machen, aber nicht zur Gräfin, sondern behielt ihre ländliche Tracht bei, besorgte ihre Wirthschaft und hielt weder Kammerjungfer noch Stubenmädel, wenn nicht etwa die Stallmagd sich auswärts so nannte. Als wir das Schloß besichtigten, stand Therese ohne Mieder und mit hochaufgeschürztem Kittel am Waschkübel im Hofe, erwiderte den Gruß mit einem treuherzigen „grüß' Gott" und ließ sich weiter nicht stören. Der Graf hatte auf einem Söller Posten gefaßt und hielt die Augen abgewendet, doch hatte er seinen guten Tag, denn die Besucher, welche Trautmannstorf zweifelsohne schon von weitem gesehen, fanden den Zugang zur Höhe des Thurmes unversperrt. Das bedeutete von seiner Seite eine besondere Gnade.

Nachdem die zwei Freunde die schönen Tage von Graz im Murthal genossen, sagten sie mit Hammers Worten der „ville des graces dans la vallée de l'amour" (la Mour) ihr Fahrewol und wanderten seitwärts durch die Berge nach Maria Zell, um dort denselben Weg nach Baden bei Wien zurückzumessen, welchen genau zwanzig Jahre zuvor in einem ebenso heißen

Sommer Helmina mit ihren Söhnen von der pannonischen Quellenstadt zum berühmten Wallfahrtsorte emporgewandert. (S. Buch I, Abschnitt 8.) In Lilienfeld blieben sie über Nacht und brachten einen fröhlichen Abend mit Castelli zu, welcher dort ein Landhaus besaß, das er zur Sommerszeit bewohnte. Er war der lustige frische Bursche von ehedem, dem man seinen hohen Sechziger nicht anmerkte. Einigermaßen spaßhaft nahm er sich aus, weil er zum ländlichen grünen Hut einen schwarzen Frack, eine städtische Weste und eine schlechtgemachte Sommerhose trug. Spindler nannte ihn dafür Larifari. Castelli schlug einen Besuch bei Döbler vor, der in der Nachbarschaft sein Schlößlein bewohnte. Chezy hätte den Hexenmeister gar zu gerne in seiner Häuslichkeit aufgesucht. Spindler legte Einsprache ein; zum Vorwande diente ihm, daß Dingelstedt schwer krank in Döblers Hause daniederlag. „Den Kranken stören wir nicht," sagte Castelli; „das Schloß hat Raum genug für uns alle." Chezy meinte, er würde sich freuen, die Frau Dingelstedt wiederzusehen, wiewol er nicht ganz überzeugt sei, daß sie ihn nicht für Liszt's Mitschuldigen bei der Tortenverwüstung halte. „O gewiß nicht," tröstete Castelli; „die viersitzige Frau ist schon zu dick geworden, um Groll zu hegen." Spindler belachte zwar den plumpen Scherz als einen Vollblut-Castelli, wie er sich ausdrückte, beharrte aber auf seiner Weigerung, worauf man sich über diese Angelegenheit beruhigte und zur Tagesordnung überging.

In Baden verweilte Saphir, wie immer zur schönen Jahreszeit. Der Schwefelbrunnenplatz war durch die Eisenbahn förmlich zur Vorstadt Wiens geworden, nicht minder

leicht erreichbar als unter den gewöhnlichen Sommersitzen der Stadtkinder die etwas entfernteren, wie Pötzleinsdorf, Neustift, Grinzing oder Kirling. Er konnte ungehindert seine Redactionsgeschäfte bei seinem Blatte „der Humorist“ besorgen. Dieses Blatt besaß zwar nicht die Verbreitung und den Einfluß der Theaterzeitung, genoß jedoch in Sachen der Bühne, der Musik, der Literatur und der schönen Künste eines nicht geringen Ansehens, groß genug, um namentlich das Theatervolk und die Virtuosen dem Herausgeber tributpflichtig zu machen. Erst das Jahr 48 brachte die Wendung, wodurch „der lustige Rath“ des Wiener Publicums aus dem Vordergrunde gedrängt und allmälig auf seinen wahren Werth zurückgeführt wurde; schließlich blieb die Schätzung vielleicht sogar unter dem Werthe.

Saphir und Chezy standen zusammen wie Hund und Katze. Dieser Umstand setzte Spindler in einige Verlegenheit, weil er mit dem Spaßmacher stets in den besten Beziehungen geblieben und noch im Jahre zuvor mit ihm zusammengekommen war. Er machte sich daran, eine Ausgleichung zu vermitteln. Bei Chezy war die Aufgabe nicht schwer, obwol er den Zwist begonnen, denn er wußte von jeher auch dort zu verzeihen, wo er selber einen anderen tödtlich beleidigt hatte. Es war die äußerste Schmach, welche er Saphir zugefügt, der seinerseits unter der Bedingung in die Aussöhnung willigte, daß Chezy als ein Fremder dem Fremden mit ihm bekannt gemacht werde. So stellte sich das gesellschaftliche Einvernehmen wenigstens vorläufig her. Die Freunde verkehrten vielfach in Saphirs Hause, dem eine hübsche Frau vorstand, welche von ihm

eine Tochter (von damals neun Jahren) hatte, ihn aber nicht heiraten wollte, weil sie dadurch ihren Witwengehalt aus England eingebüßt hätte. Die 80 Pfund Sterling jährlich waren ihr mehr werth als die Ehre, den Namen Saphir zu tragen, umsomehr als ihr Freund zwar kein Verschwörer wie Catilina war, aber sonst so ziemlich der Beschreibung entsprach, welche Sallust von diesem römischen Cavalier gibt. Im Schuldenmachen hätte ihn sogar J. E. Braun zum Muster nehmen dürfen. Er vertraute in seinem Leichtsinn auf gutes Glück, das in der That ihn auch nie im Stiche ließ; selbst in den letzten Jahren seines Lebens, wo er doch alle Geltung verloren, fanden sich immer noch reiche Gönner aus früheren Tage, welche ihn auslösten, wenn unverschämte Gläubiger ihre Zudringlichkeit bis zu gerichtlichen Maßnahmen trieben. Auch erhielten sich über 1848 hinaus gewisse Ueberlieferungen noch ein Weilchen, bevor sie allmälig ganz verklangen; das Theatervolk z. B. bewahrte längere Zeit eine gewisse Scheu vor dem alten Wauwau, als schon kein Hahn mehr nach seinem Urtheil krähte, und wagte nicht, ihm die Mitwirkung zu versagen, wenn er eine s. g. Akademie veranstaltete, natürlich zu einem wohlthätigen Zwecke, etwa für Abgebrannte oder Ueberschwemmte, nur mit dem kleinen Vorbehalte, daß die Hälfte ihm gehöre. Die barmherzige Absicht nöthigte gleichsam den Hof, sich zu betheiligen, und war ein Aufruf an die stets rege Mildthätigkeit der Wiener; das Zusammenwirken der beliebtesten Künstler ohne Zuthat von Mittelmäßigkeit lockte nicht wenig: kurz, Saphir verdiente stets tausend Gulden für die tausend,

welche er der leidenden Menschheit verschaffte. Der gewohnheitsmäßigen Dienstbeflissenheit von Seiten der Bühnenkünstler und Musiker gesellte sich wol auch ein gewisses Maß von Dankbarkeit; der „Humorist“ war ja das einzige Blatt, welches noch in vormärzlicher Weise ihre Leistungen besprach.

Zu den letzten Tributpflichtigen über 1848 hinaus gehörte eine Putzmacherin Geiger, deren mütterliche Zärtlichkeit für ihr einziges Töchterlein einigermaßen übergeschnappt war, wie denn überhaupt die gute Frau eine allzu reizbare Einbildungskraft besaß, welche zu bändigen ihr Maß von Hausverstand nicht ausreichte. Sie erblickte in ihrer kleinen Constanze den Ausbund aller höchsten Gaben und Vorzüge der Seele, des Geistes und des Leibes; Pallas Athene und Aphrodite in einer Person. „Stanzi“ wurde im Gesange, auf dem Flügel und im dramatischen Vortrage geschult; vielleicht auch in der höheren Tanzkunst und in der Dichterei. Die Leistungen des armen Opfers einer mit dem Verstande durchgegangenen Affenliebe fanden nicht die erwartete Anerkennung. Saphir ließ einen wahrhaft tödtlichen Spaß in der Bezeichnung „Wunderwuzerl“ los. Wuzerl ist in der österreichisch-bairischen Mundart der volksthümlich liebkosende Ausdruck für ein kleines Kind; westlich vom Peißenberg sagt man dafür Wussele. Mama Geiger gab darum ihr Spiel nicht verloren und erkaufte Saphirs Schweigen mit schweren Opfern durch mehrere Jahre hindurch.

Wenn Constanze übrigens weder zu einer Schechner, Clara Schumann, Sophie Schröder oder Fanny Elßler das Zeug besaß, noch eine Schönheit war, so soll damit

nicht gesagt sein, daß sie ohne Begabung und widerwärtig gewesen sei. Die kleine wolgenährte Erscheinuug erinnerte an eine feiste Ente von weißem Gefieder und nahm sich ganz leidlich aus, besonders nachdem ihre unwandelbaren sechzehn Lenze fünf bis sechs dutzendmal vom Vollmonde beschienen worden. Sie spielte recht hübsch allerlei woleingelernte Stücklein auf dem Flügel, wußte so gut als irgend ein Fräulein Maier oder eine Frau Müller ihr „la donna è mobile“ zu singen oder ihr „hinab du flammenhufiges Gespann“ vorzulesen und war von der Natur, wenn nicht mit glänzenden so doch nicht ganz alltäglichen Anlagen für das gewöhnliche Leben ausgestattet.

Nachdem die eiteln Bestrebungen, das zum Wunderkinde gepreßte Mädchen zu einer Berühmtheit hinaufzuschwindeln, längst aufgegeben und vergessen waren, wurde urplötzlich wieder einmal acht bis vierzehn Tage hindurch von Constanze geredet. Ein Prinz des berühmten Fürstenhauses, welches den Belgiern einen König, den Engländern und Portugiesen ihre Thronerben gegeben und kürzlich (1862) die Hellenen beinahe mit einem Träger der Krone versehen hätte, wechselte zu morganatischer Ehe den Ring mit ihr. Diese Wendung der Geschicke ihres Kindes hat die Mutter mit den früheren Mißerfolgen ausgesöhnt; sie läßt sich in ihrem Hauswesen die Fürstin Mutter nennen und niemand außer der Königin Victoria hat den Tod des Prinzen Albert so innig und so lange betrauert. „Unsere Familie wird schwer geprüft,“ pflegt sie zu sagen; „der Blitz trifft ja vorzugsweise die Spitzen der Berge.“

Es ist schon früher gesagt worden, daß Chezy im ganzen wenig geneigt ist, alte Bekanntschaften nach langen Zwischenräumen zu erneuern. Er war es im Jahre 1846 in noch geringerem Grade denn je, weil er kurz zuvor mit Elise Hohenhausen zusammengetroffen, deren Erscheinung ihm eine schöne Erinnerung gestört hatte. Sie war zu einer Postille in ledernem Einbande geworden, lag ihm mit ihrem unnützen Buben in den Ohren, der mit 18 Jahren ohne sichtbare Ursache sich erschossen hatte, und wollte seine Meinung über den Fall von ihm herauspressen. Als ob man einer Mutter sagen könnte, was es zu bedeuten hat, wenn ihr bleicher Junge mit den schwarzblau umränderten Augen, den fahlen Wangen und dem welken Munde sich sozusagen um nichts und wieder nichts den Tod gegeben! Doch keine Regel ohne Ausnahme. Chezy suchte seinen Jugendgespielen Max Landesmann auf, der sich an den Schwefelquellen ansäßig gemacht hatte und außer der Heilkunst keinen Beruf kannte, als ein Sohn zu sein. Er lebte und webte nur in seiner alten Mutter, deren jüngstes Kind er war. Abends saß er bei ihr, um Piquet mit ihr zu spielen, auch dann noch, als sie vor Altersschwäche blöd geworden und mit den Karten wie ein dreijähriges Kind umging. Sie ist ungefähr neunzig Jahre alt geworden. Mit bewundernswerther Hingebung, nicht aus Pflichtgefühl, sondern aus vollem Herzen und als verstünde sichs ganz von selbst, ward er des alten Kindes Mutter. Gewiß ein wunderseltenes Beispiel kindlicher Anhänglichkeit, das ich vom Standpunkte des Beobachters menschlicher Dinge auch vollkommen zu würdigen weiß, obschon es meinem

Wesen auch dann fremd geblieben wäre, wenn ich von Kindesbeinen auf in geordneten häuslichen Verhältnissen gelebt und die beste aller Mütter besessen hätte. Max Landesmann ist, wie schon berichtet worden, ein geachteter Arzt, unermüdlich in seinem Beruf, von den Armen als Helfer und Wohlthäter geliebt.

Um Ernst Feuchtersleben aufzusuchen, ging Chezy eigens für einen Tag nach Wien; doch ist dieser Besuch nicht zu den oben erwähnten Ausnahmen zu zählen, da die beiden in brieflichem Verkehr geblieben waren, freilich nur spärlich, doch ausreichend, um den Faden nicht abreißen zu lassen.

Saphirs Hausherr, der Graf von Aichelburg, bildete in Geldsachen das Widerspiel zu seinem vielgenannten Miethsmann. Er hatte von seinem Vorgänger eine Erbschaft überkommen, deren Bestandtheile überbürdet waren, und zugleich eine „Tabaktrafik.“ Bekanntlich gehört in Oesterreich der Handel mit Tabak zu den Regalien. Die Berechtigung dazu wird, je nach einer bestimmten Ordnung, an Groß- und Kleinverleger verliehen. Aichelburg war Großtrafikant für Baden. Er entschloß sich, das Geschäft mit den Seinen selbst auszubeuten, statt es, wie es bei Herrenleuten gewöhnlich ist, zu verpachten. Seine Töchter versahen im Anfange sogar den Kleinverkauf im offenen Laden, während er den Verkehr mit den Kleinverschleißern betrieb, welche in seinem Bezirke das nicotische Kraut von ihm zu beziehen hatten. Dadurch hat er sein Vermögen wieder in Ordnung gebracht und seiner Kinder Zukunft gesichert.

Die Trafiken sind gleichsam Lehengüter, doch nicht

erblich. Ihre Anzahl wird nach dem Verhältniß der Bevölkerung bemessen. In den Städten, wo deren mehrere, beziehungsweise viele sind, müssen sie auch räumlich eine gewisse Entfernung von einander einhalten. In Wien, wo mit der Zunahme der Bevölkerung und dem Zuwachs an Häusern die Zahl der Trafiken sich vermehrt, sind in neuen Häusergruppen die ersten Geschäfte, welche sich in den Gewölben des Erdgeschosses aufthun, regelmäßig die Tabaktrafik und mehrer Greisler. (Greislerei ist der Kleinhandel mit Bedürfnissen des täglichen Verbrauches; daher nennt man auch die Herausgeber der s. g. autographirten Correspondenzen, wodurch alle Redactionen in der Stadt gleichzeitig mit den kleinen Tagesneuigkeiten bedient werden: Notizengreisler.) Eine Anzahl von Trafiken wird an Witwen und verwaiste Töchter von Offizieren und verdienten Staatsdienern vergeben und von diesen gewöhnlich verpachtet, namentlich in Wien. Auf der Reise, von welcher eben die Rede, habe ich in Salzburg bei einer Waise mich mit Dampfkraut versorgt, welche als Dichterin eine Kirchthurmberühmtheit war. Ihr Name ist mir nicht ganz bestimmt gegenwärtig; er wird schier wie Sedlmaier gelautet haben. Sie war ein unscheinbar bescheidenes Wesen; alle Frische und Anmuth, welche die Natur dem Mädchen vorgnthalten, war der D i c h t e r i n ersetzt worden.

Das Hauptquartier zu Baden schlugen Spindler und sein Freund unter dem Schutze der heiligen Anna auf; so heißt nämlich eine von den Kapellen, „wo unser Herrgott den Arm herausstreckt.“ Das Gambrin'sche Naß wurde dort in seltener Vortrefflichkeit verabreicht

und bestärkte Spindler in seinem Widerwillen gegen die Fahrt nach Stambul, mit welcher natürlich auch die beabsichtigte Reisebeschreibung in's Wasser fiel. Die Freunde blieben mehrere Wochen in Baden. Bei St. Anna hatte sich eine frohmüthige Gesellschaft angesetzt; zuweilen fanden sich auch übermüthige Kumpane ein, wie eines Abends der dicke Tanzmeister Rabensteiner, der sich mit einer Guitarre bewaffnete, sobald der Schwarm verronnen war, und den kleinen Kreis mit „Vierzeiligen" unterhielt. Der Mund des österreichischen Volkes ist überreich an Kernsprüchlein, die in vier Zeilen (wovon sie den Namen führen) alle möglichen Arten von menschlicher Empfindung in Ernst und Scherz ausdrücken. Es war nicht die feine und zarte Gattung, welche Rabensteiner zu seinem Vortrage erkor. Als ihm endlich die Stimme versagte, äußerte er: „Ich könnte bis zum lichten Morgen fortthun, wenn ich nicht heiser wäre. Mein Vorrath ist unerschöpflich." Es war übrigens gut, daß die Fundgrube sich schloß; wir hatten schon genug.

Die Reisenden machten einen Abstecher für mehrere Tage nach Wien. Frankl nahm sich freundlich ihrer an und lud sie zum rothen Igel ein, wo sich Donnerstags eine Anzahl von Schriftstellern beim Mittagsessen zuzusammenfand. Auch unser alter Rederl (Andreas Schuhmacher) kam zum Vorschein; in seinem Wesen prägte sich vorzugsweise jene unbehagliche Hast und Jast aus, welche den Wienern jener Tage eigen war, als spürten sie schon zum voraus das Unwetter von 1848 in ihren Gliedmaßen. Dem Einheimischen konnte dieser Umstand nicht leicht auffallen; wer jedoch die Stadt seit langen

Jahren nicht gesehen, der mußte ihn bemerken. Spindler sagte, die Wiener kämen ihm allesammt vor, als würden sie nächstens das Nervenfieber bekommen. Wenn ich nicht irre, ließ er diese Aeußerung im Igel fallen. „Vielleicht haben sie es schon," sagte einer ganz ernsthaft dazu, während andere lachten. Ich muthmaße, daß Frankl dieser Eine gewesen sein dürfte; doch nicht etwas deßhalb, weil er in seiner Jugend auf einen Doctor Medicinä studirt hatte.

Der „Hans-Jörgl von Speising" spielte damals eine bedeutende Rolle. Im bürgerlichen Leben hieß er Johann Baptist Weis und war k. k. Rechnungsrath, doch nannte man ihn allgemein nach seiner Wochenschrift, die — in der Mundart des gemeinen Mannes geschrieben — auch in den Kreisen der besser gekleideten Stände allgemein verbreitet war und einen Einfluß besaß, wie ihn späterhin das Fremdenblatt, die Morgenpost, die Vorstadtzeitung und der Hans-Jörgl selbst, — alle viere zusammengerechnet, — kaum mehr ausüben. Die Wochenschrift war aus dem früheren Eipeldauer erwachsen, der in den Josephinischen Tagen gegründet, sich einige Jahre hindurch großer Beliebtheit erfreut hatte, welche zur Congreßzeit (1815) sich erneuerte, um dann abermals für viele Jahre einzuschlafen. Die Briefe des Eipeldauers in die Heimat, deren erster Herausgeber Richter, ein vielgerühmter Schriftsteller, gewesen, waren der Ersatz für jene handschriftlichen Zeitungen, die — obschon verboten — noch unter Maria Theresia bestanden, bis Joseph II. die Presse freigab, welcher die mühselige Handarbeit nicht mehr nachkommen konnte. Gegen das Ende der

30er Jahre hin half der witzige Weis dem fast erloschenen Eipeldauer wieder auf die Beine, machte den Verleger damit zum reichen Manne und gewann für sich ein artiges Vermögen. Die Anfänge des Wolstandes benutzte er dazu, ein kleines Landhaus in Speising zu erwerben. Im dritten Buche werde ich ziemlich ausführlich auf den Hans-Jörgl sowol in literarischer als in persönlicher Beziehungen zurückzukommen haben; hier sei nur angeführt, daß Spindler und Chezy einen fröhlichen Tag in Speising bei ihm verlebten.

Der Augustmonat ging zu Ende. Auf des Freundes Zureden verstand sich Spindler dazu, vom gescheiterten Reiseplan wenigstens den Ausflug nach Montenegro gelten zu lassen; aber auch dieses Restchen ging durch einen Druckfehler in die Brüche. In der Anzeige des Lloyd austriaco war der Abfahrtstag des Lloyddampfers um 24 Stunden zu spät angegeben; er wurde versäumt, und da die Schiffe nur alle 14 Tagen von Triest nach Dalmatien abgingen, so war nicht mehr an die Fahrt zu denken und blieb nichts übrig, als Venedig zu besuchen, um dann durch die Lombardei, Tirol und die Schweiz den Heimweg anzutreten, welchen die beiden so gemächlich durchmaßen, daß sie erst tief im October nach Hause gelangten.

Vom Oberetschthal aus sollte die Richtung durch das Engadin eingeschlagen werden. Ein Einspänner wurde gemiethet, der jedoch auf der Seitenstraße kaum 100 Schritte vorgedrungen war, als er glücklich umwarf. Das war ein warnendes Vorzeichen, — nicht etwa in abergläubischem Sinne, sondern um die Aussage der

Wirthin zu bestätigen, daß durch die Ungewitter der jüngsten Zeit alles Land seitwärts von den Heerstraßen pfadlos geworden, und daß die Reise zum Engadin nur zu Fuße oder höchstens auf Saumthieren zu unternehmen sei. Spindler hatte sie dafür eine Gans geheißen, nach dem Sturze jedoch, welcher wunderbar genug ohne Schaden abgelaufen, bestand er darauf, ihrem Geschnatter zu folgen.

Noch desselbigen Tages fuhren die zwei Freunde auf der gebahnten Straße zur schaurig öden Malser Haide empor, von wo aus einem See entspringend die Etsch ihren Lauf nach dem schönen Lande hinunter nimmt, dessen Besitz Deutschland und Frankreich seit Jahrhunderten mit wechselndem Erfolge sich streitig machen. In Nauders blieben sie über Nacht. Zu Mals fand während des Fütterns der Pferde ein trübseliges Zwischenspiel statt. Spindler sah sich nämlich genöthigt, der schönen Julie einen Besuch abzustatten, welche den Hochsommer stets in Mals bei Verwandten zuzubringen pflegte. Er hatte ihr zu Gefallen vor mehreren Jahren ebenfalls die heiße Zeit daselbst zugebracht und war den Leuten wolbekannt. Mehrere redeten ihn an, um ihm zu sagen, daß sie anwesend sei; und da er noch nicht förmlich mit ihr gebrochen hatte, konnte er nicht umhin, zu ihr zu gehen. Er nahm den Freund mit. Julie wollte stolz und spröde thun, es gelang ihr aber nicht recht. Ihre schönen blauen Augen schimmerten wie bethaut und schienen bereit, ihre Schleußen zu öffnen. Chezy versuchte, in aller Stille zu verschwinden, aber Spindler war auf seiner Hut und hängte sich ihm in's Schlepptau. Das war seine letzte Begegnung mit Julie.

Ueber die Ursachen des Bruches habe ich nie ein Wort aus ihm herausgelockt, obwol ich mehrfache Versuche anstellte. Julie scheint, wie ich nach vielen Jahren aus bezeichnenden Umständen schließen lernte, die Schuld davon mir aufgebürdet zu haben, wie vor ihr seine Frau und Emilie gethan. Mit großem Unrecht; ich habe für wenige Frauen eine solche Vorliebe ohne jede zärtliche Beimischung gehegt und sie war mir werth wie eine Schwester. Der Bruch schien mir umso unerkärlicher, als Spindler eine Leidenschaft für sie gefaßt hatte, wie sie sonst keineswegs in seiner Gemüthsbeschaffenheit lag. War doch — freilich nur in der Phantasie und ohne bis zum Willen durchzudringen — eine arge Versuchung an ihn herangetreten, die er nachmals dichterisch verarbeitet hat. Sie steht in einer seiner Schwarzwälder Geschichten zu lesen, wo ein junger Bursche mit der Versuchung kämpft, den alten Mann seiner Liebsten vom Steg in den hochangeschwollenen Strom zu stoßen. Natürlich wird im Geschöpfe der Einbildungskraft zum wirklichen Vorsatze, was in der Wirklichkeit nur die Besorgniß des Dichters gewesen, daß er sich verleiten lassen könnte, die dargebotene Gelegenheit zu benutzen. Doch wird nicht zu leugnen stehen, daß allein die wildeste Gluth der Leidenschaft im Stande sein konnte, eine so schauerliche Wallung zu erzeugen. Möglicherweise war es eben diese Wallung, welche in Spindler eine gewiße Furcht vor dem eigenen Herzen wachrief und ihn dadurch zur Umkehr mahnte.

In Nauders bejammerte die Wirthin ein schweres Unglück. Sie hatte gar nichts, auch gar nichts im Hause als ... Haselhühner. „Wir sind gute Häuter,“ sagte Chezy mit frommer Ergebung in Miene und Ton; und

damit wir die Gelegenheit zur Buße gehörig benutzen, entsagen wir der Mehlspeise und begnügen uns mit drei Wildvögeln." Die Leutseligkeit der Gäste blieb nicht unbelohnt. Die herbstlichen Haselhühner wurden meisterhaft gebraten, der rothe Tiroler aus jenem berühmten Faße gezapft, das in wolbestellten Wirthschaften „zu hinterst im Keller liegt und worauf die schwarze Katze sitzt," und Morgens ein Kaffee aufgetragen, wie selber der Graf Souboff keinen besseren erhalten hat, nachdem er die Fränz' mit dem freien Geleit durch sein Vorzimmer versehen. Die Rechnung war schier lächerlich billig und mit fünf Zwanzigern abgethan.

Auf dem Arlberg wurden zu Stuben die Reisenden am Freitag mit lauter Mehlspeisen abgefüttert. Chezy fragte nach Fischen. Worauf die Kellnerin: „Die Fische hat gestern Abend der Eilwagen vollends aufgegessen."

In Zürich war das Wetter viel zu schön, um einen schnellen Abschied zu gestatten, auch ließ Papa Bauer die alten Stammgäste nicht so rasch aus seiner stattlichen Herberge am Seegestade fort. Sie hatten vor Jahren in seiner früheren Wirthschaft inmitten der alten Stadt sich dergestalt sein Wolwollen erworben, daß sie nothwendiger Weise die Herrlichkeiten seines Kellers durchkosten mußten, und zwar mit Muße. Auf einmal gehe das nicht, meinte er, denn das gäbe nur einen wüsten Rausch, aber keinen Genuß. Das Hotel Bauer hat späterhin (1860) die Ehre gehabt, in allen Zeitungen Europa's und Amerika's genannt zu werden, doch ohne daß durch den seltsamsten aller Friedensschlüsse der Ruf des Hauses gelitten hätte.

Der Luzerner See übte fesselnd alle Gewalt seiner Reize. Zu Basel kehrten die Freunde bei einem werthen „Wirth zum Hosenband“ ein, dessen Haus zum Storch geschildet ist. Seit dem Jahre 1834 hatten sie ihn häufig besucht, und einer von ihnen war ihm zu besonderem Danke verpflichtet, seit der wackere Mann für Wagen, Pferde und einen zuverläßigen Kutscher zur romantischen Flucht einer Theaterprinzessin aus dem Canton Basel gesorgt. Auch pflegte der Storchwirth für Chezy die „Rattenschwänze“ zu liefern, eine Art Cigarren, welche mit den Mailändern große Aehnlichkeit besaßen und, wie ich meine, von Granson kamen. Auch zu Freiburg im Breisgau wurde verweilt, um die beabsichtigte Uebersiedelung, wenigstens mittelbar, vorzubereiten.

46.

Es ist ein trübseliger Abschnitt aus meinem Leben, den ich — manches aus früheren Tagen dabei nachholend — hier einzuschalten habe. Er endet mit dem allzufrühen Tode meines Bruders und mit der entscheidenden Stunde, worin meine Mutter — fast ein Jahrzehnt, bevor sie zu Grabe getragen wurde — für mich endgültig zu den Schatten ging, ohne mir je das Unrecht verzeihen zu können, das sie mir zugefügt.

Als Chezy auf die Reise ging, welche in den allerflüchtigsten Umrissen soeben erzählt worden, befand sich sein Bruder zum Besuche in Baden, um einige Bestellungen auszuführen und wo möglich weitere Kundschaften zu erwerben. Er malte mit großem Erfolge Bildnisse in Wasserfarben; die Oelmalerei betrieb er nur we-

nig mehr, weil der Terpentingeruch ihm die Nerven allzustark angriff. In der Abschiedsstunde forderte Max das feierliche Versprechen, die Jahrgänge seiner Tagebücher von 1843 an für den Fall seines Todes ungelesen zu verbrennen. Die Tagebücher befanden sich in gleichförmig grün eingebundenen Schreibkalendern, vor den zudringlich neugierigen Blicken der Mutter in einer großen Schatulle mit kunstreich gemachtem Schlosse verwahrt, worin sich auch sonst mancherlei Dinge befanden, die zu erwähnen nicht der Mühe werth erscheint. Wilhelm lachte über die Todesahnung und bemerkte beiläufig, daß man Dinge, welche später nicht gelesen werden sollten, am besten ungeschrieben lasse. „Wenn ich aber doch am Leben bleibe," versetzte Max darauf, so will ich in meinen alten Tagen mich der Erinnerungen freuen."

Auf wiederholte ernstliche Mahnung leistete Wilhelm das Versprechen mit Wort und Handschlag. Und das waren sozusagen die letzten Worte, welche die Brüder mitsammen sprachen.

Im November erkrankte Max am Nervenfieber, und als die Sache bedenklich wurde, verlangte er, daß Wilhelm berufen werde. Helmina entsprach diesem Begehren keineswegs, obschon sie die Krankheit nicht ganz verhehlte. Endlich schrieb sie, die Krisis sei überstanden und Max werde in acht bis vierzehn Tagen vollends hergestellt sein. Der behandelnde Arzt hatte ihn für gerettet erklärt, und es war nichts weniger als der Fehler des Heilkünstlers, wenn bald darauf sein Geretteter auf dem Schragen lag. Max, gleich seiner Mutter ein Verehrer des kalten Wassers, hatte, im „kritischen Schweiße"

liegend, ein Sitzbad verlangt, und Helmina, welche in allen Stücken ihre Zuneigungen übertrieb, hatte es ihm bringen lassen. Binnen 30 Stunden darauf war Max eine Leiche. Nun behauptete Helmina, das Sitzbad sei ihm ohne ihr Vorwissen gebracht worden, und bei der Leichtigkeit, womit sie sich selber etwas einzureden verstand, glaubte sie es auch; begreiflicher Weise ließ Wilhelm sie in dieser beschwichtigenden Selbsttäuschung unbehelligt, doch versäumte er nicht, im Stillen dem wahren Zusammenhange nachzuforschen, da ihre Aussage alle Wahrscheinlichkeit gegen sich hatte.

Max Chezy, geboren am 25. Januar 1808 zu Paris, † am 14. Dec. 1846 zu Heidelberg, brachte sein Leben nicht ganz auf 39 Jahre. Von seiner Kindheit und Jugend ist mancherlei schon berichtet worden. Aus der späteren Zeit ist noch einiges beizufügen. Als er bald 30 Jahre alt werden sollte, verlor er mit einemmale alle Arbeitslust, verjubelte zu Frankfurt im Weidenbusch ein überlustiges Jahr und fuhr dann in der Welt herum, bis er zu Ischl im obderennsischen Kammergut seine alte Liebe zur Kunst wiederfand und nach Düsseldorf auf die Malerschule ging. Die Frucht der dortigen Studien waren ein paar große Oelgemälde, vortrefflich gemalt, nur zu umfangreich für die behandelten Gegenstände. Es waren Fachbildchen in vergrößertem Maßstabe. In München gesellte er sich wieder zur Mutter, ohne die er nicht zu leben wußte, obschon er in stetem Hader mit ihr lag. Dort rettete ihm die Wassercur das schwer bedrohte Leben und er blieb von jener Zeit an ein Anhänger der Hydropathie; fast konnte er Hydroman heißen. Den letz-

ten Aufenthalt nahm er mit der Mutter in Heidelberg, doch verließ er ihr Haus und miethete sich eine eigene Wohnung, weil er — wie früher schon erwähnt worden — entdeckte, daß Helmina sich einen zweiten Schlüssel zu seinem Schreibtische verschafft hatte, um seine Briefe zu lesen. Er wohnte bei der bereits genannten Zimmervermietherin Simpson, der Geliebten unseres Junkers Erlach. Sie hatte den Auftrag, in seiner Abwesenheit niemand, selbst die Mutter nicht, in sein Zimmer zu lassen, und die strenge Erfüllung dieser Vorschrift zog ihr den ganzen Haß Helmina's zu, die von ihr nicht anders als von einer eigennützigen, betrügerischen und diebischen Vettel sprach, welche in's Zuchthaus gehöre.

Zu München hatte sich Max in ein hübsches Mädchen aus einer Nachbarstadt verliebt, und da er inne ward, daß seine Flamme die Erbin eines bedeutenden Vermächtnisses von ihrem Oheim sei, so fand er heraus, daß er zum Heiraten alt genug geworden. Amalie war ihm hold, aber die Sippschaft widerwärtig, weil sie die Waise mit ihren Millionen in der Freundschaft behalten wollte. Wilhelm, welcher zufällig von allen obwaltenden Verhältnissen genau unterrichtet war, ermahnte ihn dringend, der Verwandtschaft keine Blöße zu geben. Doch seine Vorstellungen waren in den Wind geschrieben; Max konnte es nicht lassen, allen Schürzen nachzulaufen, und war ungeschickt genug, sich dergestalt fangen zu lassen, daß Amalie sich der Ueberzeugung von seiner Flatterhaftigkeit nicht länger verschließen konnte. Ein solches Verbrechen verzeiht das schöne Geschlecht überhaupt nicht leicht, am wenigsten aber ein ehrbar bür-

gerlich erzogenes Mädchen in einer kleinen Stadt. Von einer Ausgleichung könnte um so weniger die Rede sein, als Amalie zu einer protestantischen Familie gehörte, denn in überwiegend katholischen Ländern zeichnen sich die Protestanten ebenso durch die unerbittlichste Sittenstrenge aus, wie die Katholiken in der Diaspora. Nun ist freilich Baiern ein paritätischer Staat, doch wurde es damals mit der Gleichheit vor dem Gesetze nicht allzu genau genommen, so daß die Nichtkatholiken sich für verfolgt erklärten, um so eifriger zusammenhielten und ihren alten Ueberlieferungen anhingen.

Heidelberg war, namentlich im Winter, von fremden Gästen zahlreich bevölkert und Max bei der englischen Colonie sehr beliebt, so daß es ihm an lohnender Beschäftigung nicht fehlte. Er war fleißig und ein guter Wirth geworden und besaß schon einige Ersparnisse, von denen er Helmina nie etwas sagte, weil sie, wie er gelegentlich gegen den Bruder äußerte, keine Rast noch Ruhe habe, sobald sie wisse, daß Geld vorhanden sei.

Am 15. December setzte sich Helmina auf die Eisenbahn, um Wilhelm zum Begräbnisse zu holen. Wegen eintretenden Schneefalles kam sie erst am andern Tage zur Mittagszeit in Baden an, und zwar vor dem vorausgesendeten Briefe, der aus Versehen in ein unrichtiges Felleisen gerathen war und drei Stunden nach ihr einlief. Sie traf die Familie bei Tische und die Suppe eben aufgetragen. Es verstand sich wol von selbst, daß sie mit ihrer Trauerpost nicht gezögert haben würde, auch wenn sie dieselbe nicht für bekannt gehalten. Nun läßt sich denken, daß die schmerzliche Kunde wie ein Blitz aus

heiterer Luft traf, da ja nach der letzten Meldung alle Gefahr vorüber gewesen. Chezy hat in seinem Leben fast nie geweint; bei diesem Anlasse vergoß er Thränen, wenn auch nicht so reichlich wie die alte Frau, welcher das salzige Naß in die Suppe lief, ohne daß sie jedoch die Speise verschmäht hätte. Die beschwerliche Reise in der kalten Winterluft hatte ihre Eßlust geschärft und der 63jährige Magen war nicht minder gut wie er zu Lebzeiten der Karschin gewesen.

Zum Begräbniß zurechtzukommen, war nicht mehr möglich. Nichtsdestoweniger begleitete Chezy die Mutter am nächsten Morgen nach Heidelberg zurück. Es war grimmig kalt, doch die Bahn von den Schneeverwehungen gesäubert, so daß sie ohne Aufenthalt zum Ziele gelangten. Unterwegs berichtete Wilhelm von seiner letzten Unterredung mit dem Verstorbenen und sagte, Helmina werde hoffentlich nichts gegen das Vertilgen der Tagebücher einwenden. „Gewiß nicht," entgegnete sie, ohne eine Miene zu verziehen; „ein letzter Wille ist heilig". Ganz durchfroren kamen sie in Heidelberg an. Auf dem Wege vom Bahnhofe blies ihnen ein eisiger Ostwind scharf entgegen, der, wie um das Maß der Unbehaglichkeit zu füllen, mit dem Zipfel von Chezy's Mantelkragen ihm einen Funken von der Cigarre in seinem Munde in's Auge schlug. Vom Bahnhofe zu Helmina's Wohnung am jenseitigen Neckarufer zog sich eine weite Strecke hin und es schien dringend angezeigt, unterwegs einzukehren. „Hier wollen wir uns ein wenig wärmen," sagte Helmina, in die Einfahrt eines Hauses inmitten der Stadt tretend. Im ersten Stock ließ sich eine Zofe sehen,

Sie führte die Besucher in den Salon, wo alsbald eine Gesellschafterin, Gouvernante oder was sie sonst war, erschien, um die Damen vom Hause zu entschuldigen. Die alte Frau war unwol, die junge ebenfalls. Da bisher kein Name genannt worden, wußte Chezy nicht, bei wem er eigentlich zum Besuche sei; doch statt zu fragen, begab er sich in die Küche, um sich Wasser für sein Auge geben zu lassen. Nachdem er eine gute Weile sich damit behandelt hatte und die erwünschte Linderung spürte, flüsterte eine Stimme neben ihm, er möge doch bei der gnädigen Frau eintreten. Die Stimme gehörte der erwähnten Zofe, welche den Gast zum hintern Eingang eines Schlafzimmers geleitete und ihm empfahl, leise zu sprechen wie aufzutreten. Chezy fand eine junge Dame; er erinnerte sich ihrer, obschon er sie nur einmal, und zwar vor länger als Jahresfrist gesehen, und sofort verstand er den Zusammenhang der Dinge. Die bleiche Schönheit mit den verweinten Augen entschuldigte sich, daß sie ihn zu Bette liegend empfange, aber sie könne die unerwartet günstige Gelegenheit nicht verpassen, um ein Wort unbelauscht mit ihm zu reden.

„Sie werden sich entsinnen," sagte sie dann, „daß Sie dem Unvergeßlichen verheißen haben, gewisse Schriften zu verbrennen. Ich bitte Sie, das nicht zu versäumen. Meine liebste Freundin ist sehr nahe dabei betheiligt." Chezy versicherte, daß er seines Wortes eingedenk geblieben sei, und gab nochmals das feierliche Versprechen, daß er die Tagebücher von 1843 an ungelesen verbrennen wolle. Im Verlaufe des Gesprächs erfuhr er, daß Max sehr dringend nach ihm verlangt habe. „Da-

von hat mir die Mutter nichts geschrieben", versetzte er, worauf die Dame sich in Vorwürfen gegen sich selbst erging, daß sie zu blöde gewesen, ihn durch eine Zuschrift von dem Wunsche des kranken Bruders in Kenntniß zu setzen, obschon sie — wie sie sich nicht sehr achtungsvoll ausdrückte — die Hinterlist der heimtückischen Alten geahnt habe. Die Zofe rief den Besucher ab. Helmina mahnte nämlich zum Aufbruch und hatte gefragt, ob das Auge denn immer noch nicht in Ordnung sei?

Bei der Sichtung des Nachlasses forschte Chezy vergeblich nach der Schatulle. „Die Simpson wird sie gestohlen haben," sagte Helmina mit ihrer gewöhnlichen Zuversicht. „Die Tagebücher waren darin," hob Wilhelm wieder an. Worauf die Mutter: „Die hat sie natürlicher Weise verbrannt."

Chezy kehrte nach Baden zurück und hatte zwar nicht sein Wort gebrochen, aber immerhin doch nicht eingelöst. Die Tagebücher waren unverbrannt geblieben, freilich aus keinem andern Grunde, als weil sie nicht zu finden gewesen. Die Magd hatte ihm zwar gesagt, daß die Mutter sie an sich genommen, aber er für unziemlich erachtet, Helmina deßhalb zur Rede zu stellen, abgesehen davon, daß er der Angabe Glauben zu schenken billige Bedenken getragen. Wenige Tage darauf erhielt er ein vorwurfsvolles Schreiben von schöner Hand. Helmina hatte nicht nur die Schriften in ihrem Besitz, sondern trieb schnöden Mißbrauch mit dem Inhalte. Die Waschfrau, das Milchweib und wer ihr sonst unter die Hände kam, erfuhren davon, denn wenn die Dichterin gewöhnlich auch sehr schnöde und wegwerfend von der „Canaille"

sprach, so war ihr jedes mit nur halbwegs menschlichen Ohren begabte Wesen gut genug, sobald sie den Drang zur Mittheilung in sich spürte, und dieser Drang war im Laufe der Jahre stets mächtiger in ihr geworden. Chezy antwortete mit umgehender Post, daß er am nächsten Tage in Heidelberg eintreffen werde. Die Zofe möge ihn am Bahnhofe zur bestimmten Stunde erwarten, um ihm gewisse Auskunft zu bringen, deren er zu bedürfen glaubte. Er sei entschlossen, schrieb er, gegen Helmina kein Wort über die Tagebücher zu verlieren, wol aber ihr mit ihrem Maße zu messen und auf einen Schelmen anderthalbe zu setzen.

Das Kammerkätzchen fand sich auf seinem Posten. Eine geheime Besprechung mit der Gebieterin ward vermittelt und eine förmliche Verschwörung angezettelt. Am nächsten Abend bemächtigte sich Chezy der verrätherischen Schriftstücke mit List, löste dem Todten wie der Lebenden sein Wort und fuhr, nachdem er die Beute übergeben, nach Mannheim ab, woselbst er sein Einlager bei Götzenberger nahm, der im Schlosse eine geräumige Wohnung inne hatte. Helmina eilte, wie er ganz richtig vorausgesehen, nach Baden, wo sie ihn vergeblich suchte und erwartete; er wollte ihr nicht begegnen, um nicht genöthigt zu werden, ihr harte Dinge ins Gesicht zu sagen. Auf ihren Brief, den er zu Hause vorfand, schrieb er zurück: „Nachdem Du in Abrede gestellt, die Tagebücher zu besitzen, so darfst du auch nicht behaupten, daß ich sie genommen. Verlange sie von der Simpson.“ Helmina schlug vor, die verfänglichen Stellen unleserlich zu machen. Dazu war es jetzt zu spät. Weil

sie aber jedermann nach sich selbst beurtheilte, so wollte sie nicht glauben, daß ihr Sohn sich der Schriften entäußert habe. Endlich schrieb sie ihm einen förmlichen Absagebrief. Seine Antwort kam unentsiegelt zurück, worauf er die Angelegenheit auf sich beruhen ließ. Er ist von der Ueberzeugung durchdrungen, in seinem Rechte gehandelt zu haben und würde auch heute noch in derselben Weise verfahren, wenn der Handel zu wiederholen stünde.

Die Dame, welche durch die Aufzeichnungen des Todten bloßgestellt wurde, ist bald nach Max gestorben. Ein Kind, welches sie von ihm hatte, war schon vor ihr begraben worden. Es steht zu hoffen, daß der Klatsch und Tratsch, welchen Helmina's unbefugte Enthüllungen in Heidelberg wach rief, nicht in jenes ferne Land gedrungen, wo er ernstliches Weh erregt haben würde. Ich hätte vorgezogen, gar nicht davon zu reden, wenn die Begebenheit nicht so wesentlich zu dem Bilde gehörte, das sich auf diesen Blättern entrollt. In der Liebe, deren betrübter Ausgang soeben geschildert worden, lag die einzige tiefe Leidenschaft, welche Max jemals empfunden, nachdem er tausendmal verliebt gewesen.

47.

Vor dem Scheiden von Baden-Baden sei noch ein ganz flüchtiger Rückblick auf die schriftstellerischen Bestrebungen Chezys in ihrer Gesammtheit und auf ein paar eigenthümliche Persönlichkeiten und Züge geworfen, die bisher keinen Platz fanden. Im Zeitspiegel gab es außer Anläufen und Anfängen auch manchen kecken Pur-

zelbaum. Der tolle Geselle Peter Heberle mit seinem „Lancelot, des Teufels rußiger Bruder“ und „Hanswurst der Judentödter“ war ein Pseudonym wie der ehemalige Julius Aquila. Auch Spindler schrieb manchmal unter angenommenem Namen als Max Hufnagel. Nur Duller fand ein viel einfacheres Mittel, um seinen Namen nicht oft erscheinen zu lassen; er lieferte lieber weniger, statt solche Falschheit an seiner Unsterblichkeit zu üben. Die Benennung, welche wir ihm gegeben, gefiel ihm ohnehin nicht; wegen seiner dünnen Gestalt ohne Vorsprünge und Vertiefungen hieß er, wie der Waidmann den Spieß nennt, woran er den Keuler oder die Bache auflaufen läßt: Saufeder. Im Ausdrucke lag gleichzeitig ein Seitenhieb auf seine Vorliebe für Schilderung verfänglicher und zugleich verbrecherischer Verhältnisse, woran Spindler häufig genug die Feile von Rothstift legen mußte. Nach dem Zeitspiegel kam die historisch-romantische Bildergalerie“, womit Creuzbaur in Karlsruhe eine Masse alter Stahlstiche flott zu machen suchte. Bei demselben Verleger erschien der kleine Roman „die Martinsvögel“, eine mittelalterliche Geschichte aus der Umgegend mit Arabesken aus dem Badeleben von 1835, worin u. a. Spindler und die ganze Tafelrunde der hl. Dreikönige geschildert wurden. Diesen folgten die Arbeiten im Morgenblatt und in der Allgemeinen Zeitung, wozu später die Verbindung mit Lewald, dann mit Gottlob Franckh und seinem Nachfolger kam. Wenn man die Erzählungen, Romane und selbstständigen Bücher zählen wollte, welche Chezy in diesem Zeitraum von 15 Jahren schrieb, so würden sich ohne Mühe zwölf Dutzend Stück zusam-

menstellen lassen, natürlich ohne die brieflichen Berichte, literarischen Besprechungen, Uebersetzungen und sonstige Hobelspähne einzurechnen; ich führe diesen Umstand nur an, weil Freunde und Bekannte ihn häufig als einen Faulenzer verschrieen haben. Wer die frühen Morgenstunden zu benutzen versteht, behält tagsüber Muße genug, seiner Kurzweil nachzugehen. Zu den Hobelspähnen sind auch ein paar Dramen zu rechnen; von ihnen war schon früher die Rede, doch ist noch eines zu erwähnen, das — in verlorenen Stunden von den Freunden durchgesprochen — gelegentlich auch einmal zu Papier gebracht wurde. Scotzniovsky druckte „die edle Frau von Armagnac“ als Handschrift, und zwar — eben weil er erklärt hatte, er werde keine Bezahlung dafür annehmen — mit sehr überflüssigem Aufwande in der äußeren Ausstattung. Von Chezys Briefwechsel sei geschwiegen; er schrieb höchst selten und ungenügend an seine Freunde, so daß Spindler gelegentlich sagte, er zeichne sich nicht nur durch die Kürze seiner Mittheilungen aus, sondern auch durch die Kunst, in den wenigen Worten ... nichts zu sagen. Ich glaube nicht, daß er jemals einen lebhaften Briefwechsel von wolgenährtem Feuer in regelmäßigen Zwischenräumen längere Zeit hindurch unterhalten hat, außer vielleicht mit der Herzdame. Uebrigens erheischt die Billigkeit hier eigens zu bemerken, daß Chezy in späteren Jahren zu der Einsicht gelangt ist, daß ein Brief zwar kurz aber nicht leer sein dürfe; seitdem bemüht er sich, immer auch wirklich zur Sprache zu bringen, was eigentlich zu sagen ist.

Wenn indessen unser Freund kein Bärenhäuter war,

so ist damit keineswegs gesagt, daß er an jedem Morgen seine Aufgabe — ich will nicht sagen: mit Bechstein'scher Gewissenhaftigkeit, sondern überhaupt nur einigermaßen ordentlich abwickelte. In diesem Stücke war er und ist er heutigen Tages noch, was man wetterlaunisch heißt. Wenn der Trieb in ihm nicht drängt, würde aller Zwang vergeblich sein, insofern nicht etwa von einer untergeordneten Thätigkeit die Rede. Einen Theaterbericht von der Schau- oder selbst von der Weltbühne schreibt man auch mit befangenem Kopfe nieder. Abgesehen von Reisen und den alle 2 oder 3 Jahre grundsätzlich vorgenommenen Faulenz-Curen, kostete auch das Waidwerk manchen Arbeitstag. Diese Bemerkung schließt nicht etwa einen Vorwurf ein; jeder Tag, den einer in wirklichem Genusse zubringt, ist ein gewonnener, und auch die Arbeit wird zum Genusse, wenn sie nicht zur Robot (Frohnde) ausartet, gleichwie die Unterhaltung widerwärtig erscheint, sobald sie lediglich zur Zuflucht gegen Langeweile geworden.

Unter den Jagdgenossen von Baden fehlte es nicht an komischen Gestalten, einheimischen wie fremden. Ich rede nicht von den ganz alltäglichen Erscheinungen dieser Gattung, welche so ziemlich überall dasselbe Gepräge tragen und deren Urbilder sich namentlich in den Fliegenden Blättern von München verzeichnet finden. Der „Petermann" von Baden hieß Glöckler, nur war er nicht mager wie jener, sondern wog seine drei Centner. Vielleicht betrug das Gewicht blos 250 Pfund, aber weniger ganz gewiß nicht. Dieser Fallstaff war ein ausgezeichneter Schütze; mehr als einmal habe ich selber mit

angesehen, wie er einen Hasen mit der Kugel schoß; noch ausgezeichneter jedoch war er im Jägerlatein. Wenn man ihn hörte, stand sein Hund vor den Schnepfen auf dem Speisezettel, schoß er, beide Läufe zugleich losdrückend, einen Fasan in der Luft und einen Hasen in voller Flucht auf dem Felde, erlegte er ein Altthier von rückwärts so geschickt, daß er, um den Werth der Decke nicht zu vermindern, seine Kugel durch die schon vorhandene Oeffnung sendete. Manche seiner Münchhausereien sind nachmals in die Fliegenden Blätter gekommen, welche seit dem Anbeginn der 40er Jahre das Schatzkästlein des deutschen Kernspaßes bilden. Im bürgerlichen Leben war Glöckler ein gediegener Biedermann, der nach einem thätigen Dasein als Weinhändler sein Geschäft aufgegeben, um sich in Baden zur Ruhe zu setzen. Ein Schwiegersohn von ihm war der Kaufmann Weber von Antwerpen, ein Millionär. Glöcklers jüngste Tochter Nathalie besaß eine der herrlichsten Stimmen, die es jemals in der Welt gegeben; Weber ließ sie in Mailand ausbilden, doch unter der Bedingung, daß sie niemals öffentlich auftrete. Meierbeer hatte sich vergebens erboten, dem (damals 16jährigen) Mädchen in Paris 20,000 Francs jährlich bis zum Beginn der theatralischen Laufbahn zu verschaffen. Unter ähnlichen Bedingungen war wenige Jahre zuvor Kathinka Heinefetter (Sabines Schwester) auf Kosten der Pariser großen Oper ausgebildet worden.

Eine spaßige Figur war der alte Franzose Lamartinier, ein zur Mumie eingedörrtes Männlein, häßlich wie ein Alraun, verliebt wie ein Affe. Der Franzose zählte über achtzig Jahre, als ich nach einer beschwer-

lichen Jagd in den Bergen zu ihm sagte: „Ich bin über vierzig Jahre jünger als Sie und dennoch bereits müde und matt, während Sie noch frisch und munter wie am Morgen einhergehen. Wie sind Sie nur zu solch rüstigem Greisenalter gekommen?“ Worauf er ganz ernsthaft: „Ah, monsieur, c'est ce que je suis assez bête.“ Das war nicht etwa ein Witz; er gehörte wirklich zu den einfältigsten Leuten, die mir jemals vorgekommen sind. Von ihm rührte jenes große Wort her, das seinerzeit durch alle jüngern Meidingers lief: „Nun sein ick schon swansik Jahr hier und das dumme Deutsch verstehn mir nix.“ Auf der Jagd erlegte er wunderselten etwas, obschon er sonst doch so viele Böcke schoß. In der Ueberzeugung, das deutsche Wild verstehe kein Französisch, verdarb er den Nachbarn nicht selten einen Schuß.

Lamartiniers Nebenbuhlerin im Ruhme der Einfältigkeit war eine Wirthstochter, welche die Schrankthüre zugeklappt, weil die Gäste über die Zugluft geklagt. Als eines Abends vor dem Josephstag in der Straße ein Ständchen vernommen wurde, fragte jemand, wer denn der Seppel sei, welchem die Ehrenbezeugung gelte? „'s Bäcke Michel,“ lautete der Bescheid.

Der Maler Schweinfurt aus Karlsruhe brachte ein paar Jahre in Baden zu. In seiner angeblichen Gemalin erkannte man später die todtgeglaubte Gräfin Rambaldi aus München, welche allerdings am Gestade des Starnberger Sees Hut und Schleier zurückgelassen hatte, doch nicht um sich den Fischen zur Speise zu überantworten. Es wäre auch schade um das wolgestaltete Menschenbild gewesen. Nachdem ihre Eltern in Erfahrung gebracht,

daß sie noch lebe, und der Graf Rambaldi in die Trennung gewilligt hatte, kehrte sie unter der Bedingung in das Vaterhaus zurück, daß Schweinfurt für die baren Auslagen entschädigt werde, welche sie ihm verursacht hatte. Der Vater erlegte 1200 fl. und die verlorne Tochter kam zurück. Doch soll ihre Bußfertigkeit nicht lange angehalten und sie sich wieder mit dem Maler vereinigt haben. Gesehen habe ich es nicht, sondern nur gehört.

Zum Schlusse des Abschnittes ein lustiger Zug. Hailbronner kam für einen oder zwei Tage nach Baden. Chezy hatte den freisamen Soldaten und geistreichen Mann überaus gern und schätzte ihn als Schriftsteller sehr hoch. In ersterer Beziehung gab es viele, die wie er dachten, und in letzterer hat er bis zum heutigen Tage die ungeheure Anzahl der Leser „Aus der Reisemappe eines Touristen“ und anderer Bücher auf seiner Seite. Spindler dagegen fühlte eine starke Abneigung gegen ihn, und da er auch gar keinen Grund dafür aufzubringen wußte, sagte er, Hailbronner sei ein Jude, wie schon der Name beweise. Chezys Aufforderung an einem mit dem werthen Besuch verabredeten Spaziergang theilzunehmen, lehnte er mürrisch genug ab.

Auf demselben Spaziergang geschah es, daß seinerseits Hailbronner fragte: „Ist Spindler getauft?“ Chezy brach in ein unbändiges Gelächter aus und konnte nicht umhin, die Ursache zu bekennen. Der andere lachte so tapfer mit, daß die stattliche Riesengestalt mit den gewaltigen Formen von oben bis unten wackelte. Er fand es überaus spaßhaft, daß er, der blonde Sprößling eines altbaierischen Edelgeschlechtes, seine Urväter in Palästina

suchen sollte; noch spaßhafter kam ihm die Sache vor, als er vernahm, daß Spindler gleich ihm von alten Christen in Baiern stamme. „Doch er trägt wenigstens kohlschwarze Augen und pechschwarze Haare,“ sagte er schließlich.

Hailbronner war damals, wie ich glaube, Oberstlieutenant. In verhältnißmäßig kurzer Zeit ist er General geworden. Vor einiger Zeit soll er in den Ruhestand getreten sein.

[illegible] sie in Verbindung [illegible] interessanter [illegible] die in ihren Lebenskreis traten. Wir machen [illegible] Bekannt-schaft [illegible] bekannt, sie lebte in Köln, in Darmstadt, in Berlin, in Dresden und Prag [illegible] gestorben [illegible] mit [illegible] und bis [illegible] Schriften [illegible] Gesellschaft [illegible] mit einem [illegible] Humor, [illegible] Vortra-[illegible] Buch [illegible] so [illegible] Lektüre macht.

[illegible]

[illegible] Erinnerungen [illegible] unbekannten [illegible] Persönlichkeiten und [illegible] Schriftstellerin des [illegible] Viertels dieses Jahrhunderts [illegible] Anspruch auf die Beachtung [illegible] Beiträge zur Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts zu [illegible] der vorliegenden Bände [illegible] des ersten Bandes [illegible] Erinnerungen [illegible] vor einigen Jahren [illegible] unter dem Titel [illegible] mit [illegible] Humor und [illegible] Leben und die Erfahrungen der [illegible] Schriftstellerin [illegible] mit ihren beiden Söhnen. [illegible] Armuth [illegible] Schriften [illegible] erzählt, die übrigens [illegible] eine sehr [illegible] Seele von [illegible] Sittlichkeit und Charakterfestigkeit, [illegible] jener Zeit, [illegible] beiden [illegible] Kraft und [illegible] und geistigen Kreisen [illegible] in Berührung kam. [illegible]

mit denen sie in Verbindung kam, von interessanten Charakteren, die in ihren Lebenskreis traten. Sie machte sich in Nord- wie in Süddeutschland heimisch, sie lebte in Köln, in Darmstadt, in Berlin, in Dresden, in Prag, in Wien, sie verkehrte mit dem Fürst-Primas, mit Tieck, mit Fr. Schlegel, mit K. M. von Weber u. s. u. s. w., und die meisten all' dieser Gestalten weiß der Verfasser mit keckem Griffel in kurzen Zügen geistreich und pikant abzuschildern, oft mit jenem leisen Humor, dessen Vorwalten durch das ganze Buch es zu einer so fesselnden Lectüre macht."

Die Erheiterungen 1863, 18. Heft:

„Die vorliegenden beiden Bände der Erinnerungen eines Schriftstellers, dessen Feder unbestritten zu den gewandtesten und witzigsten der Gegenwart gehört und dessen vielbewegtes Leben ihn einer Menge höchst interessanter Persönlichkeiten und namentlich den gefeiertsten Schriftstellern des zweiten Viertels dieses Jahrhunderts nahe gebracht hat, haben gerechten Anspruch auf die Auszeichnung, werthvolle Beiträge zur Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts zu sein. Der Inhalt der vorliegenden Bände oder des ersten Buchs dieser Erinnerungen erschien vor einigen Jahren theilweise im Cotta'schen Morgenblatt unter dem Tittel: „Aus dem Leben einer deutschen Dichterin," und schildert mit viel Humor und schonungsloser Offenheit das unstete Leben und die Irrfahrten der zu ihrer Zeit vielgefeierten und sehr beliebten Schriftstellerin Helmina v. Chezy, der Enkelin der Karschin, mit ihren beiden Söhnen. Gerade die kecke frische Laune und der rücksichtslose Freimuth, womit der Sohn Wilhelm die Schrullen, Wunderlichkeiten und thörichten Streiche seiner Mutter erzählt, die übrigens bei all ihrem excentrischen Wesen eine sehr harmlose Seele von trefflichstem Gemüth, aber ohne Stetigkeit und Charakterfestigkeit, vom launenhaftesten Sanguinismus und einer an's Komische streifenden Naivetät war, hat seiner Zeit viel herben Tadel gefunden, obschon offenbar die rigorosesten Splitterrichter das Gefallen kaum verhehlen konnten, das ihnen trotz alledem dieser sogenannte „Skandal" verursachte. Wir gestehen, auch uns hat die Desinvoltüre, womit der Sohn darin von seiner Mutter sprach, nicht sehr erbaut, aber die Schilderungen in ihrer Anschaulichkeit, Frische und freimüthigen Objectivität haben uns allgemein amüsirt und uns von dem Leben dieser „fahrenden" Schriftstellerin ein ebenso treues Bild gegeben, wie von den verschiedenen literarischen und geselligen Kreisen, mit welchen die originelle dicke Helmina in Berührung kam. Man muß auch wirklich anerkennen, daß das Buch Chezy's, vom kultur-historischen Gesichtspunkt betrachtet, ein entschiedenes Verdienst hat und überall das Gepräge der Glaubwürdigkeit und objectivsten Treue trägt, dabei aber eine Lectüre abgibt, wie man sie unterhaltender, pikanter und über Zustände, Personen und Sitten jener Epoche lehrreicher nicht wünschen kann, — daß es den ganzen Zauber eines kühnen Griffes in das volle Menschenleben hinein besitzt, und diesen auf jeden empfänglichen Leser ausüben wird. So gestehen wir denn auch ungenirt, daß wir diese

neue erweiterte Ausgabe dieser Erinnerungen mit großem Genusse gelesen haben, und auf die Fortsetzung sehr gespannt sind, sowie daß diese Aufzeichnungen zu dem Unterhaltendsten und Lehrreichsten gehören, was die ganze Memoiren-Literatur der Gegenwart aufzuweisen hat, und daß wir es dem Verfasser überlassen, über seinen geübten Freimuth mit sich und seinem Gewissen in's Reine zu kommen."

Der Oesterr. Volksfreund, 1864. Nr. 30:

Das genannte Werk sucht den strengsten Anforderungen an die Memoiren-Literatur zu entsprechen. Es ist vorerst der Hauch der Wahrheit, der das Ganze durchzieht, welcher diese Selbstbiographie vortheilhaft auszeichnet. Der Herr Verfasser beurkundet ein staunenswerthes Gedächtniß; der Lücken in dem bisherigen Theile der Erzählung, und dieser greift doch nach den ersten Blüthen des erwachten Selbstbewußtseins zurück, sind wenige. Dunkel und Unklarheit betrifft überdies meist nur nebensächliche Punkte. Was wäre daher natürlicher und auch verzeihlicher gewesen, als daß der Autor die Leuchte der Phantasie zu Rathe gezogen hätte, zumal er vergewissert sein konnte, daß ihr Licht, wenn auch nicht auf Wahres, so doch auf Wahrscheinliches fallen werde? — Aber Herr Chezy, dem daran liegt, Wahrheit ohne Dichtung zu schreiben, nahm selbst Anstand, von diesem so nahe liegenden Ergänzungsmittel Gebrauch zu machen: und gewiß wird man ihm hiefür Dank wissen. — Er erzählt mit epischer Ruhe und in epischem Flusse. Auch fehlt ihm die Naivität eines echten Epikers nicht, dies bezeugt unter vielen anderen schon der Umstand, daß er mit rührender Aufrichtigkeit selbst angibt, wo und in wiefern ihn sein, übrigens, wie schon gesagt, sehr respektables Gedächtniß im Stich läßt. Einfachheit und plastische Klarheit machen den Styl mustergiltig. Den Grazien hat Chezy wohl vor einem Menschenalter schon seine Opfer gebracht, und sie sind ihm fort und fort gewogen geblieben. Daher wir uns eine lieblichere und klangvollere Prosa nicht leicht denken können. Esprit, welcher den Leser unterhält und fesselt, mag als ein väterliches Erbgut angesehen werden. Doch es ist wohl überflüssig, von den Vorzügen der Sprache und der Darstellung zu reden, die der Spindler'schen Schule unbestritten zugestanden werden. Chezy ist einer der vorzüglichsten Repräsentanten dieser letzteren.

Der Verfasser will das Interesse nicht ausschließlich an seine Person, seine Erlebnisse, sein Streben und Schaffen fesseln; er stellt vielmehr seine Persönlichkeit in den Hintergrund und will einen Beitrag zur Literaturgeschichte liefern. Er kann dieser Aufgabe um so mehr gerecht werden, als ihm seit der frühesten Jugend nahezu kein literarischer Kreis verschlossen, keine schriftstellernde Persönlichkeit unzugänglich geblieben ist und als es ihm wirklich um Mittheilung unmittelbar aus dem Leben gegriffener und objektiv erfaßter Wahrnehmungen und charakteristischer Züge zu thun ist. So weit die

(Fortsetzung auf dem Umschlag des 4. Bändchens.)